Edouard Schuré.

Geschichte des deutschen Liedes

Edouard Schuré's

Geschichte des deutschen Liedes.

Eingeleitet von Adolf Stahr.

Dritte Auflage.

Mit einem Vorwort von **Oskar Schwebel.**

Allein berechtigte deutsche Ausgabe.

Minden i. W.
J. C. C. Bruns' Verlag.
1884.

Vorwort zur dritten Auflage.

Es war mir eine holde, willkommene Arbeit, das Werk Edouard Schuré's über das deutsche Lied für seine dritte Ausgabe zu bevorworten.

Ich habe selten solch' ein liebenswerthes Buch gelesen! Zwei Reminiscenzen, — beide, gleich dem Verfasser des nachfolgenden Werkes, von elsassischer Herkunft, — wollten bei der Lektüre dieses Buches nicht aus meinem Geiste weichen: es gemahnte mich an Martin Schongauer's allbekanntes, wunderliebliches Bild, die kolmarer „Maria im Rosenhag", und an Konrad's von Würzburg, wahrscheinlich zu Straßburg entstandene „goldene Schmiede". Was für das Frauenideal des Mittelalters diese Dichtung und dies herzerfreuende Gemälde gewesen sind, das ist für das deutsche Lied die Darstellung Schuré's geworden, — eine Krone der Ehren, ein funkelndes Geschmeide, wonnig geziert mit den Rosen, welche nur die innigste Liebe und das tiefste Verständniß zwischen Gold und Juwelen einzureihen vermag!

Edouard Schuré ist, wie Adolf Stahr in der „Einleitung" dies des Weiteren ausführt, eine künstlerisch veranlagte Natur durch und durch. Daraus erklären sich die ganz eminenten Vorzüge seiner Darstellung, aber auch gewisse Schwächen seines Werkes.

Denn die Pflicht der Wahrhaftigkeit und die ernste Würde deutscher Wissenschaft gebietet mir, auch das hervorzuheben, was mir bei dem Studium von Schuré's Buch aufgefallen ist und was ich in demselben vermißt habe.

Zuerst wird jeden logisch denkenden Mann die durch das ganze Buch sich hinziehende Verwechselung der beiden Begriffe „Volkslied" und „Lied" befremden. Oder vielmehr: es ist überall das Wort „Volkslied" für den Begriff des „volksthümlichen Liedes" gewählt worden. Das geht nicht an. Wissenschaftlich sind beides durchaus verschiedene Dinge. Wollte Schuré eine Geschichte des deutschen Volksliedes schreiben, so mußten die Kapitel VIII und IX über „Goethe" und das „Lied des 19. Jahrhunderts" völlig fortfallen. Wollte er eine Geschichte des deutschen Liedes schreiben, so hätten die Minnesänger und der größte lyrische Dichter Deutschlands, Herr Walther von der Vogelweide, — in neuerer Zeit Paulus Gerhardt und die Erotik des Göttinger Hainbundes doch wohl auch, — so meine ich, — ein kleines Gedenken verdient! Was S. 244 von Gerhardt gesagt ist, genügt nicht.

Abgesehen hiervon wird der Fachmann oder der tiefer in die Geschichte der deutschen Dichtung Eingedrungene in Schuré's Buch Manches vermissen, was nicht hätte fehlen sollen. Es liegt dies Fehlen wichtiger Monumente deutscher Volkspoesie wohl daran, daß schwerlich einem Ausländer das massenhafte Quellenmaterial, welches zur Geschichte des volksthümlichen Liedes bei uns bereit liegt, bekannt sein konnte. Mone's „Anzeiger für die Kunde deutscher Vorzeit" kommt so leicht in keines Fremden Hand, ebensowenig, wie die liederreichen Chroniken des 15. und 16. Jahrhunderts sich auf auswärtigen Bibliotheken finden werden. So ist es denn gekommen, daß Schuré z. B. das sehr reiche, wie Schildesklang und Harnischdröhnen, wie Trompetenschmettern und Schwerterklirren tönende Volkslied der Friesen ungenügend behandelt, das aber der

Elbe und Ostseelande gar nicht erwähnt. Werke, wie z. B. das von Neocorus und die von Müllenhoff aus ihm geschöpfte Anthologie, — plattdeutsche Chroniken, wie Kantzow's berühmtes Buch oder die Städtegeschichten von Magdeburg, Bremen u. s. w., welche ein überreiches Material enthalten, hat der Franzose nicht zur Hand gehabt. Indeß, — wir wollen ihm das nicht verdenken! Die schweizer Kriegs- und Schlachtenlieder, welche Schuré breit behandelt, werden stets die klassischen Stücke dieser Liedergattung bleiben, obwohl meines Erachtens die niederdeutsche Poesie viel naiver, großartiger und kampfesfeuriger ist.

Ich vermisse ferner schmerzlich in Schuré's Buch ein tieferes Eingehen auf das geistliche Volkslied des Mittelalters. Wozu sind die lateinischen Hymnen auf Seite 212 ff. erwähnt; — wozu steht hier das niemals in Deutschland volksthümlich gewesene „Stabat mater“, von welchem sich meines Wissens nur zwei mittelhochdeutsche Uebersetzungen nachweisen lassen; — und warum sind die ergreifenden Bußgesänge der Geißler vergessen, welche Herr Schuré als Elsasser doch wohl kennen mußte; — warum ist Tauler's, des Straßburger Dominikaners, wundertiefes:

„Es kommt ein Schiff, geladen
Bis an sein' höchsten Bord,“ —

ein Lied, das wahrhaft zum Volksliede geworden ist, — mit keinem Worte erwähnt? Die ganze, durchaus volksthümlich-mystische Dichtung des Predigerordens, die einen reichen poetischen Frühling geistlicher Lieder in den süddeutschen Klöstern hat entstehen lassen (vgl. Greith, Mystik im Prediger-Orden), die St. Georgslieder, sowie die zahlreichen, namentlich auf bairischem Boden überreich aufgeblühten Wallfahrtsgesänge melancholisch reizvollen Tones fehlen in seiner Darstellung. Man kann den Geist des 15. Jahrhunderts aber unmöglich in allen seinen Richtungen schildern, wenn man ein Lied, das

so düster und tief wehmüthig die Weltflucht der müden, gequälten Seele schildert wie das gewaltige:

„Ich wollt' daß ich daheime wär'
Und aller Welt nicht diente mehr!"

nicht erwähnt. Die Bedeutung des Marienkultus für das Aufblühen des geistlichen Liedes ist Herrn Schuré ebenfalls entgangen. Das volksthümliche Lied des Schwanenordens, das ganz vorzügliche:

„Mutter aller Seligkeit," —

die „Maria im Garten und auf dem heiligen Berge" durfte so wenig hier fortgelassen werden wie das majestätische, allerdings überarbeitete:

„Kyrie! Kyrie!
Herr Christ, komm' auf die See!"

norddeutscher Schiffer.

Auch der revolutionäre Charakter des Volksliedes um 1500 hätte eine eingehendere Beleuchtung verdient. Um diese Zeit spiegelt sich der Volkscharakter hell wie niemals im deutschen Liede wieder. Aber auch hier ist das Material sehr zerstreut und wohl nur durch die Arbeit eines ganzen Lebens zu beschaffen. Die Heimath hätte indessen auch hier dem Herrn Verfasser Manches an die Hand geben können. Ich meine vor Allem das Lied:

„Einstmals, da ich ein Ritter was,
Meines Eides und Herrn vergaß"

u. A. mehr. Dafür mußte gänzlich aus einer Geschichte des deutschen Liedes verbannt bleiben Herr Ulrich von Hutten. Es mag ja schwer sein, sich die Entsagung aufzuerlegen und die geharnischten Schriften des streitbaren Mannes mit Stillschweigen zu übergehen; aber es wird doch keinem Litterarhistoriker von Urtheil einfallen, Hutten einen Dichter zu nennen, weil ihm das eine Lied mit seinem Wahlspruche: „Ich hab's gewagt!" gelungen ist. Das Kriterium des Liedes, soweit

dasselbe hier in diesem Buche in Rede steht, ist das, daß seine Verse singbar sind. Und nun singe einmal jemand Hutten's eherne Streitesworte! Er und Bertrand de Born, — das ist doch wohl ein himmelweiter Unterschied!

Es führt mich das auf etwas Anderes. In den von Adolf Stahr auf Seite 9 angeführten Worten wird Schuré gegen Frankreich geradezu ungerecht und erhebt Deutschland über alle Gebühr. Im Namen der Wahrheit muß ich die uns hier dargebrachte Huldigung einfach zurückweisen. Es ist in Frankreich, — es ist in Paris nicht schlimmer als bei uns, als in meiner lieben Vaterstadt Berlin! Die grauenhafte Herrschaft der Zote ist bei uns vielleicht sogar noch eine ausgedehntere. Was das „Café chantant“ und das „Volkstheater“ (!) bei uns unter das Volk wirft, ist noch ärger als die Chansonette der französischen Buhlerin. Auf der andern Seite wirken die durchaus löblichen Gesangvereine bei uns, wirkt der musikalische Unterricht der Schule lange noch nicht so nachhaltig, wie z. B. die eine provenzalische Gesellschaft, — ich glaube in Aix, — welcher es gelungen ist, in den lorbeerreichen, mandelduftenden Thälern dieses schönen Landes die Geister der alten Volkspoesie wieder wach zu rufen und eine melodienreiche Dichtung, eine tiefwahre Dichtung im Dialecte wachzurufen, die an künstlerischem Werthe hoch über den Werken Reuter's steht und sich getrost mit der keuschen, edlen Muse Hebel's messen kann.

Ich habe noch ein Wort über die Texte zu sagen, in welchen Herr Schuré die deutschen Lieder anführt. Es sind dieselben nicht immer die besten. So z. B. hätte der Tannhäuser, Seite 227, in der von Bechstein entdeckten, viel älteren Form gegeben werden müssen. In ihr lautet die letzte Strophe:

„Drum soll kein Papst, kein Kardinal
Den Sünder je verdammen.
Groß sei die Schuld, so wie sie will,
Gott's Gnad' kann sie doch erlangen!“

In diesen Worten liegt zugleich der ächt waiblingisch-protestantische Inhalt der Tannhäusersage verborgen. Wie schwächlich klingt dem gegenüber das überarbeitete:

„Das soll nimmermehr kein Priester thun,
Dem Menschen Mißtrost geben;
Will er denn Buß' und Reu' empfahn (!),
Seine Sünd' sei ihm vergeben!" —

Doch ich mag nicht nach Philologenart kritteln und tadeln! Wolle der freundliche Leser aus den gemachten, theils das Wesen, theils die Form der Sache treffenden Ausstellungen die Ueberzeugung entnehmen, wie eifrig ich mich in das Buch vertieft und mit welcher Freude ich dasselbe gelesen habe! Kleine Fehler bemerkt rechte Liebe ja wohl am frühesten!

Wir wollen es ferner Herrn Schuré verzeihen, daß er das Wiederaufleben des Volksliedes anno 1866 nicht erwähnt. Das sind nun einmal schmerzliche Reminiscenzen für einen Mann, welcher seinen deutschen Namen nach dem Vorbilde der Väter und Großväter mit dem Accent aigu zu schreiben sich gewöhnt hat! Im Jahre 1866 aber erstanden uralte Volksmelodien bei uns von Neuem; so z. B. das berühmte, derb komisch umgewandelte:

„Wo sich zwei Verliebte scheiden,
Da verwelken Laub und Gras!" —

Einzelne Regimenter, wie die sechsten Kürassiere von Brandenburg, sahen sich mit einem Male im Besitze von Marschliedern, deren Entstehung wie die des ächten Volksliedes absolut nicht nachzuweisen war. Da sprudelte der uralte, ewige Born von Neuem, und was in der Schule der Cantor mit dem Bakel und den oft geradezu kindischen Liedern unserer Lesebücher bei den Jungen nicht hatte erreichen können: das schuf mit einem Schlage die großartige Poesie der Schlachten und des Lagers.

Nach diesen Ausstellungen darf der Leser wohl versichert

sein, daß mein Urtheil über das Schuré'sche Buch ein durchaus objectives ist. Ich kann dies Buch der Gunst des Publikums nicht lebhaft und dringend genug empfehlen. Es weiß manch' ein Deutscher noch nicht, was wir an unserm Volksliede haben. Wer selbst von den Gebildeten unserer Nation ist völlig vertraut mit der Geschichte dieser wilden, köstlich schönen Rose in unserer Litteratur? Wie viele unserer Salondamen, die sich Freundinnen jedes Schönen und Edlen nennen, welche dem Dichter, dem Künstler gegenüber die holde Rolle von wahrhaftem, „bacchisch geweihtem" Frauenthum zu spielen lieben, wissen Gründliches von der langen Geschichte des Volksliedes, von dem herrlichen Liederbuche von Tegernsee, von der Nonne Klara Hätzlerin, von dem Staufenberger und der Meerfei, von der getreuen Frau Florentina u. s. w.? — Sie möge das prächtige Buch Schuré's zu dem Studium des deutschen Volksliedes anregen; sie vor Allen! Denn unendlich groß und weihevoll ist dessen Einfluß auf das Gemüth! Außer der Religion kenne ich nichts so Befruchtendes für ein ächtes deutsches Frauenherz als das deutsche Lied!

Und auch dem ernsten Manne wird es vielleicht bei der Lektüre des Schuré'schen Buches gehen, wie dem Grundbesitzer, auf dessen Feldern eine Ader edlen Erzes plötzlich zu Tage tritt! Er hat bis dahin nicht gewußt, was er besessen hat; — jetzt blickt er erstaunt in die märchenhafte Pracht, in den strahlenden Reichthum hinein, welchen die Geister der Tiefe ihm gespendet haben!

Das Schuré'sche Buch wird bei der Verbreitung, welche ich ihm wünsche, aber nicht allein einen, — wie soll ich sagen? — wissenschaftlich-lehrhaften, sondern, wie jede holde Gabe ächter Kunst, auch sittlich veredelnden Einfluß ausüben. Der Verfasser hat alles Gemeine, so sehr hier auch der Stoff zu burlesken Schilderungen verlockte, gemieden, und ferner! —

Ich habe mich gewöhnt, den Menschen nach seinem Verhalten der Familie und dem Vaterlande gegenüber zu schätzen. In beiden Beziehungen erwarte ich von dem Schuré'schen Buche eine hochwillkommene Wirkung: man muß das Volk lieben, welches diese Lieder geschaffen hat, und der Sinn, der sich an also Edlem erfreut hat, er muß sich zu stiller, innerlicher Einkehr veranlaßt fühlen!

Dem Litteraturfreunde, — und wer wäre heute nicht ein solcher? — wird ferner die Schrift wohl bald befreundet sein. Dem Manne freilich nicht, welcher den Werth eines Buches nach der Fülle unverarbeiteten Stoffes und grauenhaft unverständlicher Citate, nach der möglichst hölzernen Beschaffenheit der Sprache, — kurz nach gelehrter Kärrnerarbeit bemißt, wie es denn dergleichen pedantische Käutze in Deutschland, an „Hoch"- und gelehrten Schulen und an kritischen „Journalen" noch heut' in Menge giebt. Sie haben, — diese Herren voll peinlicher Akribie und von grandiosem Ungeschmack, — dem Publikum das Interesse an der Geschichte, der Litteratur und der bildenden Kunst gründlich verleidet, und der von ihnen dargereichten, nur für den Fachmann bestimmten Lektüre ist es zu danken, daß dem Deutschen die Lust zum Bücherkaufen fast vertrieben worden ist. Für sie hat Schuré nicht geschrieben; — sie werden achselzuckend sich von dem herzerfrischenden Buche wegwenden. Woher sollte diesen gelehrten Mumien auch die Freude am Leben und an den frohen, übermüthigen Aeußerungen der Lust zu ihm kommen? Für diese „Hochgelahrten ohne Herz" giebt es überhaupt kein Volkslied, und Alles, was die Poesie Großes geschaffen hat, ist ihrem kleinen Sinne nur Substrat kleinlicher Forschung.

Aber den frischen, natürlichen Menschen, die sich noch am Duft der Erde und des Regens, des Veilchens und des Wiesenthau's erfreuen, — denen die erste Schlüsselblume auf dem Raine noch ein Wunder Gottes ist, — denen das Waldes-

rauschen noch alte Mähren kündet, — die da aufhorchen, wenn in der Ferne die Glocken klingen oder drei muntere Gesellen auf der Landstraße ein Lied singen vom Scheiden und Meiden, — denen sei des Elsässers Buch trotz all' der gerügten Schwächen auf's Innigste empfohlen! Deutsche Nation, pflege Du Dein Lied! Deutsche Zunge, vergiß es nicht, was die Alten aus ihres Herzens Grunde gesungen und gesagt haben! Was der treffliche J. W. Wolf von der Volkssage einmal geschrieben hat, das gilt auch von dem Volksliede: „Lassen wir doch das nüchterne Vernünfteln! — Lassen wir doch die raffinirten Dichtungen neufranzösischer Schule und ihre deutschen Nachbetereien! Arm und widerlich müssen diese Ausgeburten einer befleckten Phantasie und verdorbener Herzen erscheinen, sobald und wo das Volkslied die reinen, bunten Schwingen seiner Phantasie entfaltet und in leichtem Fluge Sterne und Sonnen unter unsern Füßen erscheinen läßt, — sobald es sinnig seine Aureolen um die Empfindungen des menschlichen Herzens, die Werke der Natur oder das Schicksal des längst zum Staube zurückgekehrten Menschen breitet, oder wenn der Schwank seinen kräftigen Tanz tritt, und jubelnd die alte Festesfreude des Volkes an unsern Augen vorüberzieht*)." —

Freilich, es wird dem Kinde unserer Zeit, — das weiß ich wohl, — nicht leicht, diese Unmittelbarkeit des Sinnes wiederzugewinnen. Es ist erstaunlich, was wir ernsthaft und verständig geworden sind! Wenn ich als Schul-Inspektor die Kinder nach dem lieblichen und schier wundersam poetischen Abendgebete:

„Wenn der jüngste Tag will werden"

fragte, in welchem nach ächt germanisch-heldenhafter Anschauung der liebe Gott „auf einem schönen Regenbogen gezogen kommt"

*) So ähnlich Wolf, hess. Sagen, Vorr. S. VII.

und „ein schön' Waldvögelein" singt, las ich nur zu oft in den mürrischen Zügen des aufgeklärten Schultyrannen: „O heiliger Rousseau und Diesterweg! — Welch' alter Unsinn!" — Nun, wir wollen uns „des alten Unsinns" recht erfreuen, vor Allem im Volksliede! Nimmer sollte ein deutscher Bursch ein deutsches Jungfräulein lieben, welches über dem elenden Klaviergestümper und der italienischen Arie mit dem schier wahnsinnigen Texte die Perlen der deutschen Volksdichtung vergessen hat!

Es ist mir bitterer Ernst damit, und ich verhoffe mir von dem Buche Schuré's heilsamen Einfluß in dieser Beziehung. Man kann dasselbe unmöglich lesen, ohne daß Einem das Herz warm wird für die hier vertretene Sache. Als besonders gelungen möchte ich das dritte Kapitel „Zaubermärchen und Waldidylle" bezeichnen. Großartiger und nationaler hätten freilich Männer von dem Wissen und dem Herzen der Grimm dasselbe gestalten können oder der edle, früh verklärte Mannhardt, dessen Scheiden nicht genug beklagt werden kann. Denn der Mann, welcher den „Baumkult der Germanen" geschrieben hat, war vor Allen befähigt, die Waldidylle in süßträumerischen Worten zu beschreiben, wie sein liebes, holdseliges „Weihnachtsbuch" dies auch beweist. Es wäre dann die etwas störende Bezugnahme auf die skandinavischen Poesien fortgefallen; es wäre auf die deutschen, in Liedern erhaltenen Sagen von „König Pippin und der schwanenfüßigen Berchtha," auf den „Staufenberger", auf das „Märchen von den sieben Raben", kurz auf alle die köstlichen Kleinodien deutscher Balladen eingegangen worden, welche im Mittagszauber des glutheißen Waldes oder in dem dämmernden, mondburchschienenen Nebel des Herbstesabends auf öder Haide spielen. Vortrefflich in der dramatischen Darstellung ist auch Kapitel IV „Die Abenteurer" dem Verfasser gerathen. Auch hier ließe sich der Gegenstand vielleicht in noch anderer Weise vervollständigen und abrunden.

Die von Schuré nur kurz erwähnten Soldatenlieder des dreißigjährigen Krieges sind zum Theil ganz vortrefflich; ich stelle das „Lied von Fritz Pappenheim" den besten Stücken dieser Dichtungsart gleich, welche sich im Percy vorfinden. Was vor Allem aber das historische Volkslied anbetrifft, so scheinen die ganz eigenthümlichen, ja, geradezu unübertrefflichen Schriften und Sammlungen des Freiherrn von Ditfurth dem Verfasser entgangen zu sein; — neben politischen Liedern, denen der Schweiß gelehrter Arbeit in unangenehmer Weise anhaftet, enthalten dieselben doch auch manch' Volkslied von epochemachender Bedeutung; — ich erinnere z. B. an die Lieder gegen die Türken, an den kurbrandenburgischen Reitersang von dem Gefechte bei Fehrbellin. In der Sache selbst aber liegt es wohl begründet, wenn wir unter all' den verschiedenen, Schuré's Buch füllenden Abhandlungen den ersten Preis dem V. Kapitel: „Liebes-Leid und Lust" zuerkennen. —

Ich sagte oben, Schuré sei eine völlig dichterisch, — eine künstlerisch angelegte Natur. Dies beweist er grade in diesem Kapitel auf's Glänzendste. Durchaus geistvoll ist die Art und Weise, in welcher Schuré hier von Seite 165 ab ein erotisches Genrebild nach dem andern aus den oft dürftigen, fragmentarischen Versen der Lieder, — es giebt nur wenig unverstümmelte Volksgesänge, — gestaltet. Hier das Mädchen, welches mit dem Kruge durch die hochhalmige Wiese schreitet! — Dort die Tanzenden unter dem Maienbaum; — Die Tage weiland Herrn Nithart's steigen wieder vor uns auf! — Hier das Blumenpflücken, das Blumendeuten und endlich die Verlobung, welcher gar bald das Scheiden folgt. Lange, lange, schwere Zeiten, aber der Geliebte, er kehrt doch zurück, und des Herzens bescheidener Wunsch findet in einer deutschen, tüchtigen, arbeitsamen Ehe seine herrlichste Erfüllung. Mit eben demselben, den dichterischen Volksgeist ganz und gar verstehenden, divinatorischen Talente schildert Schuré in den

Worten des Liedes die unglückliche Liebe, das beliebteste Thema des deutschen Volksgesanges. — Merkwürdig! Was muß solche unglückliche Liebe unsere starken, treuen Vorfahren beschäftigt und erschüttert haben, und heut' lacht und spottet der Liebe jeder dumme, junge Fant, der sich irgendwo einen Korb geholt hat! Ein tieferes Eingehen und einen reineren Text hätte ich Seite 203 für das „königliche Lied" von den beiden Königskindern gewünscht: Hier tritt uns in deutscher Fassung die uralt arische, jedenfalls kosmisch zu deutende Sage von Hero und Leander entgegen. Sie ist bei uns, soweit ich weiß, sowohl im Lande der Uferfranken wie der Bajuwaren lokalisirt; der Rhein und der Chiemsee kennt sie! Das Lied gehört demnach unter die Reste germanischer Mythologie.

Daß Kapitel VI, — das „religiöse Leben" im Liede behandelnd, — am wenigsten befriedigt, deutete ich bereits oben an. „Ein feste Burg" z. B. ist in dem verfälschten Texte des rationalisirenden Berliner Gesangsbuchs, in falschem Rythmus und nicht vollständig gegeben. Das Eherne des Liedes, welches der alte Dessauer mit signifikanter Kraft „unseres Herrgotts Dragonermarsch" zu nennen pflegte, beruht eben darauf, daß im richtigen Metrum Länge auf Länge, Ton auf Ton folgt. Also:

Der alt', böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint u. s. w.

Sehr zu bedauern ist, daß die fünfte Strophe, welche selbst noch „des Knaben Wunderhorn" giebt, bei Schuré fehlt. — Ich meine, die Verse:

„Sein ganz himmlisch Heer
Lagert um uns her!
Lobsingt, lobsinget ihm,
Lobsingt mit heller Stimm':
Ehr' sei Gott in der Höhe!"

vollenden erst das Bild der Kampfes- und Todesfreude, welche ewig begeisternd aus dem berühmten Liede hervorquillt.

Betreffs der Kapitel VII, VIII, IX verweise ich auf das Obengesagte: sie handeln nicht vom deutschen Volksliede sondern von dem volksthümlichen Liede und sind in Bezug auf diesen Gegenstand stofflich nicht ausreichend, geschweige denn erschöpfend; so viel sie auch des Guten, — so viel der treffenden Bemerkungen sie enthalten. Klar und in großen Linien ist Günther's unselige Gestalt gezeichnet. Wurde aber näher auf seine Dichtung eingegangen und sollten Citate aus derselben gegeben werden, so durfte doch wohl der Hinweis auf die „immer grünende Hoffnung" nicht fehlen. Ganz richtig sagt Schuré: „Ehe er den letzten Athem aushaucht, richtete sich der mißhandelte Dichter noch einmal stolz empor." Deß' zum Beweise hätten die großartigen Verse angeführt werden müssen:

„Stürm't, reiß't und raſ't, ihr Unglückswinde,
Zeigt eure ganze Tyrannei!
Verdreht, zerschlitzt so Zweig als Rinde,
Und werft den Hoffnungsbaum entzwei.
Dies Hagelwetter
Trifft Stamm und Blätter;
Die Wurzel bleibt,
Bis Sturm und Regen
Ihr Wüthen legen,
Daß sie von Neuem grünt und Aeste treibt!" —

Haben wir dem Verfasser aber für eins zu danken, so ist dies der Essai über Goethe. Der Sohn des schönen Elsasses mußte ja wohl auch innig mitfühlen mit dem großen Verfasser des Sesenheimer Liederbuchs! —

Es ist ein gar freundliches und anheimelndes Bild, mit welchem Schuré schließt; er führt uns in die ländliche Abgeschiedenheit Süddeutschlands; auf den Bergen die Burgen und die Wälder, — tief im Grunde die abendstille Stadt mit dem hochgegiebelten Rathhause, den prangenden Kirchen und dem plätschernden Brunnen, an welchem die Mädchen ihre Kübel füllen! Durch die laue Luft klingt die getragene Weise des

alten Volksliedes oder Hauff's „Abschiedslied", — es ist wohl das „Morgenroth" gemeint, — Eichendorff's „Mühle", Heine's „Lorelei". — Wir kennen allzumal solche Abende! Wer ist als Jüngling, als Jungfrau so arm an Freude und an innerlichem Leben gewesen, daß ihm nicht auch so ein selig Feierstündchen bescheert gewesen wäre, — eine Stunde, da das Herz ihm schwoll und brannte? Wer hat nicht später mit dem Hochmeister deutscher Dichtkunst es einmal gewünscht:

„Gieb . . . .
. . . . dieses schmerzensvolle Glück,
Gieb' meine Jugend mir zurück!" —

Die gleichen Empfindungen, die gleichen Erinnerungen hat, wie ich nicht anstehe zu bekennen, das vorliegende Buch in mir erweckt. —

Und so kommet denn, Ihr Alten und Ihr Jungen, Mann und Weib, und laßt beredte Lippen zu Euch reden von deutschen Liedes alter und unvergänglicher Herrlichkeit! Möchte das deutsche Lied mächtig werden in unsern schweren Tagen; möchte es viele, viele Herzen trösten, erfrischen, begeistern, erheben! Wir bedürfen eines Gegengewichtes gegen jene Lasten des Lebens, die uns nach unten ziehen wollen! Neben der Religion ist Alles, was schön und ideal ist, geeignet, solch' ein Gegengewicht zu werden. Ja, deutsches Lied, bleib' Du bei uns als ein guter Engel, und, wie Ludwig Uhland einst gesungen hat:

„Ihr Heit'ren, kommt zu Tanzes Feier;
Laßt weh'n das rosige Gewand! —
Ihr Ernsten, wallt im Nonnenschleier,
Die weiße Lilie in der Hand!"

Berlin, 1. September 1883.

Oskar Schwebel.

Einleitung.

Eine Geschichte des deutschen Liedes von einem Franzosen geschrieben muß sicherlich unter allen wunderbaren Erscheinungen in der Litteratur unserer Zeit als eine der wunderbarsten angesehen werden.

„Wie! ein Franzose sollte es möglich machen, in das innerste Gemüthsleben des deutschen Volkes einzudringen! ein Franzose die Fähigkeit haben, den lyrischen Herzschlag unseres Volkes mitempfindend zu belauschen, hinabzusteigen in die geheimsten Tiefen, aus denen der unversiegbare Born des deutschen Liedes emporquillt? Mehr noch: er sollte im Stande sein, nicht nur seiner eigenen Nation eine Ahnung zu geben von diesen Schätzen unserer Lyrik! Er sollte es nicht nur vermögen, durch Nachbildung in ihrer Sprache den Franzosen das deutsche Volkslied von seinen Uranfängen bis zur Erneuerung und Wiedergeburt desselben durch den Genius Goethe's nahe zu bringen, sondern sein Versuch einer populären Geschichte des deutschen Liedes sollte sogar dazu angethan sein, in unserer eigenen Litteratur Beachtung zu beanspruchen, ja vielleicht sogar in derselben eine Lücke auszufüllen?"

„Unglaublich! Unmöglich!"

Also entgegneten mir alle diejenigen Freunde, denen ich, seit mir das Schuré'sche Buch zuerst im vorigen Jahre während meiner Villegiatur in Montreux zu Gesichte gekommen war, meine Freude an demselben als an einem neuen Vorschritte zu der von Goethe prophezeihten „Weltlitteratur" mündlich oder schriftlich auszusprechen mich gedrungen gefühlt hatte. Aber ich habe die Genugthuung, hinzusetzen zu dürfen, daß eben dieselben zweifelnden Freunde — und gewiß, ihr Zweifel vor der Lesung des Buches mußte als völlig berechtigt erscheinen — nachdem sie das ihnen von mir so lebhaft empfohlene Buch des französischen Autors selbst gelesen hatten, sich ohne Ausnahme zu meinem Urtheil bekehrten und mir für die Empfehlung desselben ihren Dank aussprachen. *

Ich wage zu hoffen, daß dasselbe auch von Seiten derjenigen der Fall sein werde, denen jetzt das Buch Edouard Schuré's auf meine Veranlassung in deutschem Gewande geboten wird, wenigstens von allen denen, welche mit mir in demselben Falle sind: eine ähnliche geistvoll ansprechende und im edelsten Sinne populäre Darstellung der Geschichte des deutschen Liedes in unserer deutschen Litteratur nicht zu kennen.

Im Uebrigen muß das Buch für sich selbst sprechen, und ich denke, es ist dazu hinlänglich geeigenschaftet. Was aber den französischen Ursprung desselben betrifft, so hat es damit, wie ich sogleich zeigen werde, allerdings seine besondere Bewandtniß, welche dazu beitragen wird, das obengedachte „Wunderbare" und „Unglaubliche" einer solchen Erscheinung einigermaßen zu erklären.

* Uebereinstimmend mit diesem Urtheile haben sich die mir bekannt gewordenen öffentlichen Journalurtheile (z. B. von Herrn Gottfried Böhm in München und von Herrn Dr. Julius Brakelmann in Paris, s. Magaz. für die Litteratur des Auslandes 1868, Nr. 30 u. 31) ausgesprochen.

Edouard Schuré ist ein Elsaſſer und alſo deutſchen Blutes. Geboren und erzogen in der alten Metropole des Elsaſſes, in Straßburg, in der Stadt, in der Goethe ſeine lyriſche Jugend verlebte und aus dem Munde ſeiner geliebten Seeſenheimer Friedrike zuerſt die herzgewinnende Anmuth deutſcher Volkslieder vernahm, wuchs er gleichſam zweiſprachig auf. Aber er begnügte ſich nicht mit demjenigen deutſchen Idiom, welches ſeine Provinz ihm allein bieten konnte, ſondern er ſtudirte die deutſche Sprache, wie es wenige in Deutſchland ſelbſt Geborene thun. Er nährte frühzeitig ſeinen Geiſt mit den Meiſterwerken unſerer klaſſiſchen Litteratur, an Leſſing und Herder, Schiller und Goethe, und nach vollendeten Univerſitätsſtudien auf den Bildungsanſtalten Frankreichs machte er einen mehrjährigen Aufenthalt in Süd- und Norddeutſchland, bei welchem er die in der Heimath begonnenen Studien der deutſchen Litteratur und ihrer Geſchichte, ſowie der deutſchen Muſik fortſetzte und tiefer begründete. Als ich ihn vor mehr als vier Jahren in Berlin kennen lernte, wo er dieſer Studien wegen über ein Jahr verweilte, ſprach und ſchrieb er das Deutſche beides in einer Weiſe, wie die Beſten unter den Gebildeten unſerer Landsleute, und wenn man irgend einen Unterſchied fand, ſo war es nur in der, bei unſeren deutſchen Landsleuten nicht eben allzuhäufig anzutreffenden Enthaltung von allem Vulgären und Niedrigen, in der Sorgfalt und Gewähltheit des Ausdrucks, welche auf eine, für mich nichts weniger als unangenehme Weiſe das liebevolle Studium verrieth, mit welchem er ſich in den Vollbeſitz unſerer Sprache geſetzt hatte.

Schon damals betrieb er eifrig die Vorarbeiten zu ſeiner Geſchichte des deutſchen Liedes von der älteſten bis auf die neueſte Zeit, und die Proben, welche er uns bei mehreren Gelegenheiten von ſeinen Ueberſetzungen, namentlich Goethe'ſcher Lieder, mittheilte, übertrafen weit alles Das-

jenige, was ich mir von Uebersetzungen dieser duftigsten Blüthen unserer deutschen Lyrik in das widerstrebende französische Idiom als möglich vorgestellt hatte. Fanny Lewald schrieb von ihm in ihrem Buch: „Sommer und Winter am Genfersee“ * bei Gelegenheit einer kleinen, von uns am 28. August in Glion veranstalteten, Geburtstagsfeier Goethe's, zu welcher der uns dort besuchende Freund durch Vorlesung einiger seiner Uebersetzungen einen erwünschten Beitrag geliefert hatte: „geistreich und von schneller Auffassung, dabei tief sinnig und von hoher poetischer Empfänglichkeit, selbst eine dichterisch und musikalisch angelegte Natur, und dabei des Deutschen wie des Französischen als ihm angeborener Sprachen, als doppelter Muttersprache mächtig, ist er, wie kaum ein Andrer, dazu geeignet, den Franzosen, seinen Landsleuten, die Vorzüge der deutschen Poesie eingänglich zu machen, und ist er in seiner Arbeit mit einer männlichen Offenheit zu Werke gegangen, die, frei von aller nationalen Voreingenommenheit, eben einen Beweis mehr liefert für die Möglichkeit jener rein auf das Schöne und Wahre gestellten allgemeinen Bildung, welche Goethe von der internationalen Weltlitteratur erhoffte, und die hinwiederum nur die Folge (und ich setze hinzu gleichzeitig die fördernde Ursache) einer litterarischen und Kultur- und Friedensliga der Völker Europa's sein kann.“

E. Schuré's erstes schriftstellerisches Auftreten bezeichnet eine Abhandlung „Ueber die Aufgabe der Kunst im neunzehnten Jahrhundert“ (La mission de l'art au XIX^me^ siècle, 1866—67). Es war eine Kritik von Proudhon's merkwürdigem Buche „Ueber das Prinzip und die soziale Bestimmung der Kunst“ (Du principe de l'art et de sa destination sociale), in welcher der junge Autor die Miß-

* Sommer und Winter am Genfersee. Ein Tagebuch von Fanny Lewald. S. 199—200.

griffe und Irrthümer der Aesthetik des berühmten französischen Schriftstellers aufzeigte, deren Resultat schließlich auf den Satz hinausläuft: die Kunst sei eine Predigerin der Moral und ihre einzige Aufgabe in der neuen Zeit sei die, Kritik an der gegenwärtigen Gesellschaft zu üben mit der praktischen Absicht, diese Gesellschaft und ihre Sitten zu verbessern, was denn etwa auf die Aesthetik des bekannten realistischen Malers Courbet hinausläuft. Diesen Behauptungen gegenüber vertrat Schuré die Sache des Ideals und der Unabhängigkeit der Kunst. Die kleine Schrift, welche es wohl verdiente, in unsere Litteratur eingeführt zu werden, mündet aus in Sätzen, welche jener Lehre völlig entgegengesetzt sind. Sie zeigt, daß in aller Kunst das Streben nach dem Ideal, d. h. nach einer allgemeinen, unter einer besonderen Form vollendet und lebendig erschienenen Wahrheit, ein wesentliches Erforderniß sei. Sie stellt als Aufgabe und Zweck der Kunst hin, daß sie den Menschen befähige zum Verständniß, zur Empfindung, zur Liebe des Menschen. Sie weist nach, daß die Kunst keineswegs in directer Abhängigkeit von der Moral stehe, daß ihre einzige Pflicht sei, die Wahrheit in vollster sinnlicher Lebendigkeit auszudrücken und daß, und wie sie eben dadurch, daß sie dieser Pflicht genüge, nothwendig auch moralisch sei. Sie entwickelt ferner das wahre Verhältniß der Kunst zur Religion und die fortschreitende Unabhängigkeit der ersteren von allem dogmatischen Inhalt der letzteren. Sie erklärt den Verfall der Kunst der Gegenwart aus der mangelhaften geschichtlichen Bildung und aus der vorherrschenden Ideenlosigkeit der Künstler und schließt mit dem erhebenden Vertrauen: Das Ideal, welches in der Kunst der Zukunft zur Herrschaft zu gelangen habe, werde sein: der freie Mensch und die Brüderlichkeit der Kulturvölker der Menschheit (L'idéal qui dominera dans l'art nouveau sera: l'homme libre et l'humanité fraternelle).

An dem vorbereitenden Aufbaue dieses erhabenen Ideals der Kunst darf nun unser Freund als ein begeisterter und befähigter Mitarbeiter gelten, und wohl kann man sagen, daß seine für Frankreich geschriebene Geschichte des deutschen Volksliedes, zu der wir nach dieser kurzen Abschweifung zurückkehren — ein werthvoller Baustein zur Verwirklichung desselben heißen darf.

Die erfrischende Wiedergeburt, „die Regeneration der französischen Poesie durch das Studium der ursprünglichen und ächten Volkspoesie," das ist es, was Schuré mit seinem Buche anstrebt. Er möchte seine Landsleute auf die Hauptquelle hinweisen, aus der sie allein diese ihnen hochnöthige Erfrischung gewinnen können, und er scheut sich nicht, zu diesem Ende seinen Franzosen Wahrheiten zu sagen, an die sie seit lange nicht gewöhnt sind. Und doch giebt es in der That kaum ein Volk, dem die Beherzigung des Wortes von der freimachenden Kraft der Wahrheit so nöthig wäre, wie den Franzosen. Sowohl in seinem Avant-propos, wie in dem Schlußkapitel — die beide, weil in ihrer Ausführlichkeit vorzugsweise auf französische Leser berechnet, in unserer Uebersetzung auf den Wunsch des Autors selbst ausgelassen sind — rollt er vor den Augen seiner Landsleute ein Bild ihrer verkümmerten poetischen Litteraturzustände auf, wie es bisher noch kein Franzose darzustellen gewagt hat, unbekümmert gleich seinem Mitstrebenden P. Lanfrey, dem Historiker Napoleon I., um die Unpopularität, welcher er mit solchem Freimuthe in der französischen Kritik zu begegnen Gefahr läuft.

Es ist die Centralisation, welche nicht nur die politische Bildung zur Freiheit in Frankreich, sondern mit dem individuellen Leben der Provinzen zugleich die ächte Poesie, die Volkspoesie erstickt hat. Lammenais bekanntes Wort: „Eure Centralisation ist die Apoplexie im Centrum und die Paralysie in den Extremitäten," gilt nicht nur für das politische,

sondern ebensowohl für das geistige, sittliche und poetische Leben Frankreichs. Seit dreihundert Jahren ist es Paris, das der französischen Litteratur seinen Stempel aufdrückt, Paris, das die Verschmelzung des Volksgeistes mit dem Geiste seiner großen Dichter verhindert, die Provinz corrumpirt, ganz Frankreich erstickt. Die alte Volkspoesie existirt in Frankreich nicht mehr. Die chansons populaires, die das Volk singt, sind nicht etwa Erzeugniß des Volks, sondern werden ihm zurecht gemacht von den Pariser Vaudevillisten, deren Productionen von Paris aus die Runde durch alle Provinzen Frankreichs machen. Der Gedanke, sich an der Poesie des Volks — so weit etwa hie und da noch spärliche Reste davon vorhanden sind — zu erfrischen, liegt den französischen Dichtern meilenfern. Wie sollte es auch anders sein? Sind doch ihre Ueberreste den meisten unter ihnen völlig unbekannt, und die Entwickelung volksthümlicher Poesie überhaupt bei den Franzosen durch das Ueberwuchern der Rhetorik, den verderblichen Geschmack am Conventionellen, durch den Druck der Städte auf das Land und vor Allem durch die litterarische Centralisation längst abgebrochen und ertödtet worden.

Von einem Verhältniß des Volks zu seiner ureigenen Poesie, der Kunstdichtung zur Volksdichtung, wie es bei anderen Völkern Europa's und zumal bei uns Deutschen die Lebensquelle ausmacht — (Schuré entwirft davon in seiner Vorrede eine wahrhaft begeisterte und aus eigener Anschauung in unserm Vaterlande gewonnene Schilderung) kann daher in Frankreich gar nicht mehr die Rede sein. „Eben darum aber ist," sagt er, „die lyrische Poesie in Frankreich nicht, was sie in Deutschland ist, und unsere größten Dichter sind für ihre Nation weit nicht das, was die deutschen Dichter für die ihrige sind. Trotz jener heilsamen Bewegung, welche um 1820 begann und mit 1848 endete, ist unsere Poesie fast durchgehends ein Luxus der

litterarisch gebildeten Klasse, eine Schöpfung geschickter Mache, ausschließlicher Genuß der Feinschmecker, eine Schulübung, bei der Deklamation und Rhetorik die Hauptbestandtheile bilden. Nur selten gelingen ihr jene Töne, welche unmittelbar das Herz treffen und dem Ungebildeten wie dem Gebildeten ihre Macht fühlbar machen." In seiner Schlußrede vergleicht er nicht unrichtig in dieser Beziehung die französische mit der römischen Poesie der Kaiserzeit und findet in beiden ein schädliches Ueberwuchern des dramatischen Elements, welches oft die schönsten Erzeugnisse entstelle. Es muß den Franzosen bitter ankommen, wenn sie hören, wie der Geschichtschreiber und Verehrer der deutschen Lyrik ihnen von den Fremden zurufen läßt: „Eure Dichter meditiren, raisonniren und ergehen sich in einer Philosophie ihrer Empfindungen. Sie sind vollendete Redner und man möchte zuweilen sagen, daß sie unter dem Eindrucke ihrer stärksten Erregungen doch immer an ihre äußere Haltung (attitude) und deren Wirkung auf ihr Publikum denken."

Das ist denn auch durch die siegreiche Bewegung der Romantiker gegen die Zopfklassiker nicht anders geworden. Denn auch diese Bewegung blieb, wie Schuré bemerkt, auf Paris beschränkt und hatte eben deshalb durchaus nicht jenen tiefeingreifenden sozialen Einfluß, wie ihn die in unserem Vaterlande in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch unsere Heroen Lessing, Herder, Schiller und Goethe hervorgerufene Erneuerung der deutschen Poesie unwiderstehlich bei uns erzeugte. Vielmehr ist Paris heute fast mehr noch als früher der ausschließliche, absolute litterarische Mittelpunkt Frankreichs geworden. „Nicht für Frankreich," ruft Schuré aus, „lebt, denkt und schreibt die Elite der Franzosen, sondern Paris ist es, dem alle ihre Bestrebungen gelten. Die Litteratur macht heute der großen Stadt ebenso unterwürfig den Hof, wie einst dem großen Könige. Alles ringt und strebt, sich in diesem

Mittelpunkte rasch einen Namen zu machen, und man hat weit weniger den männlichen Stolz, seine Ideen seinen Volksgenossen bis zu den äußersten Grenzen Frankreichs mitzutheilen, als vielmehr die Eitelkeit, die Stimme der Hauptstadt für sich zu gewinnen. — Ausschließlich beschäftigt mit ihrem hauptstädtischen Erfolge, haben die französischen Dichter in ihrem Hochmuthe immer mehr und mehr die Volkspoesie ihres Landes vernachlässigt, aus der sie doch so manche gute Lehre für Einfachheit, Anmuth und wahre Kraft des Ausdrucks hätten gewinnen können. Diese letztere ihrerseits, die alte französische Volkspoesie, der Volksgesang, le chant populaire, sind in den Provinzen durch den Druck dieser hauptstädtischen Verachtung und Vernachlässigung zu Grunde gegangen. An ihrer Stelle haben sich die Pariser Fabrikate eingedrängt, diese Vaudeville-Refrains und Couplets ohne Geist und Gemüth, von zotenhafter Gemeinheit, wo die Albernheit der Gedanken mit der Schamlosigkeit des Ausdrucks um den Preis ringt. Aber — diese neuen Chansons kommen von Paris! Das genügt der Provinz, sie bewundernd aufzunehmen, genügt dem Landmann, über diese Armseligkeiten die empfindungsvollen und naiven Lieder seiner Väter zu vergessen. „Noch zehn Jahre unseres gegenwärtigen politischen Zustandes“ (also schließt der edle Franzose seinen Klageruf), „noch zehn Jahre unserer heutigen sittlichen Zustände — und es wird in ganz Frankreich keine andere Volkspoesie mehr geben, als die der Cafés chantants!“

Und doch hat in Frankreich so gut wie überall sonst das Volk einst seine Poesie gehabt, sein Träumen und Sinnen, sein Lieben und Hassen, sein Fürchten und Hoffen auf seine Weise in Lied und Sang austönen lassen. Wer es nicht wüßte, könnte es aus mehreren Dichtungen George Sand's lernen und aus ihnen zugleich erfahren, daß von

dieser alten französischen Volkspoesie noch so mancher Reim, mancher ergreifende Ton in die Gegenwart hinüberklingt. Schuré zählt die Litteraturforscher auf, welche seit einiger Zeit mit Eifer bemüht gewesen sind, diese trümmerhaften Reste zu sammeln und bekannt zu machen. So de la Villemarqué mit seiner Sammlung von Volksliedern der Bretagne, Francisque Michel, Beaurepaire, Max Buchon, Bujeaud mit ihren Aufzeichnungen und Studien über die Volkslieder der Normandie, des Baskenlandes, der Franche-Comté und anderer Provinzen. Was die zuerst genannte Sammlung anlangt, so haben Moritz Hartmann und Ludwig Pfau ihren Inhalt in vortrefflichen Uebersetzungen unserer Litteratur einverleibt,* welche Herrn Schuré unbekannt geblieben zu sein scheinen. Wir sehen in dieser Sammlung die ganze bretonische Geschichte in ihren Hauptepochen, ihre Mythen- und Heldenzeit, ihr Mittelalter, ihren Kampf gegen die Reformation und gegen die Revolution in Liedern an uns vorüberziehen, während es zugleich nicht fehlt an volksthümlicher Poesie von allerhand Balladen, Liebesliedern und religiösen Liedern, aus denen ein neuerer specifisch bretonischer Dichter, Brizeux, von dem die deutschen Uebersetzer gleichfalls Proben mittheilen, sich nicht unglücklich inspirirt hat.

„Aber wir haben ja Béranger!" möchten seine Landsleute unserm Autor zurufen. „Ist Béranger nicht ein genügender Vertreter des ächt französischen Geistes in der volksthümlichen Poesie."

Schuré's Antwort ist bezeichnend für seine ganze Anschauungsweise. Er erkennt Béranger's Größe vollkommen an, aber er behauptet zugleich, daß er und seine Chansonpoesie weit entfernt seien, den französischen Geist in seinem

* Bretonische Volkslieder. Größtentheils nach der Sammlung des Herrn de la Villemarqué übersetzt von M. Hartmann und Ludwig Pfau. Köln 1859 bei Du Mont-Schauberg. 479 Seiten.

vollen Umfange auszudrücken. Béranger ist für ihn der vollendete Typus des Pariser Chansonnier. Darin besteht seine Stärke wie zugleich seine Schwäche. „Béranger hat das Genre des Pariser Straßenliedes aus den Zeiten des Kardinal Retz veredelt und zu seiner Vollendung entwickelt, ohne ihm seinen ursprünglichen Charakter zu rauben; er hat es erweitert, indem er es befruchtete mit den patriotischen und Humanitäts-Ideen dieses Jahrhunderts. Daher sein großer und berechtigter Erfolg nicht nur in Frankreich, sondern in der ganzen europäischen Litteratur." Man denke nur an die Bewunderung, mit welcher Goethe sich über ihn wiederholt gegen Eckermann ergeht. „Aber man soll ihm nicht nachahmen, sondern ihn als Beispiel benutzen. Die Aufgabe ist, für ganz Frankreich das zu thun, was Béranger für Paris gethan hat. Es gilt, die alte volksthümliche Poesie der Provinzen des ganzen Landes in edlen und kräftigen Dichtungen erneuernd umzubilden, zu entwickeln, zu veredeln und den Muth zu haben, wahrhafte Franzosen zu sein, ohne daß der Dichter dabei seine Provinzial-Individualität als Bretagner, Provenzale, Pariser u. s. w. völlig aufgiebt. Dieser Weg, den in der Prosadichtung George Sand, und setzen wir hinzu Erckmann-Chatrian betreten haben, ist nach Herrn Schuré der einzige, der zu einer kräftigenden Erneuerung der französischen Poesie führen kann. Frankreich hat reichlich eben so viele provinziale Unterschiede, als Deutschland, und doch: wie anders ist es hier, als dort! „Was in Deutschland unaufhörlich die Poesie befruchtet, ist das überall eigenartig entwickelte Leben jedes Theils, während doch Gefühl für und Streben nach Zusammengehörigkeit mit dem großen nationalen Ganzen nirgend fehlen." Daher dort überall Eigenart und gegenseitig mitgetheilter Reichthum poetischen Geistes, Tons und Ausdrucks, während ganz Frankreich nur eine Parisische Litteratur kennt.

Wenn nun aber — und Schuré ist aufrichtig und unbefangen genug, dies einzusehen — die noch vorhandenen Reste der nationalen französischen Volkspoesie nicht ausreichend sind, um an ihnen und aus ihnen eine erfrischende Wiedergeburt der französischen Dichtung zu gewinnen und der in abgelebten Formen verknöcherten und in der Pariser Stickluft verkümmerten Salon- und Hauptstadtpoesie frisches Blut und neue Lebenssäfte zuzuführen, — was bleibt dann anders übrig, als daß die Franzosen endlich einmal die chinesische Mauer gründlich durchbrechen, welche, wie schon Frau von Staël in ihrem Buche über Deutschland vor einem halben Jahrhundert gesagt hat, von der Nationaleitelkeit um ganz Frankreich gezogen ist, um alle fremden Ideen abzuhalten? Was bleibt übrig, als bei der Versiegtheit oder Spärlichkeit des Jugendbrunnens der eigenen Volkspoesie diejenigen Labequellen aufzusuchen und zu benutzen, welche in der Volkspoesie anderer Nationen und zumal der Deutschen so überreichlich und in einer von den Franzosen bisher nicht geahnten Fülle und Heilkraft fließen?

Für Deutschland nun hat Edouard Schuré seinen Landsleuten mit diesem seinem Buche den Weg in einer bisher noch nicht versuchten Weise gebahnt; und alle Franzosen — sofern sie nicht an jenem Cardinalfehler leiden, welchen der treffliche Lanfrey ihnen in seiner Geschichte Napoleons mit unerschrockenem Wahrheitsmuthe vorwirft * — müssen und werden ihm dafür Dank zu zollen haben. Bis jetzt sind sie damit freilich noch einigermaßen in Rückstand geblieben und selbst günstige Besprechungen in französischen Journalen, die mir zu Gesicht gekommen, konnten sich nicht enthalten, ihrer schmerzlichen Verwunderung darüber Ausdruck zu geben: daß ein Franzose es unternehme, seinen Lands-

* une nation si incurablement vaniteuse. Lanfrey, Hist. de Napoléon I. Tom II. p. 204.

leuten deutsche Poesie und deutsches Wesen als Muster vorzuhalten! Es sei das wenig „patriotisch!“ Aber gegenüber der Wahrheit giebt es keinen anderen Patriotismus, als deren Anerkennung. Nur Eitelkeit und mangelhafte Einsicht können den nationalen „Ruf“ auch da vorziehend vertreten, wo die Thatsachen laut das Gegentheil beweisen.

Was uns Deutsche betrifft, so begrüßen wir, wie gesagt, in diesem Buche Schuré's eins jener erfreulichen Zeichen der friedlichen und freundlichen Annäherung der Volksgeister, ein Unterpfand mehr für die Erfüllung der großen Aufgabe der Kulturnationen Europa's: sich gegenseitig mit ihren Eigenschaften und Leistungen brüderlich zu ergänzen und zu fördern. Solcher Zeichen bedarf der denkende Freund der Menschheit und ihrer Entwickelung doppelt zu seinem Troste in einer Zeit, wo die recht eigentlich unmenschlichen Leidenschaften der gewalthabenden Mächte alle Kräfte und alles Sinnen und Erfinden im Gebiet des Materiellen zu den entgegengesetzten Zwecken in Bewegung setzen, die täglich neugewonnenen Riesenmittel der Zerstörung in immer steigerndem Fortschritte in den Dienst der Feindschaft und Zwietracht, der Eifersucht und des Egoismus der Völker gegeneinander zu nehmen und zum mörderischen Kampfe zu verwenden bestrebt sind. Hatten wir neulich Veranlassung, uns im Hinblick auf Lanfrey's mehrerwähntes Geschichtswerk daran zu erfreuen, daß eines deutschen Denkers, daß unseres Fichte Anschauung und vernichtendes Gericht über Napoleon als den größten Freiheitsfeind seines eigenen und aller europäischen Völker, heute am Vorabend des Säculartages der Geburt des großen Vergewaltigers, von einem edlen Sohne Frankreichs in allen Stücken bekräftigt und vorgehalten wird: so ist es eine ähnliche Empfindung, mit welcher wir Schuré's Geschichte des deutschen Liedes begrüßen, in welcher die schönste und sinnigste Blüthe des deutschen Geistes den Franzosen hingestellt und aufgezeigt

wird als der Jungbrunnen, aus dem die ihrige neues Leben gewinnen könne.

Ich habe es angemessen gefunden, die Schuré'schen Uebersetzungen deutscher Lieder dieser Verdeutschung seines Buches als Anhang beizufügen, damit der deutsche Leser selbst beurtheilen könne, ob meine Schätzung derselben begründet sei. Zugleich erinnerte ich mich dabei der Zeilen, in welchen der Meister der deutschen Lyrik seine Empfindung bei ähnlicher Gelegenheit in jenem „Ein Gleichniß" betitelten reizenden Gedichte aussprach:

„Jüngst pflückt ich einen Wiesenstrauß,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten in der warmen Hand
Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.
Ich setzte sie in ein frisches Glas,
Und — welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben sie empor,
Die Blätterstengel im grünen Flor;
Und allzusammen so gesund,
Als ständen sie auf Muttergrund. — —

So war mir's, als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm."

Gewiß, ich zweifle nicht, daß Goethe, wenn er diese Schuré'schen Uebersetzungen erlebt hätte, sein anerkennendes, anmuthvolles Gleichniß in um so vollerem Maße auf dieselben angewendet haben würde, als er, der Meister, vor Allen die Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung zu würdigen und danach alle jene übertriebenen Anforderungen zu ermäßigen verstand, die nur von dem unwissenden Dilettantismus geltend gemacht zu werden pflegen.

Die von Schuré seinem Buche hinzugefügten Musikbeilagen, beliebte deutsche Volksliedweisen, sind natürlich in dieser deutschen Ausgabe weggelassen, da sie bei uns eben

so allgemein bekannt, als für Frankreich neu und unbekannt sind.

In Frankreich freilich hat man es noch erst zu lernen, daß Lyrik und Musik Schwestern sind und daß in aller ursprünglichen Poesie Wort und Musik, Lied und Weise zugleich entstehen. „Es ist ein großer Mangel," ruft Schuré seinen Landsleuten zu, „daß unsere französische Lyrik weit mehr rhetorisch als musikalisch ist." Er hätte auch hier an Goethe's Wort erinnern können, der in dem Gedicht „an Lina" der Liebsten zuruft:

„Laß die Saiten rasch erklingen
Und dann sieh in's Buch hinein;
Nur nicht lesen! immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein!"

Soll ich jetzt noch etwas von der Darstellungskunst des Verfassers sagen, mit welcher er das Werden und Wachsen des deutschen Liedes durch alle seine Phasen hindurch in wahrhaft dichterischen Schilderungen dem Leser vorzuführen gewußt hat? Selbst durchdrungen von deutschem Wesen und deutscher Natur, selbst entschieden dichterisch begabt und mit plastischer Gestaltungskraft ausgestattet, ist es ihm gelungen, die verschiedenen Gebiete, in welchen sich das deutsche Volkslied bewegt: die Feld- und Waldpoesie mit ihren Schäfern, Jägern, Hirtinnen, die Abenteurerpoesie der fahrenden Schüler, der wandernden Gesellen, der scheidenden Soldaten mit all ihrem Inhalt an Liebesleid und Lust, von Jubel und Klage, Tragik und Komik, uns in Bildern vorzuführen, welche, das Zerstreute zu übersichtlichen Gesammtbildern vereinend, sich wie farbenreiche Novellen lesen und durch solche Zusammenfassung den Reiz des Einzelnen — weil es an rechter Stelle wirkt — doppelt erhöhen. Aber auch die ernste Erhabenheit der katholischen wie der protestantischen Kirchenpoesie, die Charakteri-

stiken der Reformations- und Humanitätshelden, Luther's und Hutten's, finden in seiner Darstellungsweise ihren beredten Ausleger; und in der Schilderung der Lyrik des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts dürfen die Charakteristiken Goethe's und Heine's wohl zu den gelungensten Partien des Buches gerechnet werden. — Und so vereinen sich Inhalt und Form, Geist und Tendenz zu einem Ganzen, dessen Erfreulichkeit — wie wir glauben — auch in der wohlgelungenen, sorgsamen Uebersetzung von Fräulein Helene Lobedan jeden Leser anmuthen wird.

Im August 1869.

Adolf Stahr.

Geschichte des deutschen Volksliedes.

„Ich stimmte die Welten
In einen Wunderklang;
Zu Seelen flossen Seelen,
Ein ew'ger Chorgesang.
Vom zarten Ton beweget,
Durchängstet sich dein Herz
Und fühlt der Schmerzen Freude,
Der Freude süßen Schmerz."

Verhall, o Stimm', ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen fest an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In ein Gefühl verschlungen
Sind wir ein ewig All,
In einen Ton verklungen
Der Gottheit Wiederhall.

Herder.

Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winzerin Lied am Throne klang,
Des Persers Bülbül Rosenbusch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich erneun —
Ein Sphärentanz harmonisch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemuth erfreun.

Goethe.

Erstes Kapitel.

Die Entdeckung der Volkspoesie.

Der priesterliche Charakter des Dichters beim Beginn der Civilisation. — Die dichterische Begabung wird von den Alten für eine göttliche Offenbarung, von modernen Völkern für eine ungewöhnliche Anlage gehalten. — Das Volk ist Dichter, ohne es zu wissen. — Schöpfungen des Volkes. — Herder's Stimmen der Völker. — Die Entdeckung der deutschen Volkslieder. — Ein neuer Horizont für die Aesthetik und die Poesie.

Ist die ächte Poesie eine unmittelbare Schöpfung des einfachen Menschen oder das bewußte Werk der Civilisation? Ist sie die Wahrheit für große Seelen und für die Menge nichts als ein Trug, eine göttliche Thorheit Weniger oder ein geheimnißvolles Verlangen, das die Tiefen der ganzen Menschheit durchzittert? Die ganze Welt empfinde poetisch, der Dichter verleihe diesem Gefühl nur den Ausdruck, behaupten die Einen. Wer fühlte nicht das Bedürfniß, Alles auszusprechen, was er hofft, glaubt und liebt; wer wünschte nicht die Flut der Freuden und Schmerzen, die in uns überschäumen will, in die Herzen der Andern zu ergießen? Aber es ist vergebens. Der Dichter allein vermag klar die verworrenen Gefühle seiner Mitmenschen auszudrücken und das Ideal darzustellen, das wir in uns tragen. — Euch

täuscht Eure Eitelkeit, sagen die Andern. Die Kleinen ahmen nur den Großen nach und was sie nicht empfinden, heucheln sie. Noch weniger darf man behaupten, daß Jedermann poetische Begabung besäße, wenn auch wenig entwickelt. Sie ist eine seltene und ausschließliche Gabe, die man weder erklären, noch sich erwerben kann. Entweder besitzt man sie, oder man hat sie nicht, das Uebrige ist ein Geheimniß. Zwischen dem Dichter und seinem Publikum ist eine Kluft, die sich durch nichts ausfüllen läßt.

Giebt die Geschichte diesen Zweiflern nicht Recht? Die einzigen Dichter, denen wir im Beginn des historischen Zeitalters begegnen, sind die Religionsstifter; Propheten, umgeben von einigen Gläubigen, die sie durch ihre Begeisterung entflammen, von denen sie jedoch Nichts empfangen. Der erste nomadische Hirt, der auf den Abhängen des Himalaya niederkniete, um den Gott des Feuers und Lichtes anzubeten, hatte eine außergewöhnliche Offenbarung. Gewiß fühlte er, wenn auch unklar, jene mächtigen Regungen in seiner Seele, die uns heute noch bewegen und die sich im Laufe der Jahrhunderte zu zahllosen Hymnen entfalten sollten; es mußte ihn wonnevoll durchzucken bei dem Streben aller Wesen nach Licht und Leben, das sich im Menschenherzen in einem Liebesrufe Luft macht. Es war ein tief religiöses Gemüth, und ein Dichter. Er fand Jünger, aber, wie weit verstanden sie ihn? Als die Nomadenvölker von ihren hohen Bergen nach den Ufern des Ganges herabstiegen, Reiche gründeten und die ersten uns bekannten Anfänge zu der Civilisation legten, hatte nur der kleinste Theil, die Kaste der Brahmanen, die Religion in den Händen, während die Kriegerkaste ihre Kraft in Kämpfen erschöpfte und der elende Paria unter der Last der niedrigsten Arbeiten verkam. Es war die Priesterkaste, die dem Volke seine Religion, seine gottesdienstlichen Gebräuche und auch seine Poesie gab. Sie bildete die alten Hymnen

der Veda's um, legte sie aus und gründete das geistliche Epos. Die Ramayana, die erhabenste Dichtung Indiens, ist das Werk eines Priesters. Selbst jetzt noch, nun die schöpferische Kraft für immer in diesem Volke erloschen zu sein scheint und die Engländer sie durch europäische Ideen zu erneuern suchen, sind es allein einige gelehrte Brahmanen, die den Wunsch haben, ihre dreitausend Jahre alte Poesie kennen und verstehen zu lernen.

Bei den Griechen schied sich der Dichter früh von dem Priester, aber mehr als irgendwo blieb er der über das Allgemeine hinaus gehobene Mensch, der Geweihte. Von den Bergen Thraciens, vom Helikon und Olymp, wo die heiligen Haine und die Umfriedigung mit Steinen die Gegenwärtigkeit der Götter anzeigten, stiegen auch die ersten Dichter herab und brachten einem ackerbauenden Volke den Chor der Musen, die goldene Leier Apollo's, und mit ihnen die Geheimnisse des Himmels und der Erde. Orpheus, der erste Sänger der Mythe, der unter den Mänaden aufgewachsen, der begeisterte Verehrer des Dionysos, ist fast ein Halbgott. Wenn die wilden Thiere ihm gezähmt folgen, wenn es ihm gelingt, Eurydike den Mächten der Unterwelt zu entreißen durch die Macht des Gesanges und die Größe seines Schmerzes, so wollten ohne Frage die Griechen in ihm die Poesie als eine Macht verherrlichen, die stärker ist als der Tod und erhaben über die gewöhnlichen Sterblichen. Zeus sprach zu den Menschen nur in der Eiche von Dodona, Apollo offenbarte seine Orakel nur der Pythia auf dem goldenen Dreifuß über dem furchtbaren Abgrunde und in den Zuckungen heiligen Wahnsinns; und wiederum bedurfte es des Gottes, um den Dichter zu machen. Das beweist Homer. Denn Homer war für die Griechen nicht wie für die neuere Wissenschaft die poetische Personification einer ganzen Klasse von heiligen Sängern, welche ihrerseits wieder nur die Volkssagen ausgeschmückt und ihnen ein deutlicheres

Gepräge verliehen hatten, sondern ein Halbgott, der Offenbarer des Olymp, der die herrlichsten Thaten der Götter und Heroen den Menschen verkündete. Wenn die Rhapsoden, den Lorbeerzweig in der Hand als Zeichen ihrer göttlichen Sendung, den Zorn des Achilles oder die Irrfahrten des Odysseus im Palast der Könige oder vor den Fischern der Cykladen sangen, so folgten sie gewiß häufig der Eingebung des Augenblicks; aber ihre andachtvoll lauschenden Zuhörer glaubten nichtsdestoweniger die Worte des großen Homer zu vernehmen. Im perikleischen Athen, dem Heerde einer leidenschaftlichen Demokratie unter den Säulenhallen der Philosophen und in den Redekämpfen des Marktplatzes, näherten sich die Dichter allerdings mehr den übrigen Bürgern. Aber trotzdem blieb ihr Beruf ein getrennter und hörten sie nicht auf, ein Priesterthum auszuüben. Pindar ist gleichsam ein Dolmetscher delphischer Weisheit; in den Tragödien des Aeschylus braust die herrliche Trunkenheit des Dithyrambus, und seine Chöre athmen die heilige Luft der eleusinischen Mysterien. Wenn er den Kothurn anlegt, glaubt man eine Stimme von oben zu vernehmen und hört ihm zu wie einem Weissager. Kurz, es sind vornehmlich die Griechen, denen wir die Anschauung verdanken, daß der Dichter von den Göttern inspirirt sei, das heißt: ein außergewöhnlich begabtes Wesen, allein fähig, die höchsten Dinge zu begreifen und würdig auszusprechen, mit einem Wort ein Mensch von einer höheren Begabung, deren die Anderen entbehren. Und dieses Bild ist unsterblich, denn es enthält eine ewige Wahrheit, nämlich, daß die Schönheit eine Religion ist, die ihre Priester, Märtyrer und Heilige hat und haben muß, wenn sie leben will.

Betrachten wir die römische Litteratur. In Griechenland stand der Dichter, trotzdem er für einen Ausnahmemenschen galt, in fortwährender Verbindung mit den freien Männern seiner Vaterstadt. Er lebte mit ihnen und wie

sie, bildete ihr Herz und beeinflußte die Richtung ihres Geistes. Aber Rom war ein Militärstaat, gemacht zu unterwerfen und zu vernichten, und unter diesem Volk von Gesetzgebern, Tribunen und Kriegern stand der Günstling der Musen noch vereinsamter. Bei den Griechen war er nothwendigerweise der Dolmetscher der höchsten religiösen Ideen geworden, bei den Römern wurde er gezwungen, der Herold des kriegerischen Ruhmes zu werden. Wenn man an seine göttliche Sendung glauben sollte, mußte er Rom als Herrin der Welt durch die Gewalt der Waffen preisen. Das thaten Ennius, Virgil, Horaz. Trotz ihrer Bemühungen, sich populär zu machen, was hatten sie mit der großen Masse des Volkes gemein? Welchen Antheil hatte das Volk an ihren Schöpfungen oder auch an ihrem Ruhm? Lasen die Legionssoldaten, die sich in den deutschen Wäldern oder am äußersten Hellespont schlugen, die Verse, in denen man ihre Tapferkeit pries? Wir zweifeln daran. Je weiter die römische Geschichte fortschreitet, um so mehr tritt uns eine elegante hauptstädtische Litteratur entgegen, eine Litteratur von Liebhabern, Deklamationen, die nicht mehr in das Herz der Nation zu dringen vermögen. Was war außerdem aus dieser Nation geworden? Kann man diesen Namen überhaupt noch der müßigen Menge geben, die ihre Stimmen dem Meistbietenden verkaufte, oder der Soldateska, die Kaiser machte und absetzte? Gehörte unter das Volk auch jene Masse rechtloser Sklaven, die, ohne alle und jede Betheiligung an geistigen Bestrebungen, kaum im Stande waren, ihr leibliches Leben durchzubringen und für die die Hoffnung ein Verbrechen war? Nein, damals hatte das große Volk seine Religion und Poesie verloren; es blieben ihm nur Aberglauben und Vergnügungssucht. Die ganze Geschichte der lateinischen Poesie zeigt uns eine Schaar auserwählter Litteraten, die ein Leben für sich führten. Nur die Redner übten einen Einfluß auf die Menge in den Zei-

ten der Freiheit aus, indem sie die Leidenschaften des Volkes theilten oder anstachelten. Die Historiker erbten einen Theil ihres Einflusses. Aber mehr als anderswo blieb der Dichter ein Fremdling unter den Römern, unverstanden vom Volk und durch eine Welt von ihm getrennt.

Wir brauchen nur einen flüchtigen Blick auf die hervorragendsten Litteraturen Europa's im Mittelalter zu werfen, um zu sehen, daß der Dichter dem Volke sehr fern stand und die Poesie nur sehr langsam in die unteren Schichten der Gesellschaft drang. Der Umstand, daß die christliche Religion das Heidenthum aus Gallien, Britannien und Deutschland verdrängte, die katholische Geistlichkeit an die Stelle der römischen Weltherrschaft trat und alle Völker des Abendlandes unter ihre Botmäßigkeit brachte, bestimmte den Charakter der neuen Litteratur, sowie den der neuen Civilisation. Es war die erste Sorge der Kirche, das Heidenthum zu zerstören, und wie beim Uebergange aus einem Zustande der Barbarei sich die Poesie stets im Schooß des Cultus entwickelt, so weihte auch bei unseren Voreltern die Geistlichkeit die christliche Poesie ein. Aus den Händen der Geistlichkeit ging sie in die des Feudaladels über. Nachdem er die christlichen Anschauungen mit seinen Sitten verschmolzen hatte und ein hoher Grad von Begeisterung in ihm wachgerufen worden war, entstand die Ritterpoesie. Aber einerseits sind die großen Dichter äußerst selten, und andererseits beschränkte sich die Poesie auf die Blüthe der großen Edelherren und der Ritterschaft. Als ihre Macht sank, befestigte sich die der Stadtgemeinden und das Bürgerthum ließ sich vernehmen; aber es ist nicht mehr die Stimme der Poesie, sondern die der Prosa. Das Bürgerthum schuf die moderne Litteratur, beherrscht sie noch, doch welche Rolle spielt die Poesie darin? Ist sie nicht noch immer das Werk einzelner hochbegabter Individuen, die sich von allen Standesvorurtheilen frei machen, sich mit Mühe hindurchringen, im

Grunde nur von Wenigen verstanden, die aber, wenn einmal anerkannt, eine unumschränkte und für ihre Nachfolger sehr gefährliche Herrschergewalt üben? Haben Racine und Boileau nicht, von Ludwig dem Vierzehnten und seinem Hofe unterstützt, den französischen Parnaß nach ihrem Wohlgefallen eingerichtet? Regierten sie nicht so lange, als der Hof von Versailles über Frankreich herrschte? Und was that unterdeß das unterjochte, gemißhandelte und ausgesogene Volk? Hatte es eine Poesie, oder konnte es eine haben? Diese Frage wäre den Höflingen des großen Königs sehr lächerlich vorgekommen.

Was folgt aus alledem? Daß die Poesie dem alltäglichen Leben der Menschheit fern liegt und die Dichter große Ausnahmen sind, welche ihre Macht ihrem Genie, den Umständen oder der Mode verdanken. Glücklicher oder unglücklicher als ihre Mitbrüder, gelingt es ihnen allein, in das Reich des Ideals einzudringen, ob sie Beifall oder Mißfallen ernten, immer leben sie abseit der Menge. Von Jahrhundert zu Jahrhundert begeistern sie und verstehen sie einander; wie die jungen Griechen bei dem Fackelwettlauf reichen sie einander die heilige Fackel, die manchmal zu erlöschen droht, aber sich immer wieder von Neuem entzündet. Virgil folgt den Pfaden Homer's, Dante denen Virgil's, Shakespeare grüßt sie von Weitem und Göthe vereinigt sie in seinem Pantheon. Ein langes Gefolge von Verehrern folgt diesen großen Schatten, deren Zug die Geschichte der Poesie ist. Der übrige Rest der Menschheit ist indessen wie eine elende Heerde vorübergezogen, die von dem Strom ihrer Leidenschaften und Interessen fortgerissen wird, ohne das Räthsel des Ideals zu ahnen.

Und dies so lange verachtete Volk träumt und singt, ohne daß wir es wissen; es hat seine Poesie und sein Ideal. Eine große und lautlose Gährung vollzieht sich in ihm. In gewissen Zeitpunkten, sowohl beim Beginn der Kultur, als

auch in der Renaissance- und Revolutionszeit, und sobald ein Hauch der Freiheit es aus seinem Elend weckt und ihm einen weiteren Horizont eröffnet, bricht sich dieser verborgene Strom in kräftigen Wasserstrahlen Bahn. Manchmal gehen diese Werke des Instinctes in die Litteraturen über, doch ihre eigentlichen Urheber bleiben unbekannt. Aber wenn auch nichts davon bis zu dem Ohr des Gelehrten oder in die gebildeten Klassen dringt, setzt die Fantasie des Volkes ununterbrochen ihre unterirdische, vielseitige, schöpferische Arbeit fort. Ohne lesen oder schreiben zu können, besitzt das Volk seine Gesänge, Legenden und Gedichte. Es schafft Epopeen wie Religionen, und seine Schöpfungen sind in einer Hinsicht interessanter, als die Meisterwerke der höchsten Genies, weil frei von den Oberflächlichkeiten der Mode, den Berechnungen des Ehrgeizes oder der Heucheleien der Eitelkeit. Dieses Wachsthum in der Tiefe gleicht den Corallenbildungen, die sich von dem Meeresboden in zahllosen Verzweigungen langsam erheben und endlich an die Oberfläche gelangt, als reizende Inseln die erstaunten Blicke des Schiffers entzücken. Kurz, neben der offiziellen giebt es eine verborgene Poesie, vor der bewußten eine ursprüngliche Kunst, neben dem Ideal der großen Geister lebt ein populäres Ideal, das ohne ihr Zuthun entsteht und, wenn ich so sagen darf, sich selbst in den Herzen des Volkes erzeugt.

Diese große Entdeckung, die man noch nicht nach allen Richtungen hin ausgebeutet hat, verdanken wir den kühnsten Geistern Deutschlands, den Männern, welche die poetische Revolution in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts vollzogen. Damals war die deutsche Litteratur in der Nachahmung des Fremden und in Schulpedantismus befangen. Man zählte Silben, wog die Worte und ahmte steif die klassische Tragödie und die italienischen Sonette nach. Nach Regeln verfaßte Gedichte, Cabinetsverse, abgeschmackte Nachäffungen der Madri-

galls von Versailles und dergleichen maßte sich den Namen Poesie an. Aber Rousseau's Stimme fand ein mächtiges Echo in Deutschland. Dieses Kind des Volkes, der kühnste, offenste und verfolgteste Schriftsteller, den Frankreich jemals gehabt hat, verlangte, daß die Moral aus der Natur des Menschen hervorgehen, die Erziehung sich nach seinen Bedürfnissen, die Gesellschaft sich nach seinen natürlichen Beziehungen zu seinen Mitmenschen richten solle. Er wollte die Heuchelei zerstören und aus den Sitten Alles verbannen, was sich nur auf Vorurtheil und nicht auf die Natur und Vernunft gründet, denn das meinte er mit seinem Wahlspruch: Rückkehr zur Natur. Die Deutschen, die mehr zum Idealen als zur Praxis neigen, wendeten seine Methode auf die Kunst an. Rückkehr zur Natur wurde das Feldgeschrei der starken Geister, Lessing stand im Drama an ihrer Spitze und der junge, von Shakespeare begeisterte Goethe. Percy's alte englische Balladen, die Gesänge Ossian's, die Macpherson nach walliser Liedern übersetzt haben wollte, entdeckten jenen Männern das Vorhandensein einer ausgebreiteten Volkspoesie. Es war wie ein Blitzstrahl in dunkler Nacht, dessen blendendes Licht die matte Fackel unendlich überstrahlt und den Augen ein mächtiges Gebirgsland zeigt. Herder hatte dies unbekannte Land geschaut und nahm sich vor, es zu durchforschen. Sein Blick fiel zuerst auf die populäre lyrische Poesie aller Nationen. Er wollte beweisen, daß das Volk in allen Theilen der Erde im Stande ist, zu singen, die Herzen zu rühren und sein eigenes Leben poetisch darzustellen. Und er war wohl geeignet, diese Aufgabe zu lösen, der Mann, der den Gedanken Lessings, die Geschichte der Erziehung des Menschengeschlechts, weiter entwickelt und so ausgedrückt hatte: Außer der Geschichte eines jeden Volkes giebt es eine Geschichte der Menschheit; die Völker überliefern und vererben einander den Schatz ihrer Sitten, ihrer Kunst und Kultur.

Von diesem Gedanken durchdrungen, sammelte er aus alten Chroniken Reisebeschreibungen und aus dem Munde des Volkes selbst die einfachsten und schönsten Lieder und gab sie unter dem Titel „Stimmen der Völker" heraus. Das Buch ist noch jetzt sehr interessant, denn man findet in ihm die Lieder fast aller Nationen vertreten. Von dem Spanier, der unter dem Balcon seiner Dame Romanzen singt, von dem sicilianischen Fischer, der die Madonna anruft, bis zu dem armen Lappländer, der seiner Geliebten von dem treuen Rennthiere erzählt, von der sinnigen Lithauerin, die in der Harfe aus Lindenholz die Seele ihrer Schwester seufzen hört, bis zu dem Peruaner, der sich den Regen als ein junges Mädchen mit einem Wasserkrug vorstellt, den der Donner, ihr wilder Bruder, zerbricht: in allen Zonen, allen Himmelsstrichen ist Leben, Liebe und Gesang. Selbst die Wilden von Madagascar haben Lieder von ergreifender Schönheit. Wie der Chevalier Parny schon berichtet hatte, zerfällt dieses Volk in zahllose kleine Stämme, die unaufhörlich Krieg mit einander führen. Trotz ihres Blutdurstes üben sie doch Gastfreundschaft und ihre Sitten sind reich an rührenden Zügen. Der grausame König Ampanani hatte ein Dorf verbrannt, aber er weinte, als er die jugendlichen Gefangenen vorüberführen sah.

„Unschuldige Kinder, ihr lächelt und ihr seid Sklaven," sagt er.

Die Schönste der Gefangenen will er zu seiner Geliebten erheben.

Vaina erwiedert ihm: O König, ich hatt' einen Geliebten.

Ampanani: Wo ist er?

Vaina: Vielleicht ist er im Kampf geblieben; vielleicht hat er sich durch die Flucht gerettet.

Ampanani: Laß ihn todt sein oder fliehen; ich will dein Geliebter sein.

Vaina: O König, habe Mitleid mit den Thränen, die deine Füße benetzen.

Ampanani: Was willst du?

Vaina: Dieser Unglückliche hat meine Augen, hat meinen Mund geküßt, an meinem Busen hat er geschlummert, er ist in meinem Herzen, und nichts kann ihn herausreißen.

Ampanani: Nimm diesen Schleier, bedecke deine Reize. Fahre fort.

Vaina: Laß mich ihn suchen unter den Todten oder unter den Lebendigen.

Ampanani: Geh, schöne Vaina. Sterben müsse der Unmensch, welcher Küsse rauben kann, die mit Thränen vermischt sind."

Man sieht, edle Regungen zu empfinden und sie auszudrücken ist nicht unvereinbar mit einem Zustande der Barbarei. Der Sklavenhandel wurde ein Fluch dieser Völker und steigerte ihre Grausamkeit. Von dem Augenblicke an verkaufte ein Stamm den andern, der Bruder schonte der Schwester, die Mutter der Tochter nicht. Dies bildet das Thema einer der rührendsten Klagen, welche die Sklaverei je hervorgerufen hat.

Eine Mutter schleppte ihre einzige Tochter an das Ufer, um sie den Weißen zu verkaufen.

„O meine Mutter! Dein Schooß hat mich getragen, ich bin die erste Frucht deiner Liebe: was habe ich gethan, um die Sklaverei zu verdienen? Ich habe dir dein Alter erleichtert; habe für dich das Feld gebaut, für dich Früchte gebrochen, für dich die Fische des Flusses verfolgt; habe dich vor der Kälte bewahrt, in der Hitze dich unter duftende Schatten getragen, bei dir gewacht, wenn du schliefst und die Insekten von deinem Gesicht gescheucht. O meine Mutter, was wirst du ohne mich werden! Das Geld,

welches du für mich bekommst, wird dir keine andere Tochter geben. Im Elende wirst du umkommen und mein größter Schmerz wird sein, daß ich dir nicht helfen kann. O meine Mutter, verkaufe deine einzige Tochter nicht!

Fruchtlose Bitten! Sie ward verkauft, mit Ketten belastet auf das Schiff geführt und verließ auf immer ihr theures, süßes Vaterland. *

Solche Naturlaute sind ergreifender, als gemachte Poesie. Die Herder'sche Sammlung ist reich an ähnlichen Beispielen und seine Zeitgenossen fühlten sich tief davon ergriffen. Mehr und mehr richtete sich die Aufmerksamkeit der jungen Dichter auf die deutschen Volkslieder, von denen Herder einige in seine Sammlung aufgenommen hatte. Während seines Aufenthaltes in Straßburg gewann er einen bedeutenden Einfluß auf den zwanzigjährigen Goethe und machte diesen auf die Schönheit der Volkslieder des Elsaß aufmerksam. Der feurige Jüngling, dessen schneller Genius sich jedes Gegenstandes wie im Fluge bemächtigte, ließ diesen Wink nicht unbenutzt; aus seinen schönsten lyrischen Gedichten klingt der rührende Ton des Volksliedes. Bürger folgte ihm, verwebte alte Sagen in seine fantastischen Balladen und fand viel Nachahmer. Alle lauschten aufmerksam der Stimme des Volkes, die man bis dahin vernommen hatte, ohne sie zu verstehen. Sie glichen den jungen Helden der deutschen Heidenzeit, die ihre Lippen in Drachenblut tauchten, plötzlich die Sprache der Vögel verstanden und nun unbeirrt von Schrecken oder Freude durch den redenden Wald schritten, dessen lachende Stimmen ihnen eine große Zukunft verkündeten. Jetzt gewannen jene Worte und Melodien eine andere Bedeutung und man begann sie aufzuzeichnen und sie sorgfältig zu sammeln. Achim von Arnim und Clemens Brentano widmeten dieser

* Herder, Stimmen der Völker, Th. I.

Aufgabe ihre ganze Aufmerksamkeit. Folgendermaßen berichtet Arnim seine erste Begegnung mit der Volkspoesie: „Wo ich zuerst die volle thateigene Gewalt und den Sinn des Volksliedes vernahm, das war auf dem Lande. In warmer Sommernacht weckte mich ein buntes Geschrei. Da sah ich aus meinem Fenster durch die Bäume Hofgesinde und Dorfleute, wie sie einander zusangen:

Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark!
Der Abschiedstag ist da,
Wir ziehen über Land und Meer
In's heiße Afrika.*

Sie brachen ab und auf zu ihren Regimentern, zum Kriege. Damals klang manches daran, was mir so in die Ohren gefallen, alles reizte mich höher, was ich von Leuten singen hörte, die nicht Sänger waren, zu den Bergleuten hinunter bis zum Schornsteinfeger hinauf. Später sah ich den Grund ein, daß in diesen schon erfüllt, wonach jene vergebens streben, auf daß ein Ton in vielen wiederhalle und alle verbinde."

Weiter spricht er von den gewöhnlichen Kunstliebhabern: „Hinter dem vornehmen Anstande, hinter der vornehmen Sprache versteckt, scheiden sie sich von dem Theile des Volkes, der allein noch die Gewalt der Begeisterung ganz und unbeschränkt ertragen kann, ohne sich zu entladen in Nullheit oder Tollheit. Unsere heutigen Theater- oder Concerttheilnehmer, wie würden sie auseinanderspringen bei wahrer, reiner Kunsthöhe, sie würden umsinken in der reinen Bergluft."

Und warum traten diese beiden tapferen Kämpfer in die Schranken und erhoben das Banner der Volkspoesie? „Was den Reichthum unseres ganzen Volkes, was seine

* Wunderhorn, Th. I. S. 476.

eigene, innere lebende Kunst gebildet, das Gewebe langer Zeit und mächtiger Kräfte, den Glauben und das Wissen des Volkes, was sie begleitet in Lust und Tod, Lieder, Sagen, Kunden, Sprüche, Geschichten, Prophezeihungen und Melodien, wir wollen Allen Alles wiedergeben."

Erst 1805 gaben Achim von Arnim und Clemens Brentano ihre erste Sammlung Volkslieder unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn" heraus. Allerdings machten sich die Ueberfeinen und Verbildeten über die Naivetät des Volkes lustig, aber unter den ernsten Denkern und dem großen Publikum war der Erfolg allgemein und nachhaltig. Das Buch führte mit Recht seinen Titel und seine Wirkung war mächtiger, als die von Oberon's Horn. Denn es erweckte eine neue Seele in den Besten der Nation, ihren wahren Geist, der sich hervorzutreten scheute und den die Verweichlichung der Erziehung und die Heuchelei der gesellschaftlichen Sitten stets zu ersticken droht. Wie mächtig mußte die Freude sein, welche jene volksfreundlichen und theilweise aus dem Volke hervorgegangenen Männer bewegte, als sie die großartige Volkspoesie erblickten, die wie ein prächtiger Urwald hinter dem abgezirkelten Garten der Litteratur lag. „Das Volk singt so gut, wenn nicht besser wie wir!" mußten sie unwillkürlich ausrufen. „Außer der von uns gemachten Poesie giebt es eine, die sich selbst macht. Der Geist des Volkes ist eine uns unbekannte Welt, die wir kennen lernen müssen. Dort ist Alles wahr, denn das Volk singt nur, was es bewegt, bei uns unwahr, denn wir singen, was herkömmlich ist. Wir müssen bei diesen fahrenden Schülern, Landsknechten, den liebenden Mädchen und lustigen Burschen in die Lehre gehen, um die Sprache der Natur zu lernen. Was nützt auch eine Salonpoesie, die nur auf dem Papier lebt und Niemandem gefallen kann als Pedanten und Narren? Wir brauchen eine volksthümliche Poesie! Darum müssen wir die Kluft ausfüllen, die

uns von dem Volke trennt, und mit ihm singen, auf daß es mit uns singen lerne. Wenn wir ihm den Glauben an das Ideal zu geben vermögen, wird es uns durch seine Mitwirkung Stärke verleihen."

So dachten Achim von Arnim, Clemens Brentano und ihre Freunde, wie vor ihnen Herder und Goethe. Diese Bewegung war von außerordentlicher Tragweite und zwar zunächst für die Geschichte der Poesie. Man räumte der Volkspoesie einen hervorragenden Platz in den Litteraturgeschichten ein und begann an ihr die Geheimnisse der poetischen Schöpfung zu studiren. Mit jedem Jahre erschienen neue Sammlungen von Volksliedern. Die berühmtesten Dichter wie Uhland und Hoffmann von Fallersleben wetteiferten, um den Liedern ihre erste, unverfälschte Gestalt wiederzugeben. Andere Studien kamen mit der Zeit hinzu. Die Gebrüder Grimm verbreiteten neues Licht über die deutsche und skandinavische Mythologie, die ebenfalls eine poetische Schöpfung ist; und aus dem Munde des Volkes sammelten sie die Märchen, in denen man die letzten Anklänge an die alte Religion findet. Dies Vorgehen fand in ganz Europa Nacheiferer. Staunend und bewundernd hörte man die Gesänge des neuen Griechenlands und Serbiens und die Lieder der Bretonen, welche Mr. de Villemarqué in seiner schönen Sammlung Barzaz-Breiz veröffentlichte. Seitdem ist der Litteraturgeschichte eine neue Aufgabe gestellt: die Poesie des Volkes neben der der großen Dichter zu studiren und ihre Beziehungen zu einander darzulegen. Dies Studium ist in der That von der höchsten Wichtigkeit für das Verständniß der wahren Poesie, ihre Stellung im menschlichen Leben, ihre Gegenwart und Zukunft. In unserer Zeit verlangt man, daß alle Fragen sich von selbst durch die Geschichte beantworten; man erkennt keine Theorie mehr an ohne die Gegenprobe der Erfahrung; jede Erfahrung muß zur Erläuterung der Theorie dienen.

Hier ergänzt die Geschichte die Aesthetik, und weit entfernt, dem Ideal Unrecht zu geben, giebt ihm das Volk in seiner Poesie unbewußt Recht. Denn es versteht das lebendige Ideal aller Lebenslagen und Empfindungen deutlich hervortreten zu lassen. Der einfache Mensch, sobald er zum Bewußtsein seiner Freiheit, seines persönlichen Rechtes gekommen ist und von starken Gefühlen bewegt wird, empfindet das Bedürfniß, sich selbst darzustellen, sein eigenes Leben zu besingen und zu idealisiren, um seinen innersten Gehalt zu kosten. Die Poesie ist also nichts Anderes, als der klar und kurz zusammengefaßte Inhalt unseres Lebens. Sie kann uns daher nur geben, was in uns und den Anderen vorgeht. Aber in der Wirklichkeit ist Alles getrübt und fragmentarisch. Die wahre Poesie entwirrt, erleuchtet und vollendet. Ueberall geht sie auf den Ursprung der Gefühle, der Leidenschaften und der persönlichen Schicksale zurück, verkörpert diese in lebende Wesen, entfernt Alles, was ihre Entwickelung hemmen könnte, kräftigt und führt sie unaufhaltsam vorwärts und leitet sie so in eine höhere, von dem Strahl der Fantasie durchleuchtete Region. Aber was sie giebt, ist doch nur immer das, was wir sind oder sein könnten, die aus dem Geist wiedergeborene Natur, die aber darum nicht aufhört, Natur zu sein.

So ist die Poesie ein allgemeines und tief in der Menschennatur begründetes Bedürfniß. Der große Dichter besitzt in hohem Grade eine Anlage, die ein Jeder in sehr verschiedenem Maaße hat. Aus dem Verständniß der Volkspoesie muß ihm diese Ueberzeugung kommen, und er soll sich freuen, daß es sich so verhält. Denn wenn er sich nicht mehr für den Geweihten der Götter ansehen darf, so muß er sich um so lebhafter als Bruder aller seiner Mitmenschen empfinden. Als Bruder, weil sie singen wollen wie er, weil er fühlen soll wie sie, weil er sie zu einer höheren Anschauung ihrer selbst und der Menschheit leiten

will, indem er sie lehrt, daß der Mensch nach dem Rechten, Schönen und Wahren strebt.

So aufgefaßt ist die Poesie nicht mehr eine Gabe, die von Oben kommt, sondern das ewige theils unwillkürliche, theils bewußte Streben Aller nach der Schönheit, eine nie endende Symphonie, die sich bei dem großen Dichter in einem Triumphgesange Luft macht. Darum lebt sie im Herzen der Menschheit, wie die Religion, aber sie unterscheidet sich von ihr, denn ihre Blicke sind nach der Erde, nicht nach dem Himmel gerichtet. Sie betrachtet weniger den Menschen in seinem beklemmenden Gegensatz gegen die Unendlichkeit, sondern vielmehr in den tausend verschiedenen Lagen, in die das Schicksal ihn stellt. Auch versucht sie nicht, das Räthsel des Weltalls zu lösen, wie die Religion und Philosophie, sondern das Räthsel des Lebens drängt sich ihr immer in zahllosen neuen Formen auf. Nicht auf den eitlen Traum vollkommenen Glückes — das der Tod sein würde, ist sie gegründet, sondern auf Mitgefühl, auf das Bedürfniß, sich einander zu erschließen, und darum beruht sie auf Gleichberechtigung. Wenn das reine Bewußtsein des Ideals zu diesem Gefühl menschlicher Brüderschaft kommt, könnte dann nicht die Poesie eine Religion werden, da jede Religion nur eine schöne Dichtung über die Ewigkeit ist?

Solche Gedanken erweckt die Betrachtung der Volkspoesie in ihrem Großen und Ganzen. Aber sie soll noch mehr thun, sie soll uns in ihre Tiefen führen. Da die Poesie eine so ernste und für den Menschen so nothwendige Angelegenheit ist, so muß man in der Volkspoesie ihre erste und frischeste Quelle studiren, denn nichts kann uns besser als dies in ihrem Verständniß fördern. Aus seiner Begeisterung schöpft der Dichter, wie ich recht gut weiß, den Glauben an seinen Beruf, aber hier findet er die Mittel, denselben am besten zu erfüllen. Denn die Poesie des

Volkes ist die am wenigsten gekünstelte, die ergreifendste und zuweilen auch die schönste. Montaigne, einer jener seltenen Schriftsteller, der sich dem Strudel der Mode fernzuhalten wußte und der den Muth hatte, er selbst zu sein, wie er einmal war, hatte ein Vorgefühl davon. „Die volksthümliche und natürliche Poesie," sagte er, „hat Züge von Einfachheit und Anmuth, durch die sie der kunstgerechten Poesie an Schönheit gleichkommt. Wie man das an den Hirtenliedern aus der Gascogne und an den Gesängen sehen kann, die man uns von den Nationen berichtet, welche weder Kenntniß der Wissenschaften, noch sogar des Schreibens haben. Die mittelmäßige Poesie, welche zwischen beiden liegt, ist verächtlich, ehr- und geistlos."

Wenn man es schon für ein Glück hält, zufällig eins jener Lieder auf dem Lande zu hören, wie groß ist dann die Freude für den Historiker, Psychologen und den Freund des Schönen, eine ganze, unerschöpflich reiche Litteratur dieser Gattung vorzufinden. Das deutsche Volkslied ist ein wahrer Schatz. Dank den zahlreichen und gewissenhaften Sammlungen von Männern, die gleichzeitig Dichter und Gelehrte waren, kann man es bis zu seinem Ursprunge im vierzehnten Jahrhundert zurückbegleiten, ihm zu seiner Blüthe im funfzehnten und sechszehnten und zu seinem Verfall während des dreißigjährigen Krieges folgen; sein frisches Wiederaufblühen im achtzehnten Jahrhundert und sein Fortleben bis auf unsere Zeit beobachten. Ein rühriges, jugendfrisches Volk lebt vor uns auf, keine gespenstische Abstraction oder verworrene Menge; ein Jeder singt seine Erlebnisse, Schmerzen und Hoffnungen. Wir wollen uns unter dies Volk mischen und einmal den Stimmen der Vergangenheit lauschen, die manchmal die der Zukunft sind. Wir haben es hier nicht mit einem volksthümlichen Heldengedicht zu thun, wie zum Beispiel die Nibelungen, die durch große geschichtliche Begebenheiten hervorgerufen sind und in denen

ein ganzes Volk seine gemeinsamen Gedanken niedergelegt, sondern mit lyrischen Dichtungen. Sie sind ganz individuel, sehr verschiedenartig und in sie haben Naturmenschen hineingegossen, was an Musik und Poesie aus ihrem übervollen Herzen gesprudelt ist. Einerseits werden diese hellen Stimmen aus Berg und Wald, die muthigen Kriegslieder und rührenden Liebesklagen ein jugendliches Volk in seiner ersten Frische vor uns aufleben lassen, andererseits werden sie uns auf vielfach verschlungenen Wegen zu den tiefen Quellen der echten deutschen Lyrik führen, die im Laufe der Zeiten in zahllosen Bächen hervorgesprudelt sind und nun in so mächtigen Strömen dahinrollen.

[illegible]

Ich sag dir rucher löwe
min weid muost mir hie lan.

Schlacht bei Sempach.

Veit Weber hat dies Lied gemacht.
Er ist selbst gewesen in der Schlacht!

Schlacht bei Murten.

Zweites Kapitel.

Der Ursprung des Volksliedes.

Die Volkspoesie bei den Celten und Germanen. — Die Neigung der Franzosen für die offizielle Poesie, die der Deutschen für die freie, aus der Eingebung des Augenblicks entstandene Dichtung. — Das heidnische Heldengedicht in Deutschland. — Das Christenthum unterdrückt die alte Volkspoesie. — Kampf des Christenthums mit dem deutschen Geist. — Das Wiedererwachen des Volkes und die Kriege der Schweizer. — Lieder auf die Schlachten bei Sempach und Murten. — Ursprung des modernen Liedes; es entspringt aus dem Gefühl der Freiheit. — Seine Ausbreitung im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert. — Sein Urheber ist das ganze Volk.

Die Gallier hatten seit jeher einen unwiderstehlichen Hang zur offiziellen Poesie. Nach den Berichten römischer Schriftsteller und nach den ältesten Ueberbleibseln der Bardendichtungen sehen wir eine Schule der Druiden im Besitz der Religion, Wissenschaft und Poesie. Niemand wagte in den frühesten Zeiten die heilige Harfe zu spielen oder die Thaten der Götter zu besingen, außerhalb der geheiligten Stätte, in der die alten Druiden die heiligen Pflanzen, die Bewegungen der Himmelskörper und die drei Kreise des Lebens studirten und ihren Schülern die Geheimnisse des Himmels und der Erde lehrten. Selbst als die Barden durch die Einführung des Christenthums ihre religiöse Würde ein=

büßten, blieben sie eine bevorrechtete Kaste, die reich an Ueberlieferungen war und eifersüchtig über ihren Einfluß wachte. Man muß sehen, wie zornig sich ein bretonischer Barde des sechsten Jahrhunderts über die fahrenden Dichter ausläßt, die anfangen, ihm Concurrenz zu machen: „Die Kler (Sängerschüler)," ruft er aus, „die bösen dichterischen Unsitten, die befolgen sie, die Weisen ohne Kunst, die loben sie, die Thaten abgeschmackter Helden besingen sie, auch hören sie nicht auf, neue Märchen zu schmieden, brechen die zehn Gebote, schmeicheln den verheiratheten Frauen in ihren treulosen Liedern, verführen sie durch süße Worte ... bettelhafte Landstreicher sind ihre Genossen." *

Gar oft haben die Franzosen in diese Verwünschungen des alten Taliésin gegen die Volkspoesie eingestimmt; und selten verleugnet sich das Autoritätsbedürfniß in unserer Litteraturgeschichte. Es ist der gallischen Race eingeboren, durch die römische Tradition befördert und von der katholischen Kirche sorgfältig genährt. Ob der Franzose eine Sorbonne, eine Akademie oder das Haupt einer Schule anerkennt, immer ist es das Bedürfniß nach Autorität, das einen höchsten Gerichtshof verlangt, um zu verdammen oder Belohnungen auszutheilen.

Ein ganz anderer Geist zeigt sich schon in den frühesten Zeiten bei der germanischen Race. Der Einzelne stellt sich selbständiger hin und kümmert sich weniger um seinen Nachbarn. Hier giebt es keinen Priesterstand, der die Religion, nicht eine Bardenschule, die das Privilegium der Poesie in den Händen hält. Die Religion gehört Allen, die Poesie ist ein Bedürfniß und ein Recht Aller. Bei den Germanen wie bei den Angelsachsen ging das Lied von Mund zu Mund. In der Halle des Häuptlings, beim Siegesfest, im Schein der Fackeln und Waffen durfte Dichter, sein wer da

* Villemarqué, Barzaz-Breiz I.

wollte. Am Königshofe ging die Harfe von Hand zu Hand, wie der Becher mit Meth, und selbst die Könige verschmähten nicht, zu singen. In dem Liede Beowulf nimmt der Dänenkönig Hrodgar die Harfe und preist die Thaten seiner Vorfahren.

In der Gudrun beauftragt der Friesenkönig Hettel Horand und zwei andere Freunde, die schöne Hilde jenseits des Meeres zu rauben, die Tochter des wilden Hagen. Nicht mit Gewalt bemächtigt man sich der schönen Jungfrau, sondern Horand's zauberischer Gesang bethört sie und lockt sie auf das Schiff, das sogleich mit vollen Segeln davoneilt. Und wie bethörend ist der Gesang!

Als die Nacht ein Ende nahm und es begann zu tagen,
Horand begann zu singen, daß ringsum in den Hagen
Alle Vögel schwiegen vor seinem süßen Sange.
Die Leute, die da schliefen, lagen in den Betten nicht mehr lange.

Sein Lied erklang ihm schöner und lauter immerdar;
Herr Hagen hört' es selber, der bei Frau Hilde war:
Aus der Kemenate musten sie zur Zinne.
Der Gast war wohl beraten: die junge Königin war des Sanges inne.

Des wilden Hagen Tochter und ihre Mägdelein
Saßen da und lauschten, wie selbst die Vögelein
Auf dem Königshofe vergaßen ihr Getöne,
Wohl hörten auch die Helden, wie der von Dänenlanden sang so schöne.*

Horand ist der beste Typus des Sängerkönigs, den die altdeutsche Poesie uns überliefert hat. Er läßt uns deutlich sehen, welche Zauberkraft der Gesang für diese wilden Völker hat. Neben den Königen spielen die einfachen Krieger die Harfe und die Viole, eine Art einfacher Geige, wie der junge Volker in den Nibelungen, der seine ermatteten

* Simmrock, Gudrun, sechster Gesang, Strophe 8.

Gefährten mit den Liedern ihrer fernen Heimath einschläfert. Jeder Sänger, jeder Dichter, woher er auch sein mag, ist willkommen, wenn er nur zu fesseln und zu rühren versteht. Die Gallier unter Vindex stürzten sich in den Kampf, während die Barden feierliche Lieder anstimmten; die Deutschen dagegen sangen gemeinsam vor der Schlacht ihre wilden Hymnen. Soll das heißen, daß sie keine Sänger von Profession hatten? Gewiß nicht. Aber diese bildeten nie eine besondere Kaste, genossen keines Vorrechts, übten nie eine tyrannische Herrschaft aus. Vollkommene Freiheit des Dichtergeistes, dies Bedürfniß zeigt sich schon stark bei den alten Germanen, es triumphirt in der Geschichte der deutschen Dichtkunst, es ist das, was Uhland proklamirt, wenn er mit vielen Anderen ausruft:

Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald!

Diese Abwesenheit eines Monopols, die hohe und vollkommene Sangesfreiheit ist ein sehr stark ausgeprägter Charakterzug der germanischen Race. Er ist geblieben und wird bleiben und ihm hat man es zu danken, daß sich im Schooß des Volkes jene großen epischen Legenden bildeten: das Lied von Hildebrand und Hadubrand, der angelsächsische Beowulf, das lateinische Gedicht Walter und Hildegunde, die Gudrun und die Nibelungen. Sie sind nur herrliche Fragmente und wir können sie jenen Torsen vergleichen, die von barbarischen Händen verstümmelt, der Ungunst der Zeiten ausgesetzt, dennoch durch ihre mächtigen Glieder und ihre herrliche Bildung die unsterbliche Race der hellenischen Götter verrathen und vor unseren Augen den siegenden Herkules oder den donnernden Jupiter aufleben lassen.

Alle jene großen, volksthümlichen Heldengedichte sind dem heidnischen Geiste des alten Deutschland entsprungen.

Dann kam das Christenthum und Karl der Große und auf den Trümmern des Heidenthums entstand die Kirche und der Feudalstaat. Seitdem kämpfen zwei mächtige Parteien mit einander, zwei Gewalten, zwei Geistesrichtungen, das Volk und die Kirche, der heidnische und der christliche Geist, die Volkspoesie und die gelehrte Dichtkunst. Das Christenthum siegt, die Kirche erstickt das alte Heldenlied im Herzen des Volkes, die Poesie kommt nicht mehr von unten, sondern von oben, sie wächst nicht mehr aus dem Innersten des Volkes hervor, sondern ist etwas von der Geistlichkeit äußerlich Aufgepfropftes. Seitdem verwächst die deutsche Nation mit dem Geiste des Christenthums, das Ritterthum schafft ein neues Ideal und die Poesie der Minnesänger entfaltet ihre schönsten Blüthen im Adel des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Aber die große Masse des Volkes nahm keinen Antheil an dieser dichterischen Bewegung. Der Handwerker und der Hörige, der schwere Lasten zu tragen und Frohndienste zu leisten hatte, blieb theilnahmlos daran und unwissend. Die wirklich volksthümliche und nationale Poesie war todt, aber sie sollte in neuer Gestalt wieder aufleben. Im vierzehnten Jahrhundert beginnt der Verfall des hohen Adels, der das Volk zu seinem Vortheil ausbeutete, es wird die Kirche und das Lehnswesen in den Grundfesten erschüttert. Auf der anderen Seite fühlt sich das Volk kräftiger und rüttelt an seinem Joch. Die Städte erblühen, bewaffnen die Bürger, bekämpfen den Adel und auch die Leibeigenen murren und empören sich. Je mehr das Ritterthum an Glanz verliert, um so mehr macht das Volk Miene, sich zu erheben, bis es endlich aufsteht und seine Rechte und Gewissensfreiheit fordert.

Das Volkslied bildet gleichsam das reiche und ewig wechselnde Accompagnement dieser großen, aufstrebenden Bewegung des Volkes, die im vierzehnten Jahrhundert beginnt und im funfzehnten eine unwiderstehliche Gewalt

erlangt. Gewiß hat das Volk nie ganz aufgehört zu singen, aber es war sich seiner Flügel nicht bewußt; es wagte erst den kühnen Flug, als ihm das Gefühl seiner Kraft und Freiheit kam. Da schuf es das Volkslied, das echte, moderne Lied. Der Gesang war ihm geblieben und mit ihm die Hoffnung. Es sind nicht mehr lange Heldengedichte, sondern Töne tief aus dem Herzen, Klänge reiner Lyrik. Auch dies sind Volkslieder; aber welch ein Unterschied besteht zwischen ihnen und denen aus den barbarischen Zeiten! Man fühlt, daß das Volk zu dem individuellen Leben hindurchgedrungen ist. In den Urzeiten wird der Mensch durch eine blinde Macht vorwärts gedrängt, wie im Traum stürzt er sich in den Krieg, vollbringt er Thaten erbarmungsloser Rache oder heldenmüthiger Aufopferung; seine Kinderseele lebt nur in dem Geiste seines Volkes. Wenn er sich selbst versteht, so ist ihm das nur durch seine Vorfahren, Helden und Götter möglich. Er bildet mit ihnen gleichsam nur Eins; wenn er handelt, so haben sie es ihm befohlen; sie sind geheimnißvolle und schreckliche Mächte, die mit ihrem ganzen Gewicht auf seinem Schicksal lasten. So ist der Mensch in den barbarischen Zeiten beschaffen, das ist die Auffassung des großen Heldengedichts. Aber in den Zeiten religiöser und moralischer Revolutionen geht der Mensch auf sich selbst zurück, er überläßt sich ungezügelt allen Launen seiner Natur, das Bewußtsein seiner Kraft macht ihn trunken. Das ist der Geist der echten Lyrik, das war die Stimmung des deutschen Liedes bei seinem Ursprung.

Der erste Ton des Volksliedes war ein Schrei der Empörung und Unabhängigkeit, der von der Schweiz ausging. Wie man weiß, war der Vierwaldstättersee die Wiege der helvetischen Freiheit. Dort lebte seit Jahrhunderten ein Volk von Hirten, Fischern und Gemsjägern, das die Ritter der Nachbarschaft nicht unter ihr Joch zu beugen vermocht hatten. Es war ein frisches, freies Volk, das weder Zehn-

ten, Abgaben noch Frohndienste leistete. Der Kaiser hatte die höchste Gerichtsbarkeit in Händen, aber das war auch Alles. Im Uebrigen hörte man auf die geachtetsten Männer der Dörfer und Städte und Jeder lebte von seiner Arbeit auf seinem Erbe; nur für wichtige Angelegenheiten hielt man einen Rath, in dem auch der ärmste Hirt eine Stimme hatte. Es war eine patriarchalische Republik, wie sie sich nur im Hauch der Gletscher, auf den hohen Matten und am Fuß der von Bergen geschützten Seen entwickeln kann. Als sie sich in ihrer Unabhängigkeit durch das Haus Habsburg bedroht sahen, verbündeten sich diese Städte, die bisher friedlich ohne ein festes politisches Band neben einander existirt hatten, zu einer Vertheidigung auf Leben und Tod. Der beständige Kampf mit den Elementen hatte diese Bergbewohner trefflich zu dem Kampf mit den Rittern gestählt, ihre moralische Energie war nur der veredelte Ausdruck ihrer physischen Kraft. Als die Ritterschaft der Nachbarländer ihnen mit Vernichtung drohte, erklärten sie sich einstimmig für ein freies Volk, stark in seinem Recht, und sie bewiesen sich als große Bürger. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gewannen diese Bauern die Schlachten von Laupen und Morgarten über die Blüthe der österreichischen Ritterschaft.

Der Sieg bei Sempach (1383) übte auf Europa die Wirkung eines Donnerschlages. Er wurde durch einen der Mitkämpfer, Halb Suter, einen sonst unbekannten Mann, besungen. Es war die Schlacht wohl dieser Mühe werth, denn mehr als je stand die Freiheit der Schweiz auf dem Spiele. Im Zeitraum von zwölf Tagen hatten die Vierwaldstätte einhundertundsiebenundsechszig Kriegserklärungen von Fürsten, Bischöfen und Rittern empfangen. Schon rückte der ganze Adel aus dem Thurgau, Aargau, Elsaß, dem oberen Burgund und Württemberg unter der Führung des Herzogs Leopold heran. In der Nähe von Sempach

fand das Zusammentreffen statt. Leopold ritt stolz an der Spitze seines Heeres, er war ein echter Held. Dann befahl er der Blüthe der Ritterschaft, vom Pferde zu steigen, ließ sie eine große Schlachtordnung bilden und die Hellebarden vorstrecken. Als die so aufgestellten Ritter sahen, daß die Schweizer ihrer Gewohnheit gemäß niederknieten, um Gottes Beistand anzurufen, meinten sie, daß sie um Gnade flehten. Wie groß war aber ihr Staunen, als sie sahen, daß sich die Schweizer erhoben, ihnen die Spitze boten und festen Trittes auf sie zukamen. Hier muß man den volksthümlichen Dichter hören. Er stellt das österreichische Heer unter dem Bilde eines Löwen, das schweizerische unter dem des Stiers dar.

...Lucern, Uri, Switz, Unterwalden
mit mengem bidermann
zu Sempach vor dem walde
da inen der löw bekam,
he! der ruch stier was bereit!
„Und löw, wilt mit mir fechten,
daz sig dir unverseit.“

Der löw sprach: „Uff min eide
du füegst mir eben recht:
ich hab uf diser heide
meng stoltzen ritter und knecht:
he! ich wil dir gen den lon,
umb das du mir einst zu Loupen
gar viel ze leid hast tan.

Und an dem Moregarten
erschlougst mir mengen man;
von mir muosts hüt erwarten.
ob ich's gefüegen kan:
he! das sig dir zugeseit.“
Do sprach der stier zum löwen:
„Din tröwen wird dir leid!“

Der löw fing an zu ruofen
und schmucken sinen wadel;
Do sprach der stier: Ruck uszehn:
wend wir's versuochen aber?
He! so tritt hie zuher bas,
das dise grüene heide
von bluot mög werden nasz!"

Sie fiengend an ze schiessen
zu inen in den than
man greif mit langen spiessen
die frommen Eidgenossen an.
He? der schimpf, der war rübsüß,
die äst von hochen böumen
fielend für ire füeß.

Des adels hör was veste,
in ordnung dick und breit:
Das verdroß die frommen geste.
Ein Winkelried, der seit:
„He! wend irs genießen lon
min frommen kind und frowen
so will ich en frevel bston

Trüwen lieben Eidtgenossen,
min leben verlür ich mitt.
Sie hand ir ordnung gslossen:
wir mögends in breken nitt.
He! ich will ein inbruch han:
des wellend ir min gschlechte
in ewig geniessen lan!"

Hiermit dor tett er fassen
ein arm voll spieß behend:
den sinen macht er ein gassen,
sin leben hatt ein end.
He! er hat eins löwen muot.
sin manlich dapfer sterben
was den vier Waldstetten guot.

Also begundentz brechen
des adels ordnung baldt
mit howen und mit stechen.
Gott siner selen walt!
He, wo er des nit het gethan
so wurds d'Eidgenossen han kostet
noch mengen biderman.

Sie schluegend unverdrossen
estachen mengen man;
die frommen Eidgenossen
sprachend einander trostlich an.
He! den löwen es ser verdroß;
der stier tett vintlich sperren,
de löwen gab er ein stoß.

Der löw fieng an ze mawen
und tretten hinder sich;
der stier starzt sine brawen
und gab im noch ein stich,
He! das er bleib uff dem plan:
„Ich sag dir rucher löwe,
min weid muost mir hie lan!“*

Dieses Lied ist seiner Form nach noch halb episch. Der Dichter beschreibt eine Schlacht, aber er beherrscht sie nicht von oben, wie Homer das Heer der Griechen und Trojaner, oder der Dichter der Nibelungen das der Burgunder und Hunnen. Vielmehr ist er ein Soldat, noch bedeckt vom Staub des Kampfes, und der nur singt, um den Ruhm seines Vaterlandes und die Tapferkeit seiner Freunde zu preisen. Das giebt dem Gedicht den lyrischen Charakter, und die Wiederholung des Ausrufs: he! in jeder Strophe verleiht dem Ganzen etwas Triumphirendes. Unwillkürlich denkt man dabei an den herrlichen Gesang des

* Heinrich Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur, Theil I. S. 600.

Tyrtäus: „Schön ist es, für das Vaterland zu fechten in der ersten Reihe der Schlacht," in welchem man die Lacedämonier zu sehen glaubt, wie sie stumm, fest und unbeweglich bleiben im Kampfe, Mann an Mann, Schild an Schild, Brust an Brust. Dem Volksliede fehlt nur jener knappe Ausdruck und jene plastische Vollendung, in welcher die Griechen Meister waren. Aber man erblickt in ihm die mächtigen Gestalten mit ihren eisernen Muskeln, man sieht das Heer, das wie Ein Mann marschirt, man fühlt die wuchtigen Schläge der Streitkolben mit Eisenspitzen, welche die Schweizer Morgensterne nannten, vor Allem aber vernimmt man das Zorngebrüll der rauhen Bergbewohner und die stolze Freude, die dem Siege der Freiheit folgt. Die Freude ist so mächtig, daß der Tod des Helden sie nicht dämpft und sein Sterben wie ein wehmüthiger Ton in der Harmonie des Triumphgesanges verklingt.

In solchen erbitterten Kämpfen um seine Freiheit kostet der Mensch in einem Augenblick das ganze Gefühl seiner Kraft oder Ohnmacht aus. Entweder bringt dies Zusammenraffen seines Willens sein ganzes Wesen in Bewegung oder bricht seine Kraft für immer; der Mensch wächst mächtig oder versinkt in das Nichts. Findet er die Energie in sich, dem Tode zu trotzen, so führt ihn dieser bittere Entschluß zu der höchsten Bethätigung seines Wesens und dem lebhaftesten Bewußtsein seiner Kraft. Bei dieser äußersten Anstrengung, welche alle Kräfte seiner Seele in Bewegung setzt, sollte er da nicht auch eine neue Sprache finden? Das ist der Ruf Winkelried's, die Stimme seines Kampfgenossen, das ist das Lied, der Beginn der Volkspoesie.

Sie entwickelte sich allmählich in den langen Kämpfen, welche der Schweizerbund um die Sicherung seiner Freiheit führte. Ungefähr hundert Jahre später sehen wir sie erst wieder auftauchen, zwischen 1474 und 1476. Nachdem die Schweizer Oesterreich im vierzehnten Jahrhundert besiegt hatten,

stellte sich ihnen im funfzehnten ein neuer und gefährlicherer Feind entgegen, der berühmte Herzog von Burgund. Karl der Kühne, Herr von Flandern, von den Niederlanden und der Picardie, meinte ein Volk von Kuhhirten leicht unterwerfen zu können. Diese schickten ihm eine Gesandtschaft, welche sagte: Unser Land ist nicht so viel werth, als das Silber an Euren Pferdegeschirren. Der Herzog glaubte, sie hätten Furcht, schickte sie lachend fort und drang mit seiner berühmten Artillerie und vierzigtausend Mann in die Schweiz ein. Er stößt auf das Schloß Granson, das erste Hinderniß, das ihm den Weg versperrt, fordert die Besatzung auf, sich zu ergeben, oder droht, Alle aufhängen zu lassen. Zehn Tage vertheidigen sich die tapferen Schweizer und Karl gelobt ihnen das Leben, wenn sie abziehen wollen. Nun verlassen sie die Burg, aber der aufgebrachte Herzog läßt sie theils aufhängen, theils ertränken. Als das heranrückende Heer der Schweizer diese Kunde vernahm, stieg seine Wuth auf das Höchste, und obgleich nur halb so stark wie die Burgunder, stürzte es sich auf sie. Schon die ersten Angreifer machten die Soldaten Karls stutzig. Als sie nun aber immer neue und neue Rotten heranrücken sahen, mit kühner und herausfordernder Stirn, als die Schlachthörner von Uri und Unterwalden beim Hauptangriff ertönten und der Nachtrab von den Hochalpen mit seinen Streitärten und Morgensternen eintraf und sie den großen lockigen Männern gegenüberstanden, deren Väter bei Morgarten und Sempach gekämpft, faßte den sonst unerschrockenen Herzog plötzliches Entsetzen. „Was soll aus uns werden?“ rief er, „schon die ersten haben uns ermattet.“ Die Worte fliegen von Mund zu Mund und Schrecken verbreitet sich im Heer. Umsonst versucht Karl, es zum Stehen zu bringen, aber er wird mit in die Flucht gerissen und seine Leute zerstreuen sich wie Stroh im Winde.

Dieser Sieg und der von Murten bald darauf gab

dem Patriotismus der Schweizer einen neuen Aufschwung und fand einen lebhaften Wiederhall in der Volkspoesie. Nach den Wirkungen, die er hinterlassen, muß diese Bewegung einen viel entschiedeneren Charakter gehabt haben. Denn der Dichter Veit Weber, der fünf oder sechs patriotische Lieder verfaßt hat, welche die Chronisten aufzeichnen wegen ihrer allgemeinen Beliebtheit, ist nicht mehr ein einfacher Kampfgenosse, den der Drang der Umstände zum Dichter gemacht, sondern Sänger von Profession. Wir wissen von seinem Leben nur, was er selbst davon in seinen Dichtungen berichtet, daß er in Freiburg im Breisgau geboren ist und fahrender Sänger war, ein Handwerk, das übrigens nicht mehr als das des Seiltänzers geachtet wurde. Doch unser Dichter war darum nicht minder lebensfroh: ein lustiger Kumpan, zu jedem Abenteuer bereit, der die Schönen nicht verschmäht und den Kampf ebenso sehr als den Gesang liebt. Sobald in der Schweiz Kriegslärm ertönt, vertauscht er die Laute mit dem Schwert, verläßt die Tafel des Erzbischofs oder den Rittershof, um mit seinen Landsleuten zu fechten. Aber nach der Schlacht sang er beim Fackelschein seine kühnen Lieder, die von der Schweiz bis Deutschland drangen und dort jenes stolze Freiheitsgefühl verbreiteten, das die Hoffnung des unterjochten Volkes belebte und den Zorn der Herren verdoppelte. Er besingt die Schlacht bei Murten wie folgt:

Da man zählt von Christ fürwahr
Tausend vierhundert und siebenzig Jahr
Und das sechst war kommen,
An einem Samstag ich euch sag,
An der zehntausend Ritter Tag,
Schuf man gar großes Frommen.

Das war an des Morgens fruh
Da rückt man fast gen Murten zu
Durch einen grünen Walde;

Des wurden die in Murten froh,
Den Herzog fand man gewaltig do,
Da hob sich ein Schlachten balde.

Eh man kam durch den Wald so grün,
Da schlug man manchen Ritter kühn,
Die thut man wohl erkennen;
Der Herzog von Lothringen war der ein,
Sie redten alle zusammen gemein,
Wir wollen vordann rennen.

Ein schneller Rath der ward gethan
Wie man den Herzog soll greifen an;
Da hört ich manchen sprechen:
Ach Gott wann hat ein End die Sach,
Nun ist es schon um Mitten-Tag,
Wann sollen wir hauen und stechen.

Die Vorhut die zog vornen dran,
Darunter waren zwei schöne Fahn,
Entlibuch war das eine,
Das andre Thun mit seinem Stern,
Sie waren bei einander gern,
Man sah ihrer fliehen keine.

Die Ritter rannten vornen drein,
Sie legten all ihre Schwerter ein,
Da sie ihre Feinde sahen;
Um ihr Geschütz sie gaben nichts,
Sie wagten alle ihre Haut
Zu ihnen thät man sich nahen.

Die Büchsen schossen mitten an,
Sie liefen ihnen vorne dran
Die langen Spieß desgleichen.
Den Helleparten war so Noth,
Damit schlug man sie fast zu Tod
Die Armen und die Reichen.

Sie wehrten sich ein Kleines fast,
Darnach sah man sie fliehen fast,

Gar viel wurden erstochen
Der Fußknecht und der Kürassier,
Das Feld lag voller Schwert und Spier,
Die an ihnen wurden zerbrochen.

Die Schlacht währt auf zwei ganze Meil,
Dazwischen lagen Welsche viel
Zerhauen und zerstochen.
Des danket Gott man früh und spat,
Das er der frommen Gesellen Tod
In Granson hat gerochen.

Nun glaubet mir hie diese Wort
Fürwahr der Eidgenossen Ort
Sind nicht zwanzig Mann umkommen,
Dabei man wohl erkennen mag,
Daß sie Gott behütet Nacht und Tag,
Die Kühnen und die Frommen.

Man zog dem Grafen in sein Land,
Schloß und Stadt man ihm verbrannt,
Raimond wollt nicht stille sitzen.
Ein Schweißbad hat man ihm gemacht,
Wär er drin gesessen über Nacht,
Er hätte müssen schwitzen.

Die Eidgenossen heischen ihm kein Brod
Wiewohl er sie für Bettler hat,
Seine Land sie nicht erschrecken.
Ihre Bettelstäb sind Spieß und Schwert,
Die Zacken stößt man ihm in die Zähn
Die Spieß wollen ihm nicht schmecken.

Veit Weber hat dies Lied gemacht,
Er ist selbst gewesen in der Schlacht,
Des Schimpfes war er verdorben.
Das danket er den Eidgenossen,
Und denen er so Gutes gethan,
Haben ihm um anders geworben.*

* Wunderhorn I. S. 58.

Ein schönes Selbstvertrauen, frischer Muth und echte Lebensfreude sprudeln aus diesem Liede. Man sieht, wie in einem Zeitraum von hundert Jahren die instinktive und darum sich sehr langsam entwickelnde Volkspoesie ihren Charakter verändert hat. Das Lied des Halb Suter auf die Schlacht bei Sempach hat noch etwas Episches. Es ist zwar ein leidenschaftathmender Bericht derselben, aber die Persönlichkeit des Dichters tritt noch nicht deutlich hervor. Hier ist schon Alles lyrisch, in der Empfindung wie im Ausdruck, und die Persönlichkeit macht sich mit merkwürdiger Energie geltend. Je mehr wir uns dem sechszehnten Jahrhundert nähern, um so individueller wird die Volkspoesie, ohne indessen ihren Charakter des Ursprünglichen zu verlieren.

Einen großen Erfolg hatte diese poetische Bewegung in der Schweiz, nämlich daß der Uebergang des Volkes zur individuellen Poesie gleichzeitig mit dem Bewußtsein seiner Kraft, seiner Rechte und seiner Freiheit stattfand.

Die siegreichen Kämpfe der Schweizer brachten Deutschland in Bewegung. Als der Bauer hörte, daß ein bedrücktes Volk sich aus eigener Kraft befreit hatte, mußte ihm der Gedanke kommen, es ihm nachzuthun. Im Jahre 1500 versuchten die Dithmarschen gegen Dänemark, was den Schweizern gegen Oesterreich und Burgund gelungen war. Sie waren ein starkes und noch ungebeugtes Volk. Ihre Vorfahren, die Friesen, hatten Rom in Staunen versetzt, als sie im Theater des Pompejus die Senatorenplätze beanspruchten, weil, wie sie sagten, kein Volk der Erde die Deutschen an Muth und Wahrheitsliebe übertreffe. Stets war ihr Wahlspruch: „Lieber Tod, als Sklaverei!" Als Johann von Dänemark ihnen einen Tribut von funfzehntausend Mark abverlangte, und außerdem das Recht, drei feste Schlösser in ihrem Lande zu bauen, schlugen sie es kurzweg ab. Ihr Volkslied sagt:

De Ditmarschen repen averlut:
dat lide wi nu und nummermere
wi willen darumme wagen haus und gut
und willen dat gar ummekeren.*

Sie besiegten die Dänen; aber um ihre Unabhängigkeit dauernd zu gründen, fehlten ihnen die Berge und das Bündniß mit festen Städten. Sechsundfunfzig Jahre später wurden sie unterworfen, doch man legte ihnen nur einen unbedeutenden Tribut auf.

Eine weit allgemeinere und besorgnißerregende Bewegung erschreckte den Adel im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Durch den Einfluß der Reformation wurde der Bauernkrieg hervorgerufen. Von der Last des Unglücks niedergebeugt, hatten die Bauern zuletzt selbst gemeint, daß sie von Natur den andern Menschen untergeordnet wären und sich stumpfsinnig in ihr Schicksal ergeben. Aber als sie die Predigt vernahmen, daß alle Menschen Gottes Kinder seien, alle gleich vor ihm, als Luther's mächtige Donnerstimme gegen jede Tyrannei von der Wartburg ertönte und einen Wiederhall in den entlegensten Dörfern und der ärmsten Hütte fand, hob sich der Muth der Bauern von Neuem. Sie wagten die Predigt des reinen Evangelium, die Freiheit und die Abschaffung der Adelsvorrechte zu fordern. Theils wurden sie von den adeligen Herren verspottet, theils mit Versprechungen hingehalten, die Entschlossensten ließen sie sogar durch ihre Söldner überfallen. Das reizte ihre Wuth und nun erhoben sie sich in Masse. In Württemberg, Bayern, denRheinlanden und Thüringen entfalteten sie die Fahne des Bundschuh mit dem kühnen Wahlspruch:

Wer frei will sein
Der folge diesem Sonnenschein.**

* Uhland. Seite 443.
** Das Zeichen des „Bundschuhs" als Banner der aufständi-

Und wer hätte diesem Schein nicht folgen wollen, der die Morgenröthe eines neuen Tages verkündete, aber nur ein Irrlicht war, dem eine dunklere Nacht folgte. Es fehlte den Bauern an Disciplin, Entschlossenheit und Führern; und sie hatten den Adel und die Geistlichkeit der ganzen Welt gegen sich. Im Elsaß, in Württemberg und Thüringen wurden sie unterjocht und ihre Befreiung dadurch um zwei Jahrhunderte hinausgeschoben.

Man besingt nur den Sieg, über Niederlagen schweigt man, besonders, wenn sie die Dienstbarkeit im Gefolge haben. Die deutschen Bauern versanken wieder in Schweigen, sie hatten kein Sempach zu verherrlichen. Aber der mächtige Geistesaufschwung, das Freiheitsgefühl, das der Aufstand entflammt hatte, war in das ganze deutsche Volk gedrungen und hatte in seinem Schooß ein neues Leben erweckt, das die Feudalherrschaft nicht mehr zu ersticken vermochte.

Zwei große Bewegungen beschäftigten damals die Gesellschaft und begünstigten den Aufschwung der Lyrik: die Renaissance und die Reformation. Indem die Humanisten die römische und griechische Welt vor den Augen ihrer Mitmenschen aufleben ließen, legten sie den Grund zu der modernen Anschauungsweise.

Bis dahin war der geistige Horizont der Menschen eng begrenzt gewesen; auf ihre Burgen, Städte oder Dörfer beschränkt, erschienen ihnen alle übrigen Länder nur als die an Schrecken reiche Fremde, sahen sie im Heidenthum nichts

schen Bauern im funfzehnten Jahrhundert hatte folgenden Ursprung. Der Ritter trug als besondere Auszeichnung Stiefeln; der Bauer, wenigstens der unfreie, als Zeichen der Unterthänigkeit und Unfreiheit Schuhe, gitterartig vom Knöchel an aufwärts mit Riemen gebunden. Dieser allgemein getragene Bauernschuh hieß, von dieser Art des Bindens, „Bundschuh.“ (S. Zimmermann: Geschichte des großen Bauernkriegs. Th. I. S. 19.).

als blinden Götzendienst. Wie groß war daher das Erstaunen und bald auch die Bewunderung der Ritter, Bürger und sogar der Leute aus dem Volk, als sie von dem herrlichen Griechenland hörten, von Plato und seinen Schülern, von Homer, dem Kampf um Troja, von Athen mit seinen Göttern, Weisen und Helden. Ein glänzendes Bild von einem glücklichen Leben in der Natur, das die von der Kirche verdunkelten und in enge Schranken gebannten Gemüther mit unwiderstehlicher Gewalt anzog. Wie! riefen sie feurig aus, schon vor zwei Jahrtausenden haben diese Philosophen, Dichter und edlen Bürger gelebt. Sie waren hohe Geister, denen wir uns nicht vergleichen dürfen, aber wir müssen ihnen nachstreben. — Die Natur ist weder böse an sich, noch von Gott verdammt, wie die Kirche behauptet, dachten die kühnsten Geister; die Welt ist kein Jammerthal, sondern ein Tempel der Kraft und Schönheit; das Glück besteht nicht in der Abtödtung der Sinne, sondern in der Harmonie von Seele und Leib. Man sprach diese Ideen noch nicht mit klaren Worten aus, aber sie zeigten sich in lebhaften Bildern bei den freiesten Denkern, wurden eifrig von den Dichtern von Satyren und Volksbüchern aufgegriffen und drangen in Gestalt von Schwänken und Spottreimen bis in die Bude des Handwerkers und die Hütte des Tagelöhners. Eine neue Welt hatte sich dem Geist erschlossen und der Schüler sang jetzt die Geschichten von Pyramus und Thisbe, von Hero und Leander.

Der Renaissance gesellte sich eine noch weit stärkere Macht bei, die Reformation. Seit Huß hatte sie sich im Volke vorbereitet, bei Luther's Stimme loderte sie in hellen Flammen empor. Im Mittelalter war die Kirche der Mittelpunkt der Religion gewesen, der Priester ihr Vertreter und der Terrorismus ihre Regierungsform. Allen war sie verhaßt, aber man unterwarf sich ihr dennoch. Da wagten es die Reformatoren zu sagen: Euer Gewissen ist der Sitz der

Religion; Niemand hat das Recht, sich zwischen Gott und Euch zu stellen. Haltet fest am Glauben, liebet Euch als Brüder und Gott wird Euch erhören. Von Thüringen bis Württemberg durchzogen fanatische Prädikanten, wie Thomas Münzer, das Land und predigten auf Landstraßen und Gassen der begeisterten Volksmenge, — freilich auch auf die Gefahr hin, gesteinigt zu werden — über die Abschaffung des Priesterstandes, der Leibeigenschaft und Adelsvorrechte und die Gleichheit aller Menschen. Die Buchdruckerkunst kam der Renaissance und der Reformation zu Hülfe, indem sie ihre Entdeckungen, ihre Reden und Streitschriften in zahlloser Menge verbreitete. Dabei tobten Privatfehden und Kriege in Deutschland, Niemand war seines Lebens sicher, Jeder stets bereit, sich zu wehren. Aber in diesen physischen und moralischen Kämpfen erstarkten energische Naturen, und in den Denkern, die oft nicht wußten, für wen sie in dem politischen und religiösen Chaos Partei ergreifen sollten, bildete sich der Gedanke eines gemeinsamen deutschen Vaterlandes aus.

Unter dem Einfluß so verschiedenartiger Bewegungen, welche die Gesellschaft umgestalteten, bemächtigte sich der ganzen Welt eine unbezwingliche Lust, zu sehen, zu lernen und zu reisen. Der Ritter macht sich auf den Weg, die Türken zu bekriegen, der Handwerksbursche zieht durch Deutschland, der Bauer verläßt den Pflug, wird Landsknecht und versucht in Italien sein Glück. Das zerlumpte Kind des Leibeigenen ergreift die Flucht und studirt auf einer Universität. Mit dem Schwert an der Seite, dem Virgil und Aristoteles, den köstlichsten Schätzen jener Zeit, im Mantelsack, macht sich der freie Denker auf den Weg, um Wissenschaft und Poesie zu erstreiten. Wie viel Abenteurer ohne Dach und Fach, die sich weder vor Gott noch dem Teufel fürchten, ziehen von Herberge zu Herberge und liegen auf den Landstraßen, sie wissen selbst nicht warum;

ein unbestimmtes Verlangen treibt sie zu leben, zu lieben und zu genießen. Das schnelle Aufeinanderfolgen einer Menge neuer Anschauungen verwandelt plötzlich den Menschen. Er bricht mit den Vorurtheilen der Geburt und des Standes, spottet seiner früheren Herren, fühlt seine eigene Persönlichkeit mit der ganzen Energie seines Wesens und ruft: „Ich will für mich selbst leben!“ Das sehen wir an dem Bettler, der nichts zu verlieren und zu gewinnen hat, an dem lustigen Reitersmann, der den Augenblick genießt und nicht weiß, ob ihn morgen schon der grüne Rasen deckt, an dem trauernden Burschen, der die Geliebte vielleicht für immer verlassen, an dem leichtfüßigen Jäger, der heute ruht und morgen weiter zieht, der heute zwei rothe Lippen und morgen vielleicht zwei strahlende braune Augen liebt, an dem kühnen Schüler, der Macht hat über die Frauen und den Teufel, der am Morgen schwarzes Brod mit der Bäuerin ißt und Abends schon der Königin als Page dient. Wie viel reicher ist dies Dasein als das der Ritter im dreizehnten Jahrhundert, wie viel Handlung und Bewegung, geistiges und sinnliches Leben! Mit dem Mantelsack auf dem Rücken, mit ihrer Liebe und ihren Illusionen, ziehen sie durch die Welt, ohne an den kommenden Morgen zu denken. Selten sehen sie ihr Vaterland wieder, vergebens wartet die erste Vielgeliebte sieben Jahre und mehr auf sie. Sie kommen nicht zurück, sie liegen todt am Waldessaum oder im Dickicht; Niemand kennt ihr Grab und bald werden sie vergessen. Aber was kümmert sie das; sie haben gelebt und ließen ihren Gefährten das, was sie Alle vereinte: ihre Lieder.

Und wie hätten sie das Leben nicht besingen sollen, das sie in vollen Zügen schlürften. Mußten sie nicht ihren Schmerz und ihre Lust aussprechen, sie, die ihr Herz, ihre Pfeile und ihre Lieder in alle Winde streuten. Das Wasser,

das sich im Innern des Berges ansammelt, bahnt sich nicht sicherer einen Ausweg durch die Felsen, als die geheimen Bewegungen der Seele durch die Schale selbst der rauhesten Naturen. Man braucht nur ein Kind zu beobachten, das sich selbst überlassen ist. Während es allein herumläuft und spielt, spricht und singt es unaufhörlich. Sein Seelenleben ist eine fortwährende Unterhaltung mit sich selbst; die Worte irren in seinem Kopf herum, begegnen einander und kommen ihm auf die Lippen, ohne daß es ganz aussprechen kann, was es verworren bewegt: es ist ein Murmeln, noch kein Gesang. Dasselbe thun am Sonntagnachmittag die Bauermädchen, besonders in einigen Theilen Deutschlands. Wenn sie nicht singen, gehen sie untergefaßt in langen Reihen auf der Landstraße spazieren und summen Melodien. Wie viel größer noch war die Macht des überströmenden Lebensgefühls im sechszehnten Jahrhundert, als es sich zum ersten Mal Luft machte:

Die brunnen, die da fließen,
die sol man trinken,
und wer ein lieben bulen hat,
der sol ihm winken,
ja winken mit den augen
und tretten auf den fuß,
es ist ein harten orden,
der seinen bulen meiden muß. *

Das ist der Ursprung und die Erklärung der Lyrik des Volkes; der volle Becher schäumt über, das Uebersprudeln des Lebens schafft das Lied.

Die Urheber des deutschen Volkslieds sind weder Dichter von Profession, noch herumziehende Sänger. Jedermann dichtet es, sowohl der Ritter, der auf Abenteuer auszieht,

* Uhland, 71.

wie das arme verlassene Mädchen, die Bäuerin, die den Landsknecht, und die Bürgertochter, die den Studenten liebt, der mystische Träumer, der die grenzenlose Liebe zur heiligen Jungfrau besingt, wie der Protestant, der sein Kirchenlied anstimmt. Sie singen, ohne es zu wissen, fast ohne es zu wollen; das volle Herz treibt sie dazu, und das verleiht eben ihren Liedern jenen unvergänglichen Reiz. Denn diese einfachen Worte bewegen das, was unausgesprochen auf dem Grund der Seele schlummert. Das Lied, das einmal unter dem Druck der Freude oder des Schmerzes, der Liebe oder des Hasses hervorgesprudelt ist, fliegt von Mund zu Mund, erleidet allerdings einige Veränderungen, behält aber immer seinen ursprünglichen Kern bei. Das unauslöschliche Gepräge schöpferischer Individualität würde allein genügen, ihren Ursprung zu beweisen, aber er ist uns durch viel deutlichere Nachweise bestätigt; denn ein großer Theil der Lieder trägt noch einen besonderen Stempel. Zum Beispiel verdrängt ein Soldat seinen Nebenbuhler aus der Gunst seiner Geliebten; der Geprellte ist ein öffentlicher Schreiber, die gewöhnliche Zielscheibe des Spottes. Der glückliche Geliebte besingt seinen Sieg und endigt sein Lied folgendermaßen:

Der Schreiber gäb einen Gulden drum
Das man das Liedlein nimmer säng
Heinriche Konrade der Schreiber im Korb. *

Oder es ist ein armer Müllergesell, der die Tochter eines Ritters liebt: Ihm war es Ernst, ihr nur ein Spiel, und aus der zärtlichen Geliebten ist plötzlich die hohe, stolze Dame geworden, die ihn verabschiedet. Er weiß nicht, wie ihm geschieht und singt, um sich zu trösten:

* Simrock, 396.

Ach Scheiden ach! ach
Wer hat das Scheiden erdacht,
Das hat mein jung frisch Herzelein
So frühzeitg traurig gemacht.
Dies Liedlein, ach ach!
Hat wohl ein Müller erdacht,
Den hat des Ritters Töchterlein
Vom Lieben zum Scheiden gebracht.*

Diese ursprünglichen Dichter sind so durchdrungen von ihren Gefühlen, daß sie über das Entzücken des Augenblicks die ganze übrige Welt vergessen. Wohl mußte der vor Freude singen, der rufen konnte:

Und wer dies Liedlein hab erdacht?
Vor Lieb das Herz im Leib ihm lacht.

Und es ist ein bezaubernder Stolz, der Stolz der ersten Liebe, der zu sagen wagt:

Der dies Liedlein gemacht
Hat's Lieben erdacht,
Drum wünsch ich mein feins Liebchen
Viel tausend gute Nacht.

So giebt es hunderte von Liedern, in denen sich die Dichter in der Freude ihres Herzens verrathen, und immer neu sind die Situationen, die uns begegnen. Man sieht daraus recht deutlich, daß das Volk der Urheber dieser Poesie ist und daß es sein Herzblut dazu gegeben hat. Die Musiker des sechszehnten Jahrhunderts, welche jene damals weit verbreiteten Lieder sammelten, haben uns auch ihre Melodien aufbewahrt und die anmuthigsten derselben leben noch

* Simrock, 216.

immer im Munde des Volks. Sie sind von hoher Schönheit, übersprudelnd von Heiterkeit und Frohsinn und wiederum so tief traurig, daß sie uns Thränen in die Augen locken. An ihnen haben sich die größten Musiker entzückt und gezweifelt, je ihre rührende Einfachheit erreichen zu können, einen so unwiderstehlichen Reiz besitzt jede unmittelbar aus der Menschenseele kommende Gefühlsäußerung; selbst das Genie vermag ihn nicht zu ersetzen. Man fühlt, daß die Melodie gleichzeitig mit den Worten entstanden ist, daß beide einer und derselben Inspiration entstammen. So gut verschmelzen sie sich mit einander, ein so vollkommenes Ganze bilden sie, daß man sie nicht mehr von einander trennen kann, sobald man sie einmal zusammen gehört hat. Mit den ersten Tönen der Melodie kommen uns die Worte auf die Lippen, und unwillkürlich nimmt das gesprochene Wort den sanften Fluß der Melodie an. So muß auch die wahre, lyrische Poesie beschaffen sein, sie, die uns am tiefsten in das Herz dringt. Denn mehr als jede andere Kunst vermag die Musik das Unaussprechbare auszudrücken, und diese volksthümlichen Melodien stellen in ihren einfachen Modulationen das Innerste in der Empfindungsweise des Volkes dar. Die Worte geben das Allgemeine einer Empfindung wieder, verewigen sie durch den Gedanken, doch die Musik zeigt, wenn ich so sagen darf, das geheimnißvolle Werden, jede innere Regung und Bewegung an. Jeder lyrische Gedanke geht aus einem unbeschreiblichen Zustand unseres Wesens hervor, der nicht durch das abstrakte Zeichen des ausgesprochenen Wortes auszudrücken ist. Die Poesie kann ihn nur ahnen lassen, aber in der Musik erschließt sich die Seele ganz und wie von Welle zu Welle theilt sie den Rhythmus ihres Lebens dem Zuhörer mit. Wer die Volkslieder nicht hat vom Volk singen hören, der kennt nicht ihre Originalität und ihre ganze Macht. Wenn man Sonntag=

abend am Rhein von den waldigen Höhen des Siebengebirges herabsteigt, wenn die Berge, Hügel, Weingärten, die Dörfer, die mit ihren Kirchthürmen aus den Obstbäumen hervorsehen, ihren schwellenden Teppich zu unsern Füßen ausbreiten und der majestätische Fluß im Purpur des Sonnenuntergangs zu entschlummern scheint, dann hört man zuweilen zwei Frauenstimmen in einem der fernen Thäler singen und eine einfache, rührende und klagende Melodie zieht durch die reine Abendluft. Die erste Stimme trägt die Melodie, die zweite folgt ihr mit einfachen Wendungen in den ernsten und ergreifenden Tönen des Alt. Es sind zwei Freundinnen oder Gespielinnen, wie das Volk sagt, und was sie singen, ist meistens eins jener alten Liebes- oder Klagelieder. Dann ertönen die bekannten Reime, die uralten Klagen und die immer neuen Hoffnungen in hoher Schönheit, man fühlt, daß sie aus der ewigen Quelle des Lebens strömen und vermeint sie zum ersten Mal zu vernehmen.

Das Volkslied tritt fast gleichzeitig überall in Deutschland auf, aber in einzelnen Gegenden entwickelte es sich reicher als in anderen. In denselben Gegenden, in welchen sich dreihundert Jahre früher die höchste Blüthe der Ritterpoesie entfaltete, in der Schweiz, in Schwaben, Franken, den Rheinlanden, Bayern, Tyrol, Oesterreich und Thüringen ist die Wiege des Volksliedes. Bis auf den heutigen Tag hat es seine Eigenthümlichkeit in jedem dieser Länder bewahrt. In Oesterreich, an den Donauufern ist man am heitersten, und während in Schwaben und am Rhein das Gemüth vorherrscht, tritt hier die Ironie selbst in der Leidenschaft auf, neben einer übermüthigen Sorglosigkeit, der es aber nicht an tiefer Empfindung fehlt. Während der Rast bei den Pilgerfahrten singen die jungen Mädchen halb ernst, halb scherzend:

Es ist nit lang, daß es geregnet hat,
Die Bäumli tröpfle noch
Ich hab einmal ein Schätzl gehabt,
Ich wollt, ich hätt es noch.

Und die Burschen antworten scherzend:

In dem Wasser schnalzt der Fisch,
Lustig wer noch ledig ist. *

In Tyrol, Oberbayern und der Schweiz trägt die Volkspoesie einen ländlichen, komischen und bäuerischen Charakter; besonders haben die Tyroler etwas von der fröhlichen Laune des Sicilianers. Die lustigsten Gesellen kommen Abends im Wirthshaus oder anderswo zusammen und bringen, so gut es gehen will, die Erlebnisse der vergangenen Woche in Verse, wobei man nicht verfehlt, die Liebesabenteuer auszukundschaften und lächerlich zu machen.

In Schwaben und am Rhein zeigt das Volkslied den reinsten und allgemeinsten Charakter. Obgleich es der Wirklichkeit entsprungen, erhebt es sich immer zum Ideal und entzückt uns durch seine vorwaltende Melancholie, die eine tiefe Auffassung des Lebens und unbegrenzte Hingabe verräth.

Wenn auch die Volkslieder eines jeden Landes ihren scharf ausgeprägten Charakter besitzen, so verbreiteten sich doch die schönsten rasch über ganz Deutschland, und was war leichter als das in den reiselustigen Zeiten, in denen Jeder sein Glück in der Ferne versuchte. Der Hirt sang hoch in den Alpen:

Ist noch ein Mensch auf Erden,
So möcht ich bei ihm sein.

* Wunderhorn, I. S. 476.

Er glaubt allein zu sein, aber ein Jäger hat den Vers gehört, bringt ihn in's Thal hinab und von Thal zu Thal steigt das Lied bis an den Rhein hinunter. Ein Bursche, der nach Deutschland wandern will, bringt es mit andern Liedern auf ein Kaufmannsschiff, das von Basel nach Straßburg hinabfährt. Wenn Nachts die Schiffer auf dem Verdeck um das Feuer sitzen, und die Feldflasche im Kreise herumgeht, wechseln die Lieder von den Bergen mit denen aus der Ebene ab, und selbst der fahrende Schüler singt sein Liebesliedchen zur halb zerbrochenen Guitarre. In Heidelberg neue Reisende und neue Lieder. Schwaben schickt sie wie einen Frühlingshauch aus seinen lachenden Gefilden hier an der Mündung des Neckar. Es ist ein wahrer Strom von Liedern, der mächtig anschwillt, je mehr man sich dem Rheingau nähert, der das rechte Land des Liedes ist. Im Schatten der malerischen Felsen, die den Fluß einengen, in den gesegneten Weinbergen, den Dörfern, die zwischen enge Schluchten eingeklemmt sind, an all' diesen trauten Plätzen entsteht das Lied wie von selbst. Die ermüdeten Reisenden stoßen an's Land und sind erstaunt, selbst den Einsiedler vor seiner Klause singen zu hören:

Da droben am Hügel,
Wo die Nachtigall singt,
Da tanzt der Einsiedel,
Daß die Kutt in die Höh springt. *

Und über die Wiesen am Waldsaum gehen blumenbekränzte Mädchen und der Wind trägt den Reisenden die Worte zu:

Der Kuckuck in seinem Schreien
Macht fröhlich jedermann,
Des Abends fröhlich reihen
Die Maidlein wohlgethan,

* Wunderhorn, Thl. III. Seite 25.

Spazieren zu den Brunnen,
Bekränzen sie zur Zeit,
All Volk sucht Freud und Blumen
Mit Reisen fern und weit. *

So reisen die Lieder. Durch diesen immerwährenden poetischen Austausch zwischen den verschiedenen Gauen, den die Ereignisse des Lebens selbst mit sich bringen, bildete sich ein echt deutsches, und wenn ich so sagen darf, ideales Volkslied, das die dem ganzen Volke gemeinsamen Züge zu einem harmonischen Ganzen zusammenfaßte; und dieses Volkslied verdient von allen Nationen gekannt zu sein. Es führt uns in alle Kreise des häuslichen und öffentlichen Lebens, denn im sechszehnten Jahrhundert umfaßt es alle, von dem einfachen Dasein im Schooße der Natur, durch alle Kämpfe der Liebe bis zu den religiösen und politischen Bestrebungen der Zeit. Weil sie einem Bedürfniß der Natur entspringt, ist diese Lyrik durchaus wahr und frei von allem Conventionellen, und darin liegt eben ihre unvergleichliche Schönheit und ihre ewige Macht.

Achim von Arnim und Clemens Brentano stellten eine volksthümliche Ballade ihrem Werk voran. Ein junger Fremdling, der die Welt auf pfeilgeschwindem Pferde durcheilt, kommt in das Schloß der Kaiserin. Er springt vom Roß, naht sich dem Thron, kniet nieder und reicht ihr ein mit Edelsteinen geschmücktes Horn aus Elfenbein. Die Meerfee schickt dies Geschenk der jungen Fürstin als Lohn ihrer Weisheit und Unschuld. Man braucht es nur zu berühren, dann läßt es die herrlichste Musik erschallen, lieblicher als der Vögel Gesang, als Harfenton, als die schönste Frauenstimme oder das Lied der Nixen. Die Kaiserin berührt das Wunderhorn und sogleich entzückten herrliche Melodien ihr Ohr. Alle sind begeistert und als die

* Hoffmann von Fallersleben, Gesellschaftslieder, Nr. 150.

Fürstin dem unbekannten Knaben danken will, ist er schon fort, und man sieht nur noch das Pferd in weiter Ferne. Ist das Wunderhorn nicht das Volkslied selbst, das aus des Volkes Gemüth hervorklingt und auf den Flügeln der Musik über die ganze Welt dahingetragen wird? Seine theuersten Geheimnisse verkündet es nur denen, die reines Herzens sind, den Höchsten, wie den Geringsten, aber es lieben, heißt es verstehen.

Im Maien, im Maien ist's lieblich und schön,
Da find't sich viel Kurzweil und Wonne!
Frau Nachtigall singet,
Die Lerche sich schwinget
Ueber Berg und über Thal.

Da herzt man, da scherzt man, da freuet man sich,
Da singt man, da springt man, da ist man fröhlich;
Da klaget ein Liebchen
Dem andern sein Noth,
Da küßt man so manches Mündelein roth.

Drittes Kapitel.

Zaubermärchen und Waldidylle.

Natürliche Gruppirung der Volkslieder. — Sie spiegeln das deutsche Volksleben im sechszehnten Jahrhundert wieder. — Ueberreste heidnischer Mythologie. — Metamorphose der durch die christliche Kirche verfolgten Götter der alten Deutschen. — Die Berg- und Wassergeister. — Die Nixen in Schweden und Deutschland. — Herr Olaf im Wald. — Die ursprüngliche Idylle. — Hirt und Schäferin.

Das Volkslied führt uns in den Strudel des Lebens im sechszehnten Jahrhundert und man weiß im ersten Augenblick kaum sich zurecht zu finden. Schlägt man die Sammlung von Arnim und Brentano auf, in der alle Lieder ungeordnet unter einander stehen, so tritt uns ein ganzes Volk entgegen, das sich seines Daseins freut, singt oder auch sein Leid klagt. Jeder zieht vorüber mit seinem Liede und will nur sagen, was ihn im Augenblick bewegt, Jeder uns die Tiefe seiner Seele erschließen. Bald ist es ein Räuber, der von Gewissensbissen ergriffen wird, nachdem er sein Opfer am Waldesrand getödtet hat und es jetzt in einem Anfall von Verzweiflung zu lieben beginnt, bald ein betender Mönch, dem das strahlende Antlitz der heiligen Jungfrau in seiner finsteren Zelle erscheint. Hier reitet fröhlich der von Kopf bis zu Fuß bewaffnete Landsknecht, dort weint tief im Walde ein verlassenes Mädchen. Hier

verführt ein stolzer Ritter ein armes Bürgermädchen, indem er ihr seinen Goldring an den Finger steckt, dort erhebt der kühne Zimmermann siegreich den Blick zur Frau des Markgrafen. Im Fluge wird man von Berg zu Thal durch alle Gauen Deutschlands, alle Schichten der Gesellschaft geführt, von der engen Werkstatt des Schneiders zum Königsthrone, von dem leise dahingleitenden Schifferkahn auf das Husarenpferd und mitten in die Schlacht hinein. Alle Lebenslagen folgen einander, herzzerreißendes Lebewohl und humoristische Trennungen, leidenschaftliche Schwüre und kältester Verrath. Alle Gefühle durchkreuzen einander und scheinen einander gewaltsam aufheben zu wollen. Neben der innigsten Zärtlichkeit bricht der wildeste Haß hervor, mit rohester Selbstsucht wechselt die höchste Aufopferungsfähigkeit, die stolzeste Freude mit den bittersten Klagen über den Tod und die Schrecken der Ewigkeit. Wie viel Wahrheit, Zartheit, Lebensgenuß, naive Träumerei, Poesie und Musik klingt uns aus jenen Tönen entgegen. Unter dieser Menge zuweilen auch seltsamer, aber immer lebenskräftiger Gestalten kommt man sich vor wie der Zauberlehrling, der die Geister, die er gerufen hat, nicht zu bannen vermag.

Wie sollen wir uns in dieser reichen Welt zurechtfinden, wie das Band erkennen, das alle diese Gestalten mit einander vereint? Je mehr man sie beobachtet, je mehr man sie kennen lernt, um so mehr unterscheidet man gesonderte Gruppen, von denen jede einer gewissen Entwickelungsstufe des inneren Lebens entspricht. Was sie alle unbewußt vereint, was die Worte und Melodie auf ihre Lippen ruft, ist, wie wir gesehen haben, jenes Gefühl ihrer Kraft und Freiheit, das sich in Allen regt, jener allgemeine Drang nach Unabhängigkeit. Allein dies Auferwachen hat unendlich viel Grade, von denen ein jeder eine neue Entwickelungsstufe bildet, vom Halbschlummer an bis zum vollen Bewußtsein.

Es giebt eine Klasse von Liedern, in denen der Mensch noch unter dem Bann der Natur steht; seine Empfindungen und Gedanken sind nur der Wiederschein des Himmels und der grünen Erde, das Echo des Windes und der Vogelstimmen. Auf dieser ersten Stufe geistigen Lebens fühlt sich der Mensch als einen Theil der Natur und verwechselt sich unaufhörlich mit ihr; sie lebt in ihm und er lebt ausschließlich in ihr. Man kann diesen Seelenzustand das primitive Leben nennen; es entspricht dem Zustande der Kinderseele, sowie der mythologischen Periode der Völker. Das Volkslied ruft ihn uns in einigen mythischen Balladen zurück, in seinen Frühlingsliedern mit Nachtigallen und Schäfern. Die zweite Gruppe bildet einen entschiedenen Gegensatz hierzu. Der Mensch ist aus dem Halbschlummer erwacht und will sich in den Strudel der Welt stürzen. Sein Leben ist nicht mehr ein Traum, sondern rastloses Handeln; sein Tummelplatz nicht die Natur, sondern das bürgerliche Leben. Er verlangt zu genießen, sich geltend zu machen, fürchtet sich vor Niemand und glaubt nur an sich selbst. So sind die fröhlichen Gesellen, die Jäger, Landsknechte und Studenten, denen es in den Wechselfällen ihres abenteuernden Lebens gar wohl behagt. Die Liebe findet zwar in diesen Gedichten einen Platz, aber sie spielt nur eine untergeordnete Rolle, denn die eigentlichen Liebeslieder bilden eine besondere und weit wichtigere Gruppe. Nicht zufällig nimmt dies Gefühl eine so hervorragende Stellung in der modernen Lyrik ein, denn in ihm wird die Seele sich ihrer selbst bewußt und ihrer ersten Regungen, sie verräth ihr innerstes Wesen, deckt ihre geheimsten Falten auf, indem sie sich frei einer ebenso freien Seele hingiebt. Aber die höchste Stufe, welche die Seele in ihrer Entwickelung erreichen kann, ist das religiöse Leben, weil sie sich in ihm über das persönliche Schicksal zu erheben und ihren Zusammenhang mit dem Ewigen zu erfassen versucht. Die religiösen

Lieder werden daher die letzte Gruppe bilden.* Wenn wir so das Volkslied von seinen kindlichen Träumen im Schooße der Natur, durch die Kämpfe der Welt und der Liebe bis zu den Höhen des religiösen Gedankens begleiten, machen wir zugleich die verborgene, innere Entwickelung des Volkes durch. Unter zahllosen verschiedenen Formen, in manch frohem Abenteuer, manchem tödtlichen Kampfe, in guten und schlechten Tagen, in Freud und Leid sehen wir es kämpfen, wachsen und zur Vollkraft des Lebens und der Freiheit hindurchdringen.

Seit der Einführung des Christenthums hatte der Mensch nicht mehr im Frieden mit der Natur gelebt. Wie

* Die in Deutschland gebräuchlichste Eintheilung der Dichtungsarten ist folgende: Historische Gedichte — Sagen und Legenden — Balladen — Lieder der verschiedenen Stände — Liebeslieder — religiöse Lieder — Sprüche u. s. w. Diese Eintheilung ist wissenschaftlicher als die meine, da sie eine strengere Klasseneintheilung ermöglicht. Mir kam es indessen hauptsächlich darauf an, ein faßliches Bild der Poesie darzubieten, die Schönheit der einzelnen Theile und die tiefe Bedeutung des Ganzen hervortreten zu lassen. Die Volkspoesie, die im vierzehnten Jahrhundert keimt, im funfzehnten wächst, im echszehnten voll erblüht und noch heut zu Tage existirt, trotzdem die Fortschritte der Wissenschaft, das Aufhören des instinctiven Lebens und die industrielle Civilisation sie immer mehr unmöglich machen, diese Poesie ist mir immer wie eine große Bewegung des Volks nach der Emanzipation seines Geistes erschienen. Das Volk singt in seinen besten Augenblicken, weil es sein eigenes Schicksal und das der Welt verstehen möchte. Um diese Bewegung verfolgen zu können, habe ich mich an die verschiedenen Stufen des seelischen Lebens gehalten, dessen erste jenes nahe Verhältniß zur Natur ausmacht, das man noch bei Bergbewohnern findet und dessen höchste Stufe das Verhältniß zur Religion bildet. Nach diesem Gesichtspunkt habe ich die Reihe meiner Bilder geordnet, und ich hoffe, daß man so die Größe der moralischen Revolution begreifen wird, die sich in dem Volk vollzogen hat, und auch mit einem Blick die Schönheiten übersehen kann, welche seiner Poesie einen allgemeinen und rein menschlichen Werth verleihen. Anmerkung des Verfassers.

alle Völker hatten auch die alten Deutschen sie in ihrer Mythologie vergöttlicht. Dann kam die christliche Kirche, die einen einzigen unsichtbaren Gott verkündete und einen so unerbittlichen Vernichtungskrieg gegen die Heidengötter begann, wie ihn Karl der Große mit den Sachsen führte. Nun entspann sich ein schmerzlicher Kampf in der Seele des Volkes zwischen den Göttern seiner Väter und dem Christengott, ein Kampf, der Jahrhunderte lang währte. Der unsichtbare Gott siegte; die Heidengötter wurden verdrängt und seitdem war das Verhältniß der Natur zum Menschen verändert. Jetzt war die Erde nicht mehr die fruchtbare, vielgeliebte Mutter, die alte Wiege der Riesen und Götter, sondern der seit dem Fall des Menschen verfluchte Boden, das Reich der Sünde und des Unheils, das Fürstenthum des Satans, das Thal der Thränen und der Versuchungen. Ehemals bestand die ganze Religion in Anbetung der Natur, jetzt war es schon ein Verbrechen, sie im Stillen zu lieben.

Und dennoch liebte man sie, denn die alten Götter waren nicht todt, und trotz aller Drohungen mit der Hölle, aller Hinweisungen auf den Himmel hatte die Kirche sie nicht aus den Seelen zu bannen vermocht. Da die Barbaren nicht glauben wollten, daß Wuotan (der Odin der Skandinavier), Donar (Thor) und Freya (Frigg) nie existirt hätten, so lehrten die Priester, es wären böse Geister im Dienste des Satans. Nun schwankte ihr Glauben zwischen zwei Religionen, zwei feindlichen Welten. An das Christenthum glaubten sie, weil sie es siegen, ihre heiligen Eichen niederhauen und Kirchen an ihrer Stelle errichten sahen; aber an das Heidenthum glaubten sie auch, denn sie trugen es in sich. Kamen sie aus der Kirche, so traten sie in den Wald und meinten in ihm die klagenden und drohenden Stimmen ihrer verlassenen Götter zu vernehmen, und in diesem inneren Zwiespalt suchten sie eine Versöh-

nung zwischen der alten und neuen Religion; denn hassen konnten sie die Götter ihrer Väter nicht. So sanken von Generation zu Generation die Götter Walhalla's, die alten Herren der Welt, zu untergeordneten Gottheiten herab, bis sie immer mehr verfolgt und verkleinert als unselige, irrende Geister in die Finsterniß verbannt wurden. In der Ritterpoesie des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts findet man sie nicht mehr; dort strahlt der christliche Himmel in hellem Glanz und in seinem Schein erblassen die strengen und finsteren Germanengötter. Aber diese ganze Götterwelt lebte, wenn auch verschwommen, im Volksbewußtsein. Freilich regierte auch nach der Anschauung des Volkes Christus im Himmel, aber die dunkelen Tiefen der Natur sind noch mit Geistern bevölkert. In die Berghöhlen haben sich die Riesen zurückgezogen und zeigen sich noch hie und da. Der mächtige Wuotan ist der Mann mit dem Hut, der beim Regen in den Wäldern umgeht und sich von Zeit zu Zeit am Feuer des Holzhackers wärmt. Seine stolzen Töchter, die hehren Walkyren, die Todesjungfrauen, die die Seele des Kriegers vom Schlachtfelde emportragen, sind alte Hexen geworden, die auf dem Besen zum Brocken reiten. Neben den entthronten Göttern lebt das Volk niederer Gottheiten, die Bewohner des Meeres, der Seen und Wälder, eine zahllose Schaar, die dem Menschen theils feindlich, theils freundlich gesonnen ist. Das sind die Zwerge, die Trolls, die Hüter des Goldes in der Erde, die Elfen, die im Mondschein tanzen, die schönen Nixen, die im See singen. Alle diese anmuthigen oder abschreckenden, bösen oder guten Gottheiten sind mit dem Menschen durch ein geheimnißvolles, unauflösliches Band verknüpft, ziehen ihn an, verlocken ihn und stürzen ihn in's Verderben. Denn sie lieben ihn und können ihm nicht verzeihen, daß er sie verlassen hat. Das bedeutet ihre Schwermuth und ihre neckische Laune. Wer Abends durch den Wald geht, hört die

kleinen in den Blumen versteckten Elfen flüstern. Sie klagen die Kinder der Menschen an und sagen: „Der Himmel ist hoch und die Treulosigkeit ist groß.“

Die Treue ist außer der Wahrheit eine der ältesten deutschen Tugenden, die Poesie macht einen Glaubensartikel aus ihr und während andere Völker dieser für den Verkehr des Lebens so unbequemen Pflicht spotten, so sieht der echte Deutsche sein Glück in ihr und findet in der Dauer seiner edelsten Gefühle einen Vorgeschmack der Ewigkeit. Was er einmal geliebt hat, meint er immer lieben zu müssen und bleibt selbst so viel als möglich den gefallenen Göttern treu. Jene milden Vorwürfe, das leise Flehen der verbannten Geister, das der Mensch in Fluß und Wald zu vernehmen glaubt, macht ihm Gewissensbisse und betrübt ihn und er fühlt für die klagenden und verdammten Wesen jenes plötzliche Wiederaufleben der alten Liebe, das nur das Kind des Volkes zu empfinden vermag. Eine schwedische Sage zeigt das deutlicher als irgend eine Erläuterung. Zwei Hirtenkinder spielen eines Abends am Fluß; da taucht ein schöner Nix aus den Wellen und fängt an die Harfe zu spielen. Die Kinder necken ihn und rufen ihm zu: „Was spielst Du, was singst Du, böser Nix? Du kannst doch nicht in den Himmel kommen?“ Da wirft der Nix die Harfe fort, weint bitterlich und taucht unter. Das macht den Kindern Spaß, sie laufen nach Haus und berichten Allen stolz, daß sie den Nix zum Weinen gebracht haben. Allein der Vater verweist ihnen ihre Grausamkeit und befiehlt ihnen, nach dem Fluß zurückzugehen, um den Nix zu trösten. Da gehen die Kinder zurück, der Nix sitzt auf den Wellen, weint und klagt. „Beruhige Dich,“ sprechen sie zu ihm, „der Vater sagt, der Heiland wäre auch für Dich gekommen.“ Da nahm der Nix die Harfe und spielte die fröhlichsten Weisen und noch lange nach Sonnenuntergang hörte man die liebliche Musik ertönen. Wie bei diesen bei-

den Kindern, kehrt auch bei dem Volk das Mitleid für die verdammten Götter ein; immer wieder macht es sich geltend, es kann von ihnen nicht loskommen. Umsonst will die Kirche sie verdammen, das Volk hat einen größeren Glauben und will auch seine Götter aus der Verdammniß retten.

Obwohl aus der Religion und offiziellen Poesie verbannt, lebten die Götterwesen im Volksbewußtsein und zeigen sich in allen Volksliedern der germanischen Race, in Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und England. Am längsten erhielten sie sich im Norden, besonders in Schweden, wo ihnen eine ganz besondere Anmuth und ein melancholischer Reiz eigenthümlich ist. In den dunkelblauen Flüssen leben die Nixen wie in einem Azurpalast. Diese launigen Wesen männlichen wie weiblichen Geschlechtes verfolgen die Menschen mit ihrer treulosen Liebe und ihren Zauberkünsten. Sie spielen herrlich die Harfe, sind aber auch selbst dem Zauber der Musik unterworfen. Wenn man sie dabei fassen kann, sind sie leicht zu besiegen und geben sogar ihre Opfer heraus. Christel soll den Ritter Peter heirathen, aber sie weint, denn ihre beiden Schwestern sind am Hochzeitstage auf der Brücke von Ringfalla vom Nix geraubt worden und man hat ihr das gleiche Schicksal prophezeiht. Ritter Peter läßt dem Pferde seiner Braut goldene Hufen anschmieden, damit es nicht straucheln soll. Als sie nach Ringfalla kommen, läuft ein goldener Hirsch des Weges, Alles setzt ihm nach und Christel reitet allein über die Brücke. Das Pferd strauchelt, stürzt in den Fluß und wie ihre Schwestern ist sie die Beute des Nix. Da nimmt Herr Peter Zuflucht zu seiner Harfe, um den Wassergeist zu zwingen, die drei Mädchen herauszugeben:

Herr Peter zum Edelknaben schnell:
„Geh, hol mir meine Goldharfe zur Stell'.“

Zum ersten griff in die Harf' er mit Macht,
Da sitzt der Nix auf dem Wasser und lacht.

Zum zweiten greift er in die Harfe hinein,
Da sitzt der Nix auf dem Boden und weint.

Zum dritten Male die Goldharf erklang,
Da streckt sich empor ein schneeweißer Arm.

Er spielte so lieblich, so wonnesam,
Das Vöglein auf dem Zweig zu tanzen begann.

Er spielte die Rinde vom Baume los,
Er spielte klein Christel auf seinen Schooß.

Und der Nix, er kam hervor aus der Fluth,
Und auf jedem Arm ihm ein Mädchen ruht. *

Das ist der Kinderglaube an die Macht der Seele über die äußere Welt, eine süße Täuschung, die nur den frühesten Zeiten angehört. Das Gefühl ist so stark, daß der Mensch vermeint, durch seine Kraft alle Elemente beherrschen zu können, so wie er selbst von seinen Empfindungen beherrscht wird. Die Natur ist ihm ein willenloses Instrument, dem er jede beliebige Melodie entlocken kann, und sonderbarer Weise ist gerade er das Instrument und die wunderbare Melodie entströmt seinem eigenen Herzen. Aber er weiß es nicht und glaubt, daß überirdische, wenn auch ihm ähnliche Wesen ihn anhören und ihm antworten, ihm gebieten oder gehorchen. In den schwedischen Balladen findet eine Art Wette zwischen dem Menschen und den Geistern statt, wer über den anderen Macht gewinnt. Wer die meiste Musik, die höchste Zauber- und Herrschergewalt in sich fühlt, wird Sieger sein. Es ist ein gefährlicher Kampf, denn die Geister kennen keine Gnade, sie wollen nur bezau-

* Talvj. Germanische Volkslieder, Seite 303.

bern und besitzen. Nicht allen geraubten Mädchen geht es so gut wie Christel. Eine Jungfrau war dem Bergkönig begegnet, der sie in sein unterirdisches Reich schleppt. Nach sieben Jahren bittet sie um die Erlaubniß, ihre Mutter wiedersehen zu dürfen, was er ihr gewährt, unter der Bedingung, daß sie ihn nicht nennt. Die Tochter kommt zur Mutter und da sie sich sicher glaubt, nennt sie ihren Entführer; im selben Augenblick steht aber auch der Bergkönig vor ihr und nimmt sie für immer mit sich. Als sie in sein Reich zurückkehren, muß sie Meth aus einem goldenen Horn trinken:

Das erste Mal sie das Hörnlein leert,
Vergaß sie beides Himmel und Erd.

Das zweite Mal aus dem Hörnlein sie trank,
Schwand ihr an Sonn und Mond der Gedank'.

Das dritte Mal setzt das Hörnlein sie an,
Aus dem Sinn ihr Vater und Mutter geschwand. *

Nun ist sie Elfe, Bergkönigin geworden, unsterblich, aber um den Preis aller Liebe zu Menschen und aller Erinnerung an sie.

So spinnt das Volk seine Träume fort. Fragt nicht, was es damit sagen will? Laßt es im Märchenreich spielen. Es fühlt das Bedürfniß, sich die Welt und das Schicksal des Menschen zu erklären, es drückt in Bildern aus, was wir in Naturgesetze fassen. Der unnachahmliche Reiz dieser einfachen Erzählungen ist das innige Verhältniß des kindlichen Menschen zur Natur, die ihm noch mit schönen, lebensfrischen Gottheiten bevölkert ist. Sobald diese Täuschung einmal dahin, ist sie unwiderbringlich verloren und alle Macht der Dichter sucht sie vergebens zurückzurufen.

* Talvj., S. 310.

Diese Zauberwelt findet man auch im deutschen Volksliede, aber sie tritt seltener auf und hat etwas von ihrem duftigen Reiz eingebüßt. Die Nixen und Elfen, die in Schweden und Norwegen so zart und luftig sind, daß sie sich mit den spielenden Wellen und rauschenden Blättern zu vermischen scheinen, sind in den deutschen Liedern etwas zu derb. Auch die Umgebung ist nicht so wechselnd, schattenhaft, geheimnißvoll, wirkt nicht so träumerisch auf den Geist. Das kommt aus mancherlei Gründen; denn einerseits ist die Natur in Deutschland selten so wild und großartig, daß sie den Glauben an Elementargeister begünstigt, andererseits hat der deutsche Geist keinen so starken Hang zum Wunderbaren, wie die skandinavischen Völker, und er gefällt sich mehr in der Schilderung rein menschlicher Neigungen. Dazu kommt noch hauptsächlich, daß zur Blüthezeit des Volksliedes der deutsche Geist schon zu aufgeklärt war, ihn Politik und Religion tief bewegten und die Thatkraft sich zu mächtig in ihm regte, als daß er sich hätte tief in seine alte Mythologie versenken sollen. Er begeistert sich leichter für Geschöpfe von Fleisch und Blut und für die dramatischen Vorgänge des wirklichen Lebens. Trotzdem erscheint ihm die alte Götterwelt von Zeit zu Zeit wie ein unheimliches, in Dämmerung gehülltes Bild, in dem die Elfen ihr Wesen treiben. Hören wir die Geschichte Oloff's: *

Herr Oloff reitet so spät und weit,
Zu laden auf seine Hochzeit Leut',
Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter, die reicht ihm die Hand.
„Willkommen, Herr Oloff! was eilst Du von hier?
Komm her in die Reihen und tanze mit mir."

* Die Ballade ist schwedischen Ursprungs und existirt dort in verschiedenen Versionen, die deutsche ist eine Nachbildung, keine Uebersetzung.

„Ich darf nicht tanzen, ich tanzen nicht mag,
Früh Morgen ist mein Hochzeittag.“
„Hör' an, Herr Oloff, tritt tanzen mit mir,
Zwei güldene Sporen schenke ich Dir;
Ein Hemde von Seide so weiß und fein,
Meine Mutter bleicht' es im Mondenschein.“

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Früh Morgen ist mein Hochzeittag.“
„Hör an, Herr Oloff, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes schenke ich Dir.“
„Einen Haufen Goldes nehme ich wohl,
Doch tanzen mit Dir ich nicht darf, noch soll.“

„Und will Herr Oloff nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankeit folgen Dir!“
Sie thut einen Schlag ihm auf sein Herz:
„O weh, wie wird mir vor Angst und Schmerz!“
Da hob sie ihn bleichend wohl auf sein Pferd.
„Reit hin und grüße Dein Bräutlein werth!“

Und als er kam vor des Hauses Thür',
Da stand die harrende Mutter dafür.
„Hör an, mein Sohn, und sage mir gleich:
Wie ist Deine Farbe so blaß und bleich?“
„O Mutter, o Mutter, ich kam in das Reich
Erlkönigs, drum bin ich so blaß und bleich.“

„Hör an, mein Sohn, so lieb und traut,
Was soll ich sagen Deiner Braut?“
„Sagt an, ich sei im Wald zur Stund,
Zu proben da mein Pferd und Hund.“
Da ächzt er, da starb er; als Morgen war,
Kam singend die Braut mit der Hochzeitschaar.

„Du weinst, o Mutter, was fehlet Dir?
Wo ist mein Liebster? er ist nicht hier!“
„O Tochter, er ritt in den Wald zur Stund',

Zu proben allda sein Pferd und Hund."
Drauf hob sie die Decke von Scharlachroth,
Da lag ihr Liebster, war bleich und todt.*

So unerbittlich rächen sich die Götter. Die Elfenkönigin mit den blauen, bald sanft, bald grausam blitzenden Augen, den schneeweißen Armen und dem wallenden Goldhaar, die im Mondschein unter den Erlen über die Spitzen der Gräser tanzt, ist mächtiger als die fromme Braut. Mit ihrem Lächeln siegt sie über die lange, treue Liebe. Oloff sieht sie tanzen und vom ersten Augenblick an liebt er sie und muß der Verlockung erliegen. Umsonst ist er mit dem Munde der Braut treu, im Herzen hat er sie verrathen. Die Elfenkönigin folgt ihm, dringt in ihn und als er sich weigert, mit ihr zu tanzen, giebt sie ihm einen todtbringenden Schlag auf das Herz. So spottet die Natur der ewigen Gelübde, sie gebietet als Herrin und tödtet den Widerstrebenden. Diese Ballade ist eine ganz heidnische Hymne auf die Macht der Natur, welche das Volk preist, ohne es selbst zu wissen.

Der Wassermann und die Meerfei treten auch in dem deutschen Volksliede auf, aber sie sind nur bleiche Gespenster einer untergehenden Welt, ihre Lieder die letzten Seufzer der Heidengötter, die einsam in ihrem Walde oder auf dem Grunde des Meeres sterben. In der Blüthezeit ihrer Herrschaft stand der Mensch noch unter der Gewalt der Natur, sie beherrschte ihn, erfüllte ihn mit Schauder oder Verlangen, aber er wirkte nicht auf sie zurück. Die sanften oder schreckenerregenden Empfindungen, die ihn erschütterten, bildete seine Fantasie zu freundlichen oder bösen Wesen um, von denen er sich angezogen, geliebt oder gehaßt glaubte.

* Lieder in Volkes Herz und Mund, Sammlung von Albert Träger, Seite 82.

Ihr finsteren Geister aus den Bergen, ihr Elfen im Wald und ihr spielenden Nixen in den klaren Seen, wie kommt es, daß ihr noch immer lebt, und uns mit eurer klagenden Stimme ruft? Warum sagen wir euch nicht für ewig Lebewohl? Das kommt daher, weil ihr so hold von einer Zeit erzählt, in der ihr die Welt regiertet und der Mensch euch verehrte. Da trennte ihn noch nichts von der Natur, ihr galt sein erster Liebesgruß, und ihr Naturwesen habt das Geheimniß bewahrt, ihm jenes erste Entzücken zurückzugeben. Die Kirche hat euch verflucht, die Civilisation verdrängt; das Volk, das euch einst liebte, spottet euer und vergißt euch, aber wir bewahren euch freundlichen Gottheiten ein liebevolles Angedenken. Denn unwillkürlich kehren wir zur Natur zurück, zur „allgemeinen Mutter" um uns in ihren Umarmungen zu stärken und um den ewigen Geist zu empfinden, der in Allem webt. Dann lebt ihr auf für kurze Augenblicke und in euerm Lächeln finden wir das Glück der goldenen Zeit wieder.

Aus dem Dämmerlicht der germanischen Mythologie treten wir mit dem Volksliede in die heitere Welt des patriarchalischen Lebens, in ein abgelegenes Bergthal, das die Umwälzungen der Geschichte nicht erreicht haben. Da lebt eine Bevölkerung einfach in Geist und Sitten, deren ganzes Streben nur auf die Arbeit gerichtet ist; Köhler, die Tag und Nacht neben den ewig rauchenden Meilern wachen, Holzhacker, deren Axt von früh bis spät im Walde ertönt. Da leben auch Bergleute, die ihr halbes Leben unter der Erde zubringen, und Dachdecker, die bei ihrer Arbeit hoch in den Lüften wie Lerchen singen. Sie leben in der Natur, mit Fels, Baum und Wald. Wer die Eiche mit den weitausgebreiteten Zweigen von Kindheit hat wachsen sehen, der schlägt sie nicht ab, ohne ein schmerzliches Gefühl zu empfinden und er freut sich an dem jungen Holz, das in Zukunft die Schönheit des Waldes ausmachen wird. Der

Bergmann empfindet für das Innere der Erde mit den vielfach verschlungenen Gängen eine gewisse Ehrfurcht und Bewunderung. Er kennt die Irrgänge genau und segnet die unterirdische Quelle, die, wie er glaubt, ihm langes Leben verleiht. Heute noch giebt es keinen fröhlicheren, freundlicheren Menschen, als den Bergmann im Harz, der fast immer des Lichtes entbehren muß, es aber stets mit Liedern grüßt, wenn er es wiedersieht. Die fortwährende Gefahr, in der er schwebt, knüpft zwischen ihm und seinen Mitarbeitern ein freundliches, kameradschaftliches Band, das sich auch auf die Besucher des Bergwerks erstreckt, die er ebenfalls mit „Glück auf!" begrüßt. Früher pflegten die Bergarbeiter ihre Arbeit durch Gesang einzuweihen und diesem dadurch eine gewisse moralische und religiöse Weihe zu verleihen.

Aber der König der patriarchalischen Welt ist der Schäfer, der sorgloseste Mensch und heiterste Sänger. Nur die Herde hat er zu beaufsichtigen, immer ist er in frischer Luft, frei im Thun und Lassen. Wenn der sonnengebräunte, breitschulterige Jüngling bei der Rückkehr des Frühlings hoch in die Berge steigt, die Dörfer und Behausungen der Menschen hinter sich zurückläßt, dann schwellt ein lebhaftes Freiheitsgefühl seine Brust. Es kommt ihm vor, als ob ihm Alles gehörte, was er überblickt. Frei darf er auf den weiten Matten einherschreiten, den Vogel belauschen, sich im kühlen Waldesschatten ausstrecken, erfrischende Waldbeeren pflücken, während die Sonne die undurchdringlichen Wipfel bestrahlt. In den langen Morgen-, den kühlen Abendstunden bläst er eins jener einfachen Instrumente, welche die Hirten aller Länder zu verfertigen wissen. Und wenn der Morgen kühler als gewöhnlich ist, ein erfrischender Lufthauch Körper und Geist erquickt, wirft er Flöte oder Schalmei weg, stimmt ein Lied an und freut sich über das Echo seiner eigenen Stimme, das von den Bergen zurücktönt:

Ach! wie sanft ruh ich hie
Bei meinem Vieh!
Da schlaf ich süß im Moos,
Dem Glücke in dem Schoos,
Ganz sorgenlos.
Wenn ich die prächtigen Schlösser beschau,
Sind sie doch nur mir
So zu sagen schier
Ein kühler Thau.

Kommt dann das Morgenroth,
So lob ich Gott.
Dann mit der Feldschallmey
Ruf ich das Lämmerg'schrey
Ganz nah herbey.
Da ist kein Seufzen, kein trauriger Ton:
Denn die Morgenstund
Führet Gold im Mund,
Baut mir ein'n Thron.

Kommt dann die Mittagszeit,
Bin ich voll Freud,
Da grast das liebe Vieh,
Geiß, Lämmer, Schaf und Küh,
Auf grüner Haid.
Setz' mich in Schatten hin, esse mein Brod.
Bei meinem Hirtenstab
Schwör ich, daß ich hab
Niemals ein Noth.

Endlich seh ich von fern
Den Abendstern
Dort draus am Wasserfall
Schlaget die Nachtigall
Giebt Wiederhall.
Freyheit in Armuth giebt Reichthum und Sieg,
Allem Pomp und Pracht
Sag ich gute Nacht
Und bleib ein Hirt. *

* Wunderhorn, Th. II. S. 49.

Aus diesen Tönen klingt das stille und selige Gefühl, das uns auf hohen Bergen ergreift, wo der wolkenlose Himmel weite grüne Matten umfängt. Kein innerer Kampf stört die reine Harmonie seiner Seele, kein stürmisches Verlangen beschleunigt seine Pulse. Langsam läßt der junge Hirt vom Bergrücken herab den letzten Ton verklingen, und scheint ihn noch in die Ferne hin zu verfolgen. Niemand vernimmt ihn, aber er ist doch glücklich: denn Gott hört sein Lied.

Doch das Leben ist wechselvoll; Sturm und Gewitter überfallen ihn oft fern von seiner Hütte; der Regen peitscht ihm in's Gesicht, Blitze zucken um ihn, der Frost durchschauert ihn. Zwar lacht und pfeift er beim Sturm, aber die dunklen Wolken bringen ihm trübe Gedanken mit; er denkt an seine Armuth, Verlassenheit, an die Reichen unten im Thal, die Haus und Familie haben, sich an Festen und Tänzen erfreuen. Um ihn kümmert sich keine lebende Seele und die Thränen treten ihm bei diesem Gedanken in die Augen. Da stimmt der Kuckuck wieder sein einförmiges Lied im Walde an und weckt ihn aus seinen Träumen. Denn der Kuckuck ist sein Lieblingsvogel, sein guter Freund, der ihm folgt und mit dem er sich stundenlang unterhält. Müßte der Kuckuck bei dem bösen Wetter nicht auch traurig sein? Nein, er singt trotz des Regens und harrt auf den nächsten Sonnenstrahl.

Der Kuckuck auf dem Zaune saß,
    Kuckuck,
Es regnet sehr und er ward naß,
    Kuckuck! Kuckuck!
Darnach so kam der Sonnenschein,
Der Kuckuck, der war hübsch und fein.
Da schwang er sein Gefieder,
Wollt übern See hinüber.

Der Kuckuck breit' sein Flügel aus,
Und flog den grünen Wald gar aus,
Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck! *

Der Schäfer tröstet sich mit ihm und nimmt sich vor, Freude und Sonnenschein zu genießen, sobald der Himmel heiterer wird. Am nächsten schönen Tage zieht er thalabwärts; da sieht er auf einem Wege hinter Bäumen die Mädchen gehen und sie singen halblaut vor sich hin:

Im Maien, im Maien ist's lieblich und schön,
Da find't sich viel Kurzweil und Wonn'.
Frau Nachtigall singet,
Die Lerche sich schwinget
Ueber Berg und über Thal.

Die Bauerbursche, die noch unten sind und ihnen nachfolgen, antworten in neckischem Ton:

Da herzt man, da scherzt man, da freuet man sich,
Da singt man, da springt man, da ist man fröhlich;
Da klaget ein Liebchen
Dem andern sein Noth,
Da küßt man so manches Mündelein roth. **

Der Schäfer kann nicht widerstehen und eilt zum Tanz. Männer, Frauen und Kinder stehen dichtgedrängt um einen Wagen, auf dem zwei Leute lebhaft gestikuliren. Der Eine ist ein rothwangiger, breitschulteriger Bursche in buntem, flitterhaften Königsornat, mit einem vollen Blumenkranz und einem Scepter mit Heckenwinde berankt, der andere ein Greis mit grauem Bart, im Bettler- oder Räuberkleid, mit einem

* Simrock, 221.
** Wunderhorn, I.

Kranz dürrer Blätter und einem Stock aus Wachholder. Der Sommer tritt stolz auf, schwingt das Scepter und sagt:

Heut ist auch ein fröhlier tag,
daß man den Sommer gewinnen mag;
alle ihr herren mein,
der Sommer ist fein.

Dann tritt der Winter vor und brummt:

So bin ich der Winter, ich gib dir's nit recht
o lieber Sommer, du bist mein knecht!
alle ihr herren mein,
der Winter ist fein.

Nun beginnt das Wortgefecht. Der Winter spricht von Reif, Schnee und Eis, worauf der Sommer spottend erwiedert, daß er sie mit einem Sonnenstrahl schmelzen will. Doch der Winter macht ihm jeden Fußbreit des Bodens streitig, droht ihm mit heiserer Stimme und schwingt zornig den Stock. Da fängt der Sommer an zu lachen und berührt ihn mit seinem Blumenscepter, und der Winter taumelt wie betäubt von den Blüthenglocken zurück. Die Stimme versagt ihm, er kann die Drohung nicht beendigen und legt sich zuletzt auf's Bitten, stockt, zieht sich zurück und entflieht unter einem Schauer von Maiblumen, so daß der Sommer das Feld behauptet. *

Bei diesem ewigen Siege des Frühlings über den Winter, des Lebens über den Tod, bricht die Menge in ein Jubelgeschrei aus, das die alten Heidengötter in den Berghöhlen wecken könnte, und eilt nun, ihre Freude durch einen Tanz im Freien zu feiern. Die Menge reißt den Schäfer

* In einigen Dörfern Deutschlands wird diese Scene noch jetzt aufgeführt. Der angeführte Dialog befindet sich in Uhland's Sammlung, Th. I. S. 23.

mit sich zur Wiese, wo die Paare sich im ländlichen Tanz schwingen, aber die langen Reihen der Bäuerinnen, die ihn lachend betrachten, machen ihn verlegen, ja, die dreistesten sehen ihn wohl gar über die Schulter an und singen einen Spottreim. Wollen sie ihn anlocken oder machen sie sich über ihn lustig? Er weiß es nicht, und halb ärgerlich geht er unter einen Baum, um dem Fest von Weitem zuzusehen. Da zieht eine liebliche Erscheinung seine Blicke an; dort im Hohlweg hinter den Hecken sieht er die junge Schäferin des Thals, die schüchtern und mit niedergeschlagenen Augen herankommt. Ihr einziger Schmuck ist ein Kranz von wildem Geisblatt, dessen zierliche Blüthen in ihre braunen Locken geschlungen sind. Als sie in die Nähe der Wiese kommt, bleibt sie stehn, um der lustigen Musik des Spielmanns zuzuhören. Ein Mädchen aus dem Dorf nimmt sie am Arm, um ihr unter den schmucken Bauerburschen einen Tänzer auszusuchen, aber sie weigert sich, und als die andere sie mit Gewalt fortzieht, macht sie sich los und eilt davon. Ein Bauerbursch will sie halten, doch das Kind der Berge wirft ihm einen zornigen Blick zu und flieht unter den Baum, hinter dem sich der Schäfer verborgen hält. Sie sieht ihn nicht, bis er sich ihr leise nähert und sie mit seinem Arm umschlingt. Erschrocken und erstaunt sieht sie ihn an, aber ohne zu entfliehen. „Komm', hörst Du nicht die Nachtigallen dort im Thal. Fürchte Dich nicht vor dem Dunkel im Walde, ich führe Dich." Träumerisch und liebevoll sehen die Augen des Mädchens ihn an. Wohl hört sie den Gesang der Nachtigall und die innige Stimme des kühnen Knaben, der sie umschlungen hält; dann aber sagt sie entschieden: „Nein. Ich fürchte mich dort. Geh allein!" und eilt in das Gebüsch.

Er folgt ihr, sucht überall, aber vergebens. Allein muß er auf den Berg zurück; doch er ist stolz und glücklich und nimmt sich vor, ein ander Mal wieder zum Tanz

herunter zu gehen und dann mit besserem Erfolge. Sein Freund, der Kuckuck, begleitet ihn von fern und läßt sich von Zeit zu Zeit hören. Die beiden lustigen Musikanten sind gute Freunde und dienen einander gegenseitig als Publikum bei Sonnenschein und Regenwetter. Wird der Kuckuck ihm helfen, die Geliebte zu finden? Er zweifelt nicht daran und singt:

Ich bin Kuckuck und bleib Kuckuck
Und thu Kuckuck mich nennen,
Wer mein'n Namen nicht merken kann,
Dem geb ich ihn zu erkennen.
Den Winter bin ich in dem Wald,
Den Sommer auf grünen Auen
Da hat mein Herz seinen Aufenthalt
Bei schönen Schäfersfrauen.

Wenn meine Schäflein auf der Haid
In grünen Thälern grasen,
So hab' ich meine Lust und Freud,
Setz mich auf grünen Wasen.
Und schrei mit heller Stimm' Kuckuck,
Daß's in die Au erklinget
Und ruf der schönsten Schäferin zu,
Daß sie mir eines singet. *

Aber Niemand antwortet auf alle seine flehenden Lieder, sie verklingen auf den Bergen und nur das Echo wiederholt die letzten Worte.

Vielleicht hat sie die Schäferin vernommen, aber sie flieht dann nur noch weiter in die Haide. Seit dem Feste, zu dem sie eine mädchenhafte Neugier gezogen, ist das seltsame Kind sehr verändert. Der Himmel scheint ihr blauer, der Wald grüner und im Rauschen der Blätter meint sie seltsame Stimmen zu vernehmen. Die Blumen leuchten in helleren Farben, manche brennen wie Flammen, andre sehen

* Simrock, 220.

sie mitleidig an und sagen gleichsam: Männertreu! * Die Vögel lachen ihr hell nach oder grüßen sie mit flehenden Liedern, und einem Vogel unter allen hört sie mit Hoffnung und mit Beklommenheit zu. Das ist die Nachtigall. Wie der Kuckuck der gute Freund des Schäfers, so ist Frau Nachtigall die Vertraute der Mädchen. Der schon im Orient und im Mittelalter hochgepriesene Vogel wird noch mehr und besser von dem deutschen Volke gefeiert. Sowohl für die Araber, die Perser,' wie auch für die Minnesänger ist er nur der Sänger des Verlangens und wurde daher von hohen Kirchenfürsten sehr gefürchtet. Als der heilige Bernhard das Cisterzienserkloster besuchte, erzählt die Legende, bemerkte er, daß die Ordensregel sehr lax geworden war. Allein als er den Gesang der Nachtigallen rings um das Kloster vernahm, begriff er die Ursache des weltlichen Sinnes der Brüder. Zornig erhob er die Hand und verbannte die ganze gefiederte Schaar, die nun Zuflucht in ein Frauenkloster nahm und dort noch weit mehr Unheil angerichtet haben soll. Zur Blüthezeit des Volksliedes war Frau Nachtigall ein seltsames, phantastisches Wesen, das die verschiedensten Lieder singt und mannigfache Rollen spielt. Bald entflammt, bald beruhigt sie die Liebenden, überredet oder schilt die jungen Mädchen, ist bald die Botin, bald die Vertraute, die Prophetin der Liebe oder die Trösterin der armen Gefangenen: vor Allem aber ist sie die freie Königin der Wälder, welche die Menschen wie eine Freundin liebt. Sie

* Diejenigen, die an der Lebhaftigkeit der Empfindungen des Volkes zweifeln, erinnere ich an die symbolische Bedeutung der Blumen, die eine so große Rolle in der Volkspoesie spielt. Jede hat ihren bedeutungsvollen Namen. Vergißmeinnicht, Jelängerjelieber u. s. w. und man kann oft nicht genug die Feinheit der Phantasie bewundern, welche hier den Zusammenhang zwischen Form und Gedanken zu finden weiß. Unsere Analysen und unsere steife Sprache laufen nie Gefahr, das verborgene Feuer des Volks in übertriebenen Worten zu malen, sie bleiben stets hinter der Wirklichkeit zurück. Anm. d. Verfassers.

ist eine echte Schöpfung des Volksgeistes. Die einfachen, wenig kultivirten Menschen mit poetischem Sinn empfangen von der lebenden Natur viel kräftigere Eindrücke, als wir Kinder der Civilisation. Ihre ganze Aufmerksamkeit ist nach außen gerichtet und concentrirt sich in ihren Sinnen, die dadurch eine Feinheit der Beobachtung gewinnen, gegen die wir blind und taub sind. Der Holzhacker, die Beerensammlerin, die im Wald leben, lernen mit der Zeit im Vogelgesange tausend verschiedene Abstufungen und Modulationen unterscheiden, die für uns in einander übergehen und für sie eine bestimmte Bedeutung gewinnen, denn durch jene Rufe und Modulationen lernen sie erst die Abstufungen ihrer eigenen Gefühle kennen.

Darum ist Frau Nachtigall die beste Freundin der Schäferin, ihre einzige, und bisher war ihr Verhältniß ein sehr inniges und ungetrübtes gewesen.

Wie oft hat sie von ihrem Lager auf dem frischen Moos hinauf in die grünen durchleuchteten Wipfel geblickt und ihrer liederreichen Gefährtin zugehört. Von ihr wollte sie schön singen lernen und rief ihr zu:

Da droben vor meines Vaters Haus
Steht eine grüne Linde.
Darauf setzt sich Frau Nachtigall.
Und sang mit heller Stimme.

Frau Nachtigall, klein Vögelein
Willst du mich lehren singen?
Ich will dir den Fuß mit Gold beschla'n
Die Hand mit goldnen Ringen.

Aber der Vogel antwortete:

Was frag ich nach dem rothen Gold?
Was frag ich nach goldenen Ringen?
Ich bin des Waldes klein Vögelein
Niemand kann mich bezwingen. *

* Simrock, 176.

Im Herbst fürchtet die Schäferin, daß Frau Nachtigall frieren wird im frischen Abendthau und dem kühlen Morgenfrost, aber der Vogel antwortet:

„Und netzt mich der kühle Maienthau,
So trocknet mich Frau Sonne.“

In stillen Nächten hört sie ihren Gesang, wenn alle andern Vögel rings verstummt sind. Da schien es ihr, als ob diese Stimme nicht mehr zu ihr, sondern zu dem Gott redete, von dem sie wohl nicht viel mehr wußte, als daß er über den Sternen wohne, und von dem Gefühl der Verehrung mit ergriffen, sang das Mädchen mit dem geliebten Vogel:

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm' mit Freudenschall
Auf's lieblichste erklingen;
Komm, komm und lob den Schöpfer dein,
Weil andre Vöglein schlafen sein
Und nicht mehr mögen singen;
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Obschon ist hin der Sonnenschein
Und wir im Finstern müssen sein,
So können wir doch singen
Von Gottes Gut und seiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Nacht,
Sein Loben zu vollbringen.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Echo, der wilde Wiederhall,
Will sein bei diesem Freudenschall
Und lässet sich auch hören;

Verweist uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben allezeit,
Lehrt uns den Schlaf bethören.
Drum dein Stimmlein
Laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Nur her, du liebstes Vögelein!
Wir wollen nicht die Fäulste sein
Und schlafend liegen bleiben,
Vielmehr, bis daß die Morgenröth
Erfreuet diese Wälder öd,
In Gottes Lob vertreiben;
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben. *

Aber seit sie mit dem jungen Schäfer zusammengetroffen, redet der Vogel eine andere Sprache. Der schöne Knabe hatte mit ihr in das einsame Thal gehen wollen, um die Nachtigall zu hören, deren Stimme ihr damals fremd und seltsam geklungen. Sie hatte es nicht gethan, aber seitdem verfolgt sie der Vogel und singt immer wieder jenes flehende und verlockende Lied. Sie bittet den Vogel, nicht so laut zu singen, aber er hört nicht auf; seine süßen Töne stehlen sich in ihr Herz und immer kräftiger singt er, daß ihm die zarte Kehle fast zu springen droht.

Wochen, Monate vergehen, der Tag des Tanzes kehrt zurück und die Mädchen, die vor ihrer Hütte vorbeigehen, singen:

Lenz kommt herbei:
Nun will ich frei
Ein fröhliches Leben anfangen,

* Des Knaben Wunderhorn, I. S. 185.

Weil Sommerzeit
Nun ist nicht weit,
Der Winter ist vergangen.
All Feld thun jetzund grünen:
Du Lenz bringst schöne Blumen.*

Die Verlockung ist zu groß, sie schmückt sich zum Fest, schreitet über den Hohlweg und die Töne der Musik erregen schon ihr Herz, als ihr Blick auf eine Haselstaude fällt, die sich anmuthig über den Weg beugt:

Es wollt ein Mädchen zum Tanze gehn,
Sie ging gar wunderschöne.
Was fand sie da am Wege stehn?
Eine Hasel, die war grüne.

Nun grüß dich Gott, Frau Haselin,
Wovon bist du so grüne?
Nun grüß dich Gott, fein's Mägdelein,
Wovon bist du so schöne?

Wovon daß ich so schöne bin,
Das kann ich dir wohl sagen:
Ich eß weiß Brot, trink kühlen Wein,
Davon bin ich so schöne.

Ißt du weiß Brot, trinkst kühlen Wein
Und bist davon so schöne,
So fällt der kühle Thau auf mich,
Davon bin ich so grüne.

Schweig still, schweig still, Frau Haselin,
Und thu dich wohl umschauen!
Ich hab der stolzen Brüder zwei,
Die sollen dich umhauen.

* Hoffmann von Fallersleben, 167.

Haun sie mich gleich im Winter um,
Im Sommer grün ich wieder;
Wenn aber eine Jungfer ihren Kranz verliert,
Den kriegt sie nimmer wieder. *

Der Gedanke erschreckt sie und hält sie zurück. Wie ein gehetztes Reh flieht sie und beschließt, nie wieder zum Tanz oder nach dem dunklen Thal zu gehen. In den Feldern, an denen sie vorbeikommt, hört sie den Klang der Sichel und zwei Schnitterinnen, die das Korn abschneiden, sprechen mit einander hinter der Dornenhecke und ahnen nicht, daß sie belauscht werden. Die eine singt stolz:

Laß rauschen, Lieb, laß rauschen!
Ich acht nicht wie es geh;
Ich hab ein' Buhlen erworben,
In Veiel und grünem Klee.

Die andre flüstert traurig:

Hast einen Buhlen erworben
In Veiel und grünem Klee,
So steh ich hier alleine,
Thut meinem Herzen weh. **

Die beiden Stimmen machen sie sehr nachdenklich und bewegen ihr tief das Herz, denn sie zweifelt nicht, daß die eine der Schnitterinnen von ihrem Geliebten verrathen ist, während die andere das Glück der ersten Liebe kostet. Kann sie nicht auch jenes bittere Loos treffen? Und doch, wie müßte es schön sein, triumphirend singen zu dürfen:

Ich hab einen Buhlen erworben
In Veiel und grünem Klee.

* Wunderhorn.

** Hoffmann von Fallersleben, Nr. 122.

Unwillkürlich muß sie die Worte singen. Liebe und Stolz schwellen ihr den Busen, sie vergißt alle Vorsätze und eilt nach dem einsamen Thal. Je mehr sie sich ihm nähert, um so langsamer werden ihre Schritte, und oftmals bleibt sie stehen, ehe sie die Zweige zurückschlägt. Endlich hat sie das Thal erreicht, aber es ist leer; dunkel und still ist es am Rande des Waldes, kein Ton rings zu hören. Warum hört sie hier nicht wieder die Stimme, die ihr einst zurief:

Herauf! du schönste Schäfrin du,
Laß hören deine Stimme.

Alles ist still. Da hebt der Kuckuk seinen einförmigen Ruf an, der für eine gute Vorbedeutung gilt. Mit klopfendem Herzen setzt sie sich in's hohe Gras und lauscht; aber kein Zweig rührt sich, nur der Kuckuck ruft immerfort. Ungeduldig beginnt sie den Vogel zu fragen, wie viel Stunden sie den Freund noch erwarten müsse? Nach dem Volksglauben ruft er so oft „Kuckuck", als man Stunden warten muß. Was sagte er? Das schöne, spröde Kind verräth es nicht, aber ein alter, spöttischer Schäfer, der zufällig in der Nähe hütete, hat es gehört und verrathen:

Ein Schäfermädchen weidete,
Zwei Lämmer an der Hand,
Auf einer Flur, wo fetter Klee
Und Gänseblümchen stand.
Da hörte sie wohl in dem Hain
Den Vogel Kuckuck lustig schrein:
Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!

Sie setzte sich in's weiche Gras
Und sprach gedankenvoll:
Ich will doch einmal sehn zum Spaß,
Wie lang ich warten soll!

Wohl bis zu hundert zählte sie,
Allein der Kuckuck immer schrie:
Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!

Da ward das Schäfermädchen toll,
Sprang auf aus grünem Gras,
Nahm ihren Stock und lief voll Groll,
Hin wo der Kuckuck saß.
Der Kuckuck merkt's und zog zum Glück
Sich schreiend in den Wald zurück:
Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!

Sie jagt ihn immer vor sich her
Tief in den Wald hinein.
Doch, wenn sie rückwärts kehrt, kam er
Mit Schreien hinterdrein.
Sie jagt ihn und verfolgt ihn weit,
Indeß der Kuckuck immer schreit:
Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!

Sie lief in tiefsten Wald hinein,
Da ward sie müd' und sprach:
Nun, meinetwegen magst du schrein!
Ich geh nicht weiter nach.
Sie will zurück, da springt hervor
Ihr Schäfer und ruft ihr in's Ohr:
Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck! *

Und das Ende der Geschichte? Der alte schalkhafte Schäfer antwortet nach seiner Gewohnheit wieder mit einem Liedchen:

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden:
Sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn, es anzusehn,
Und stand in süßen Freuden:
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

* Concordia.

Der Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Haiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Daß ich's nicht will leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Doch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Haiden:
Röslein wehrte sich und stach,
Aber es vergaß danach
Beim Genuß das Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden. *

Es gäbe noch viele Episoden aus dem ursprünglichen Naturleben des Volkes zu berichten; viele darauf bezüglichen Lieder haben sich erhalten und werden noch jetzt gesungen. Ein Motiv ruft das andere hervor und sie sind so mannichfach geworden, wie das wirkliche Leben selbst. Mir war es indessen nur darum zu thun, einen Blick in diese Welt der ursprünglichsten Idylle zu eröffnen; wer genauere Kenntniß davon haben will, muß die Volkslieder selbst lesen und wird es sicherlich nicht bereuen.

Ich nannte diese Gedichte Idyllen, aber diese Bezeichnung ist streng genommen nicht richtig, denn die Dichtungen dieser Gattung sind die Frucht vorgeschrittener Civilisation. Die gelehrte Idylle ist die bewußte Umkehr des Dichters aus der Verderbniß und Unwahrheit der Gesellschaft zu der

* Stimmen der Völker.

Goethe hat bekanntlich dies Lied fast wörtlich unter seine lyrischen Lieder aufgenommen; wesentlich änderte er daran nur die letzte Strophe und setzte statt „Aber es vergaß danach": „Half ihm doch kein Weh und Ach, mußt es eben leiden."

Anmerkung des Verfassers.

ursprünglichen Einfachheit des Lebens und zur Wahrheit in allen menschlichen Verhältnissen. Die Volkslieder, die jenes ideale Naturleben voraussetzen, sind dagegen das Werk des Volkes selbst in seinen Stunden der Muße und Träumerei und lehnen sich daher an das an, was man die ursprüngliche Hirtenpoesie nennen könnte.

Es würde interessant sein, die Geschichte des Hirten in der arischen Race zu verfolgen, denn von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert hat seine Stellung und sein Geschick wesentliche Aenderungen erlitten. Der große nomadisirende Heerdenbesitzer bildet den Ausgangspunkt der ganzen indo-europäischen Civilisation. Reich, mächtig, gefürchtet, ist er der Herr der Erde, König, Priester und Dichter zugleich. Je mehr die Civilisation sich verzweigt, um so mehr verliert er an Ansehen, bis er auf den letzten Rang der Gesellschaft herabsinkt. In seinem verkommenen, von der modernen Welt mißachteten Zustande ist er der letzte Repräsentant des primitiven Lebens, dessen Spuren sich allmählich verwischen. In jener Geschichte seines Schicksals würden einige slavische, deutsche und schottische Volkslieder das Schlußkapitel bilden. In ihnen findet man den Hirten mit seiner Einfalt, Sorglosigkeit und gelegentlich auch in seiner Liebe wieder; ein nachdenkliches, leicht erregbares Naturkind vor Allem und immer musikalisch. In den schwermüthigen, getragenen Melodien, die noch hie und da in vergessenen Thälern wiederhallen, lebt noch ein Funke von dem ersten Ideal der großen arischen Race. Noch lange wird man sich an diesen Liedern erquicken, denn sie athmen tiefen Frieden. In ihnen ist der Mensch glücklich, ruhig, voller Liebe für alle lebendigen Wesen. Sein Leben fließt dahin in sanftem Einklang mit der Natur und in ernstem Nachdenken, dessen er sich nicht bewußt ist. Für ihn giebt es keine inneren Kämpfe, denn er ist noch nicht bis zu dem Punkt gelangt, von dem aus das

Leben ein steter Kampf zwischen dem Guten und Bösen, Wahrheit und Lüge ist. Und warum sollte er etwas davon wissen? Er ist glücklicher so, und die Stürme, die uns bedrohen, erreichen ihn nicht und nichts stört die Harmonie seiner Empfindungen.

Frisch auf, ihr Bursche! wandert mit,
Holt Bündel und Felleisen,
Doch eh wir mit dem letzten Schritt
Der Stadt den Rücken weisen,
Schenk Mädchen uns noch Kuß und Wein,
Drauf mit der Sonn' zu reisen.

Viertes Kapitel.

Die Abenteurer.

Der Don Juan des Waldes. — Der lustige Zecher. — Die Wunder des Weins. — Tod und Reue des Räubers. — Der Soldat. — Der Zigeuner. — Der arme Spielmann. — Der Schüler und die Bürgerstochter. — Der Zimmergesell und die Markgräfin. — Ulrich von Hutten, der Ritter der Freiheit.

Das friedliche Leben im Schooß der Natur ist eine Ausnahme bei civilisirten Völkern; es gleicht dem Hause von Philemon und Baucis, das in der arbeitsamen Stadt von Faust dem Untergange preisgegeben wurde. Daher sind die idyllischen Gedichte von Hirten, Holzhackern, Köhlern, die uns in eine patriarchalische Welt versetzen, nur noch wie vereinzelte Stimmen in dem Sturmesbrausen des sechszehnten Jahrhunderts. Das Volk erwacht, steht auf, reißt sich aus einer langen Dienstbarkeit los und stürzt sich kopfüber in den Strudel der Thaten, wie ein ungeduldiger Jüngling, der in die Welt hinausdrängt, nachdem er sich bisher nur seinen Träumereien hingegeben hatte. Der Sohn des Leibeigenen hat jetzt Selbstvertrauen und will sein Glück versuchen. Er wird Jäger, Landsknecht, Student und besingt sein gutes Glück. Mit diesen Gestalten verlassen wir Idylle und Mythologie und betreten das Feld der Geschichte.

Den schnellen Uebergang von dem einfachen Hirtenleben zu dem Abenteurerdasein stellt am besten der Jäger dar.

Hört ihr den Jäger blasen,
In dem Wald auf grünem Wasen?
Der Jäger mit dem grünen Hut,
Der meinen Schatz verführen thut.*

So klagt ein Bauer, dem der Jäger das Herz seiner Schönen entwendet hat, die er umsonst jetzt bittet, mit ihm in das Rosenthal zu kommen. Aber sie bleibt seinen Bitten taub und hört nur noch auf das Horn, das hell im Walde schmettert und alle ihre Sinne gefangen genommen hat. Und was verleiht dem Jäger diese Zaubermacht? Der Jäger ist der Don Juan des Volks. Er haust im Wald: mit dem Gewehr auf der Schulter, dem Horn an der Seite, zieht er stets einsam und geheimnißvoll, blasend und jagend einher und stellt dem Wild und den schönen Mädchen nach. Und er ist unwiderstehlich mit seiner stolzen Haltung, dem Sammetwamms und der grünen Feder. Zwar erzählen sich die Mädchen leise, daß er seine Seele dem Bösen verkauft habe, und er hat auch das mit ihm gemein, daß er erscheint, wenn man im Wald zu viel an ihn denkt, oder leise von ihm redet, aber trotz alledem sind alle Mädchen in ihn vernarrt.

Es ritt ein Jäger wohlgemuth,
Wohl in der Morgenstunde,
Wollt jagen in dem grünen Wald
Mit seinem Roß und Hunde.
Und als er kam auf grüne Haid
Fand er sein's Herzens Lust und Freud.
Im Maien am Reihen sich freuen
Alle Knaben und Mägdelein.

* Simrock, 269.

Der Kuckuck scherzt, der Auerhahn pfalzt
Dazu die Turteltauben,
Da fing des Jägers Rösslein an
Zu schnarchen und zu schnauben.
Der Jäger dacht in seinem Muth:
Das Jagen, das wird werden gut:
Im Maien am Reihen sich freuen
Alle Knaben und Mägdelein.

Der Jäger fand ein feines Wild,
Fein hurtig und geschwinde,
Es war ein schönes Frauenbild,
Das sich allda ließ finden.
Der Jäger dacht in seinem Sinn:
Wo das Wild ist, da komm ich hin.
Im Maien am Reihen sich freuen
Alle Knaben und Mägdelein.

Gott grüß euch, zartes Jungfräulein,
An Ehr und Tugend reiche!
Euch sei zu eigen, was ich hier
In diesem Wald erschleiche.
Ach, edler Jäger wohlgestalt,
Sprach sie, ich bin in eur Gewalt.
Im Maien am Reihen sich freuen
Alle Knaben und Mädgelein.

Er nahm sie bei ihrer schneeweißen Hand
Nach aller Jäger Weise,
Er führt sie in ihr Vaterland,
Viel Glück auf ihre Reise.
Das Glücke, das ist kugelrund,
Es freut sich mancher rothe Mund.
Im Maien am Reihen sich freuen
Alle Knaben und Mägdelein.*

Es ist ihm Ernst mit seinen Schwüren, das heißt, so-
bald er eine Schöne sieht, meint er immer, es sei seine erste

* Simrock, 186.

Liebe und werde seine letzte bleiben; aber bald zieht ihn seine stürmische Natur weiter. Manchmal endet das heiter angefangene Abenteuer traurig, da schließen die ersten Verse mit „Das Mädchen lachte sehr," und der letzte „Das Mädchen weinte sehr," denn der Jäger ist verschwunden.

Doch einmal ist sein Herz im Innersten getroffen. Sein Schatz ist schüchtern und braunäugig und er liebt sie so wie das schlanke, ängstlich zitternde Reh. Doch eine stille friedliche Liebe ist ihm nicht beschieden, das ist eben sein Fluch. Er geht mit ihr in den Wald und setzt sich neben sie unter einen Baum, auf dem ein Vogel singt. Da überkommt ihn eine seltsame Laune, er will den Vogel schießen, so daß er der Geliebten in den Schooß fällt, trotzdem sie flehend bittet, es nicht zu thun. Doch er hört nicht und will ihren Muth prüfen.

Mein Kuß wiegt leicht, wiegt nur ein Loth,
Du wirst nicht bleich, du wirst nicht roth,
Du brauchst dich nicht zu schämen;
Ich will den schwarzen Vogel dir
Vom Haupt herunternehmen.

Feins Lieb, sitz still im grünen Moos,
Der Vogel fällt in deinen Schooß
Wol von des Baumes Spitzen;
In deinem Schooße stirbt sich's gut
Feins Lieb, bleib ruhig sitzen.

Sie wollt nicht trauen auf sein Wort,
Braun's Mädelein wollt springen fort,
Der Schuß schlug sie darnieder;
Der schwarze Vogel von dem Baum
Schwang weiter sein Gefieder.

„Mein Kuß ist leicht, wiegt nur ein Loth,
Du wirst nicht bleich, du wirst nicht roth,
Brauchst dich nicht mehr zu schämen,
In deinem Schooße stirbt sich's gut."
Er thät sich's Leben nehmen.

So gewaltsam endet der Jäger, der das tragische Schicksal hat, das Mädchen zu tödten, als er zum ersten Mal liebt. In dem Jäger fließt echt germanisches Blut. Er ist ein heruntergekommener Enkel der Helden aus alten Zeiten, von Siegurt und Siegfried, die die weiten deutschen Wälder durchzogen, um Ungeheuer zu tödten, Schätze zu finden und schöne Jungfrauen zu gewinnen. Auch hat der einfache Waldläufer manchmal noch wie eine dunkle Ahnung an seine mächtigen Vorfahren. Denn zuweilen scheint es ihm, als verstände er die Sprache der Vögel; geheimnißvolle Stimmen flüstern ihm im Waldrauschen zu und spornen ihn zu kühnen Thaten an. Aber wohin soll er sich wenden und wen bekämpfen? Im Walde giebt's nur noch Eber und Hirsche und im Dorf nur arme Bauermädchen. So ist der Jäger ein entthronter König; aber wenn er sein Gewehr abfeuert, das Echo einen Donnerschlag zurückwirft und es dumpf aus dem Walde grollt, dann ruft er: „Der Wald, das ist mein Königreich!"

Auch später kehrt seine Gestalt im Volksliede wieder, aber nun bequemt sich der leichtfüßige Don Juan des Waldes zur Ehe und singt seine letzte und schönste Eroberung folgendermaßen:

Ein Jäger in dem grunen Wald
Muß suchen seinen Aufenthalt.
Er ging im Wald wohl hin und her
Ob auch nichts anzutreffen wär.

Mein Hündelein ist stets bei mir
In diesem grünen Laubrevier.
Mein Hündlein wacht, mein Herze lacht,
Meine Augen leuchten hin und her —

Da ruft mir eine Stimme zu:
Wo bist du denn, wo bist denn du?
Wie kommst du in den Wald hinein?
Du strahläugig Mägdelein.

Um dich zu suchen bin ich hier
In diesem grünen Waldrevier,
Ich ging im Wald wohl hin und her,
Ob auch kein Jäger drinen wär.

Ich küßte sie ganz herzelich
Und sprach: fürwahr du bist für mich,
Bleib du bei mir als Jägerin
So lang als ich auf Erden bin.

Allein sollst du nicht wandeln hier
In diesem grünen Waldrevier.
So lang die Welt zusammenhält
Sind wir zusammen in der Welt.*

Aus dem wilden Jäger, dessen abenteuernde Laufbahn hier abschließt, wird jetzt der biedere Förster, der Vater einer Schaar kräftiger Söhne und braunäugiger Töchter, denen die Liebe zum Wald und zur Freiheit im Blut liegt.

Wenn der glückliche Jäger das Kind der Natur ist und seine Tage nach Herzenslust im Walde zubringen darf, so ist der Landstreicher das enterbte Kind der Civilisation und muß von Dorf zu Dorf sein Elend weiterschleppen. Wenn auch arm, bleibt der Jäger doch immer König des Waldes, aber der Landstreicher hat keinen Stein zu eigen, auf dem er sein Haupt niederlegen kann. Woher er kommt? Gott weiß es, er selbst gewiß nicht, und die Lumpen, die ihn umhüllen, sind sein einziges Eigenthum. Aber das betrübt ihn nicht und er singt:

Ich war noch so jung und war doch so arm,
Kein Geld hat ich gar nicht, das Gott sich erbarm!
So nahm ich meinen Stab und meinen Bettelsack
Und pfiff das Vaterunser den lieben langen Tag.**

* Simrock, 198.
** Wunderhorn, I.

So singend, läßt er die Welt an sich vorüberziehen: stolze Ritter und Edelfrauen, Soldaten mit ihren Liebchen, Kaufleute mit wohlgefülltem Beutel. Wohl möchte er an ihrer Stelle sein, aber er ist arm, hat kein Geld, und das Nichtsthun ist süß. Im besten Fall werfen sie ihm ein Almosen hin und dann entzieht der aufwirbelnde Staub sie seinen Blicken. Hat er endlich ein paar Heller in der Tasche, so geht's in's Wirthshaus, und in dem Glase Wein findet er alles Glück, das er sich ersehnt hat. Der Wein ist ein Talisman, der ihm alle Schätze und Güter dieser Welt verleiht und ihn, wie den Trunkenbold im Shakespeare, in einen Edelmann verwandelt. So geht es an guten Tagen und die schlechten sind oft nicht weniger heiter.

Ich laß die Vögel sorgen
In diesem Winter kalt,
Will uns der Wirth nicht borgen
Den Rock geb ich ihm bald;
Sein Wein, der mich erzog,
Hat nur ein hölzern Rock,
Will mich als Faß ihm borgen,
In meinem rothen Rock. *

Der Landsknecht ist nicht hartherzig, der Krämer nicht geizig genug, um die Schwänke und Witze des armen Landstreichers nicht durch ein Glas Wein zu belohnen. Er lebt von der Hand in den Mund und kümmert sich so wenig um den kommenden Morgen, wie die Vögel unter dem Himmel. Wozu auch? Ein glücklicher Wurf im Spiel, eine gefundene — oder auch gestohlene Börse, und er ist so reich wie ein Edelmann. Dann ladet er Alles ein, mit ihm zu zechen und zu schmausen, arm und reich, Landsknecht und Seiltänzer. Wer ihm zur Sparsamkeit räth, dem antwortet er:

* Wunderhorn, Th. II. S. 426.

Das Geld verwahren, das kann ich nicht,
Gott ist ein reicher Herre;
Nur fest allein auf Gott vertrau,
Der hat des Geldes und Guts vollauf,
Der kann uns genug bescheeren. *

Im Kreise seiner Freunde und Geliebten legt er folgendes Glaubensbekenntniß ab:

Drei Würfel und die Karte,
Das ist mein Wappen frei,
Sechs hübscher Fräulein zarte,
An jeder Seite drei.

Komm her, du schönes Weib,
Du erfreust mir's Herz im Leib,
Sei in dem Rosengarten
Des Schlemmers Zeitvertreib. **

Kehrt ihm das Glück den Rücken, so kümmert ihn das wenig, denn er hat nichts und der Wirth kann ihm höchstens seinen Mantel nehmen.

Und weil ich nun gegessen hat',
Da sollt ich auch bezahlen,
Da fragt ich, was die Mahlzeit kost',
Da sprach der Wirth ein Thaler,
Ei Mutter Gottes ja,
Maynblümlein bla,
Da hatt' ich keinen Thaler.

Der Wirth zog mir mein Röckle aus,
Und jagt mich in die Scheune,
Ei Mutter Gottes ja, Maynblümlein bla,
Wie lang ward mir die Weile.

* Wunderhorn, I. 346.
** Simrock, S. 506.

Und als es gegen Morgen kam,
Da träufelt es vom Dache,
Ei Mutter Gottes, ja,
Maynblümlein bla,
Da mußt ich selber lache.

Sperrt man ihn gar in das Gefängniß, so ist der Schließer auch nicht unbarmherzig und reicht dem armen Teufel doch ein Glas Wein und der ist auch allein guter Laune und singt:

Die Gedanken sind frei,
Wer kann sie errathen?
Sie rauschen vorbei
Wie nächtliche Schatten.
Kein Mensch kann sie wissen,
Kein Jäger sie schießen.
Es bleibet dabei:
Die Gedanken sind frei.

Und sperrt man mich ein
Im finsteren Kerker.
Das Alles sind rein
Vergebliche Werke,
Denn meine Gedanken
Zerreißen die Schranken
Der Mauern entzwei:
Gedanken sind frei.

Ich liebe den Wein,
Mein Mädchen vor allen,
Die thut mir allein
Am besten gefallen.
Ich bin nicht alleine
Mit meinem Glas Weine:
Mein Mädchen dabei,
Denn Gedanken sind frei.*

* Simrock, S. 565.

Der Landstreicher fordert nur die bescheidenste aller Freiheiten, die des Gedankens; der Räuber dagegen ist ehrgeiziger, denn er will reich und mächtig sein, kraft der Rechte des Stärkeren. Auch ist der Räuber des sechszehnten Jahrhunderts kein kleiner ängstlicher Dieb, sondern mit seiner Bande fühlt er sich dem Markgrafen gewachsen und macht ihm offenen Krieg. Dem legalen Räuber gegenüber, der den armen Leibeigenen aussaugt, ist er der freie Bandit, der sich der Armen annimmt und den Reichen bestraft. Außer der Roheit besitzt der Räuber aber auch die Tugenden der Barbaren: die Treue gegen seine Gefährten. Das Volkslied, das sich für jede Kühnheit begeistert, liebt daher, seinen Muth zu preisen und sein Schicksal zu betrauern, das ihn endlich doch in die Hände des Edelherrn giebt.

Ein berühmter Räuber, der Lindenschmidt, durchzieht die Rheinlande und raubt allerorten.

Frisch her, ihr lieben Gesellen mein!
Es muß jetzt nur gewaget sein,
Wagen das thut gewinnen.
Wir wollen reiten Tag und Nacht,
Bis wir die Beute gewinnen.

Aber der Markgraf von Baden stellt ihm eine Falle, schickt ihm den Spion Caspar nach, der die Reiter des Markgrafen ruft, während der Räuber in einer Herberge schläft:

Der Lindenschmidt hätt einen Sohn,
Der sollt den Rossen das Futter thun;
Den Haber thät er schwingen:
„Steht auf, herzlieber Vater mein!
Ich hör die Harnische klingen.

Der Lindenschmidt lag hinterm Tisch und schlief,
Sein Sohn, der thät so manchen Rief,
Der Schlaf hat ihn bezwungen:
„Steht auf, herzliebster Vater mein!
Der Verräther ist schon gekommen.

Die Reiter des Markgrafen dringen in die Herbergsstube; da wacht der Räuber auf.

Der Lindenschmidt war ein freier Reitersmann,
Wie bald er zu der Klingen sprang:
„Wir wollen erst ritterlich fechten!“
Es waren der Bluthund allzuviel,
Sie schlugen ihn zu der Erden.

„Kann und mag es dann nicht anders sein,
So bitt' ich um den liebsten Sohn mein,
Auch um meinen Reutersjungen;
Haben sie jemanden Leids gethan,
Dazu hab ich sie gezwungen.“

Junker Caspar, der sprach Nein dazu:
„Das Kalb muß entgelten der Kuh;
Es soll dir nicht gelingen.
Zu Baden in der werthen Stadt
Muß ihm das Haupt abspringen.“ *

So fällt der kühne Bandenführer und reißt in seinem Sturze die treuen Genossen mit. Gern hätte er sein Leben hingegeben, um sie zu retten; denn so erbarmungslos er gegen Edle und Krämer handelt, so liebevoll hängt er an den Gefährten. Der kühne Aufrührer ist ein Mann und in der Todesstunde ein Held. So faßt ihn das Volk auf, das für den Geächteten Partei ergreift und immer stolz und glücklich ist, einen Zug der Menschlichkeit anzuerkennen, selbst in einem Banditen.

Dem hartnäckigen Räuber, der auch in der Todesstunde nicht um Gnade fleht, stellt die Volkspoesie den reuigen Sünder gegenüber, der wie vom Blitz getroffen dasteht, wenn ihm eine reine, heilige Frau und der Muth einer gläubigen

* Wunderhorn, Th. I. S. 137.

Seele entgegentritt. Man feiert die Hochzeit der Markgräfin Elsbeth und während des Festes erhebt sich diese in ihrem Brautschmuck und geht in eine einsame Waldkapelle, um der heiligen Jungfrau eine Blumengabe zu spenden. Als sie niederkniet und zu beten beginnt, tritt ein Räuber in das Heiligthum und zuckt das Schwert nach dem kostbar geschmückten Haupt.

Sie vergißt des Schwertes Tück,
In der Gnade schwebt ihr Blick.
Als der Räuber sie gehört,
Er sie im Gebet nicht stört.

Als er ihren Blick vernahm,
Schwere Reu ihn überkam,
Legte ab sein Schwert und Spieß,
Auf die Knie sich niederließ.

„Hoher Worte fromme Schaar
Schützt den Schmuck in deinem Haar,
Schützt dein Leben gegen mich,
Edle Frau, ach bet' für mich!"

„— O Maria, noch die Bitt,
Diesen Sünder verlasse nit,
Löse ihn von Schuld und Qual,
Ach, ade viel tausendmal!"

Als sie nun von ihm ging,
Schien ihm alle Welt gering;
Büßt als frommer Bruder schwer;
Hört, sein Glöcklein schallet her.*

Die fromme Einfalt des Volks will ein Wunder preisen und verherrlicht in der That nur die hohe Macht, welche edle Seelen über rohe aber nicht ganz verdorbene Gemüther ausüben.

* Wunderhorn, Th. I. S. 175.

Das Glück, welches der Räuber durch kühne Auflehnung gegen die bestehenden Zustände zu gewinnen sucht, hofft der Soldat durch das Waffenhandwerk zu erlangen. Im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert galt dies Handwerk viel in den Augen des Armen oder Unfreien, welche die Beute für Reichthum und das rohe, gesetzlose Treiben für Ruhm und Freiheit hielten. Damals gab es allerorten öffentliche und Privatfehden, und gern ließ sich der Bauernsohn im Dienst eines Herrn oder Fürsten anwerben, um seine einförmige Arbeit loszuwerden. Sobald er die Lanze führte, meinte er schon das Glück in den Händen zu haben. Oft aber zog er auch widerwillig in den Krieg; nur auf Geheiß seines Oberherrn und nahm traurig Abschied von der Heimath:

O du Deutschland, ich muß marschiren,
O du Deutschland, ich muß fort,
Eine Zeitlang muß ich scheiden,
Eine Zeitlang muß ich meiden
Mein geliebtes Vaterland.

Nun ade, herzliebste Mutter,
Nun ade, so leb sie wohl;
Hat sie mich mit Schmerzen geboren,
Für die Feinde auferzogen;
Scheiden das bringt Herzeleid.

Nun ade, herzliebster Vater,
Nun ade, so lebe wohl.
Will er mich noch einmal sehen,
Steig er auf des Berges Höhen,
Schau herab in's grüne Thal,
Sieht er mich zum letzten Mal.

Nun ade, sehr wohl, feins Liebchen,
Weine nicht die Aeuglein roth,
Trage dieses Leid geduldig,
Leib und Leben bin ich schuldig,
Es gehört dort oben Gott.

Die Trompeten thun schon blasen
Draußen auf der grünen Haid,
Länger darf ich nicht verweilen,
Muß zu meinen Brüdern eilen,
Horch, die Trommeln wirbeln drein.

Große Kugeln hört man sausen,
Aber kleine noch viel mehr —
O so gebe Gott im Himmel,
Daß ich aus dem Schlachtgetümmel
Glücklich zu euch wiederkehr'.

Das Volkslied begleitet den Soldaten durch alle Wechselfälle seines bunt bewegten Lebens, singt den Angriff und den Befehl zum Rückzug, die Drangsale des Lagers und den Taumel der Plünderung, die flüchtigen Liebesabenteuer und den Abschied für immerdar. Wie reich an Leiden und Widerwärtigkeiten ist dies Leben, und derjenige kann sich noch glücklich preisen, der auf dem Schlachtfeld im Kugelregen stirbt. Weit schlimmer ist das Loos des gefangenen Soldaten, ihm droht ein schmachvoller Tod. Manchmal sucht ein mitleidiges, muthiges Mädchen, ihn zu retten, aber umsonst; der Heldenmuth der Liebe ist ohnmächtig gegen die Wuth des Krieges. Einzelne Volkslieder geben solche Scenen mit unnachahmlicher Lebendigkeit. Drei gefangene Soldaten gehen über die Rheinbrücke, darunter ein ganz junges Blut.

Es war ein wackres Mädelein,
Dazu aus fremdem Land,
Sie lief in aller Eilen
Des Tages wohl zehn Meilen
Bis zu dem Grafen hin.

„Gott grüß euch, edler Herre mein,
Ich wünsch' euch einen guten Tag;
Ach! wollt ihr mein gedenken,
Den Gefangenen mir zu schenken,
Ja schenken zu der Eh'.“

Ach nein, mein liebes Mädelein,
Das kann und mag nicht sein,
Der Gefangene, der muß sterben,
Gott's Gnad' muß er ererben,
Wie er verdienet hat.

Das Mädel drehet sich herum
Und weinet bitterlich,
Sie lief in aller Eilen
Des Tages wohl zehn Meilen
Bis zu dem tiefen Thurm.

Was hat sie unterm Schürzelein,
Ein Hemdlein, war schneeweiß.
„Das nimm, du Allerliebster mein,
Es soll von mir dein Brauthemd sein,
Darin lieg du im Tod."

Was zog er von dem Finger sein?
Ein Ringlein, war von Gold:
„Das nimm, du Hübsche, du Feine,
Du Allerliebste meine,
Das soll dein Trauring sein."

„Was soll ich mit dem Ringlein thun,
Wenn ich's nicht tragen kann?"
„Leg es in Kisten und Kasten
Und laß es ruh'n und rasten
Bis an den jüngsten Tag."

„Und wenn ich über Kisten und Kasten komm
Und seh das Ringlein an,
Da darf ich's nicht anstecken,
Das Herz möcht mir zerbrechen,
Weil ich's nicht ändern kann."*

In dem Muth der Frau, sowie in der Resignation des Mannes zeigt sich recht deutlich der tiefe Ernst des deut-

* Wunderhorn, I. S. 51.

schen Charakters. Er entspringt aus dem Reichthum seines Gemüthes, das sich über die Wirklichkeit erhebt. Es giebt nichts Männlicheres und Feierlicheres, als diese Verlöbnisse an der Schwelle des Grabes, als die Liebe, die das Leben überdauert, und den Glauben an das jüngste Gericht, welches der Treue ihren Lohn verschaffen wird. In dem Schmerz liegt nichts Unwahres oder Krankhaftes; bei der Frau ist die Liebe stark und wahr, die Verzweiflung in Schranken gehalten, aber unheilbar, und gewiß wird sie ihrem Leben schnell ein Ende machen.

Der unglückliche Soldat erträgt alle Entbehrungen mit musterhafter Geduld, aber ein Gefühl wird seiner Herr: das ist das Heimweh, das ihn endlich dazu bringt, die Waffen wegzuwerfen und zu entfliehen. Wenn ihn die Häscher nicht fangen, bringt ihn keine Gewalt der Welt zurück. Nie ist die unwiderstehliche Macht des Heimwehs besser besungen worden, als in dem letzten Lied des Deserteurs. Es ist ein Schweizer, der auf den Wällen von Straßburg Schildwacht steht; und während er einsam auf und ab schreitet, hört er in der Ferne den klagenden Ton des Alphorns. Bei den wohlbekannten Tönen regt sich eine Welt von Gefühlen in seiner Brust; er wirft das Gewehr fort und eilt der Heimath zu. Doch die Häscher setzen ihm nach. Immer schneller flieht er, erreicht den Rhein, wirft sich in die Wellen; aber ein Boot folgt ihm, holt ihn ein, bringt ihn zurück und wenige Stunden darauf büßt er die Flucht mit seinem Leben. Das Lied, das er noch vor dem Tode sang, haben seine Landsleute und Kameraden aufbewahrt:

Zu Straßburg auf der Schanz
Da ging mein Trauern an,
Das Alphorn hört ich drüben wol anstimmen,
In's Vaterland mußt' ich hinüberschwimmen:
    Das ging nicht an.

Eine Stund' in der Nacht
Sie haben mich gebracht;
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, sie fischten mich im Strome auf,
Mit mir ist's aus.

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich soll da bitten um Pardon
Und ich bekomm gewiß doch meinen Lohn,
Das weiß ich schon.

Ihr Brüder allzumal
Heut seht ihr mich zum letztenmal,
Der Hirtenbub ist doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir solches angethan,
Das klag ich an.

Ihr Brüder alle drei,
Was ich euch bitt', erschießt mich gleich,
Verschont mein junges Leben nicht,
Schießt zu, auf daß das Blut raus spritzt,
Das bitt ich euch.

O Himmelskönig, Herr,
Nimm du meine arme Seele dahin,
Nimm sie zu dir in den Himmel ein,
Laß sie ewig bei dir sein,
Und vergiß nicht mein.*

Dieses Gedicht ist noch schöner durch das, was es errathen läßt, als durch das, was es ausspricht. Wie ergreifend sind die letzten Worte des zum Tode Verurtheilten. Der arme Alpensohn macht sich nicht klar, welche Macht ihn fortreißt, aber er gehorcht ihr blind. Als er das Horn hört, meint er die Berge und Matten der Heimath zu sehen,

* Deutsches Liederlexikon von A. Härtel, 763.

vergißt Alles und will zu ihnen hin. Und wie resignirt ist er nachher. Er klagt nicht, lehnt sich nicht auf gegen den Spruch, das Alphorn allein hat das ganze Unglück angerichtet. Schwerlich hat je ein Dichter die zauberhafte Gewalt der Heimath auf ein ungekünsteltes Gemüth so gut wiederzugeben vermocht. Gegenüber dem Soldaten wider Willen, dessen Gestalt das Volkslied häufig zeigt, sehen wir den Soldaten, der mit vollem Herzen bei seinem Beruf ist. Jener ist schwermüthig, träumerisch, dieser von einer ausgelassenen Heiterkeit und Leichtlebigkeit, allen Wechselfällen des Lebens zum Trotz. Fest und undurchdringlich wie ein eiserner Panzer ist der Husarenglaube:

Es ist nichts lust'ger auf der Welt
Und auch nichts so geschwind,
Als wir Husaren in dem Feld,
Wenn wir bei Schlachten sind.

Wenn's blitzt und kracht dem Donner gleich,
Wir schießen rosenroth,
Wenn's Blut uns in die Augen läuft,
Sind wir curaschivoll.

Da heißt's: Husaren insgemein
Schlagt die Pistolen an,
Greift durch den Säbel in der Hand,
Haut durch den nächsten Mann.

Wenn ihr das Fransche nicht versteht,
So macht es euch bequem,
Das Reden ihm sogleich vergeht,
Wir ihr den Kopf abmähn.

Und wenn auch schon mein Kamerad
Muß bleiben in dem Streit,
Husaren fragen nichts darnach,
Sind all' dazu bereit.

Der Leib verweset in der Gruft,
Der Ruhm bleibt in der Welt,
Die Seele schwingt sich durch die Luft
In's blaue Himmelszelt.

Unter dem Zelt zu leben, Nachts am Feuer zu liegen, sich alle Tage mit dem Feinde zu schlagen, weder Geschwister, noch Frau und Kind, nur ein paar Kameraden zu haben, das ist sein Glück. Wenn er einen Gott hat, so ist es die Ehre.

Wenn ein Soldat im Feld
Seinem Herrn dienet treu,
Hat er auch nicht viel Geld,
Hat er doch Ehr' dabei. *

Er lacht über Alles und selbst den Tod seiner Kameraden beweint er nicht, ebenso wenig wie er von ihnen beweint werden will.

Wenn ich gestorben bin,
So thut man mich begraben
Mit Trommel und mit Pfeifenspiel,
Wie es Soldaten haben.
Drei Schüss' thut man in's Grab
Ueber meinen Leib dahin
Und sagt, daß ich ein lustiger
Soldat gewesen bin.
Trallallerallalla! **

Wenn er ein Liebchen hat, muß es leichtlebig sein wie er, es muß Pferdegewieher, Trompetenschall und wallende Federbüsche lieben. Von ihrem Fenster aus sieht sie ihn in den Kampf ziehen, ist stolz auf ihn, winkt ihm mit dem Tuch, wirft ihm noch eine Kußhand oder einen Strauß zu

* Simrock, 461.

** Simrock, 475.

und er grüßt mit dem Hut. Doch oft nehmen diese schnell geknüpften und gelösten Verhältnisse ein trauriges Ende:

Des Morgens zwischen drei'n und vieren,
Da müssen wir Soldaten marschiren
Das Gäßlein auf und ab.
Tralali, Tralalei, Tralala
„Mein Schätzel, ach komm herab."

„Zu dir kann ich nicht kommen,
Es gehn viel falsche Zungen,
Die abschneiden meine Ehr',
Tralali, Tralalei, Tralala,
Und haben selbst keine mehr."

„Hab ich kein' Abschied genommen,
So muß ich wiederkommen,
Lebendig oder todt,
Tralali, Tralalei, Tralala,
Küß ich dein Mündlein roth.

Die Schlacht ist blutig, er wird schwer verwundet und bittet:

„Ach Bruder, jetzt bin ich geschossen,
Die Kugel hat mich getroffen,
Bring mich zur Stadt geschwind,
Tralali, Tralalei, Tralala,
Daß mich mein Schatz verbind'."

„Ach Bruder, ich kann dich nicht tragen,
Die Feinde haben uns geschlagen,
Helf dir der liebe Gott:
Tralali, Tralalei, Tralala,
Ich muß marschiren in den Tod.

Die Feind' haben uns umrungen,
Es laufen viel feu'rige Zungen
Das Gäßlein auf und ab;
Tralali, Tralalei, Tralala,
Sie schneiden den Weg mir ab."

Das Lager brennt, Niemand kümmert sich um den Verwundeten, der endlich stirbt. Doch mit dem Morgengrauen erhebt sich der Todte und trommelt.

Er schlägt die Trommel auf und nieder,
Er wecket seine stillen Brüder,
Sie schlagen ihren Feind,
Tralali, Tralalei, Tralala,
Ein Schrecken schlägt den Feind.

Er schlägt die Trommel auf und nieder,
Sie sind vor'm Nachtquartier schon wieder,
In's Gäßlein hell hinaus,
Tralali, Tralalei, Tralala,
Sie ziehn vor Schätzels Haus.

„Eine Kugel hat dich getroffen,
Meine Arme stehen dir offen,
Meinen Arm ich um dich wind,
Tralali, Tralalei, Tralala,
Der Tod uns so verbind."

Das Liedlein hat gesungen
Ein Tambour auf der Stell,
Tralali, Tralalei, Tralala,
Er war ein Kampfgesell.*

Dieser junge Tambour stirbt jung, aber nicht selten wird der Soldat in seinem rauhen Handwerk alt. Dann verfinstert sich sein Gemüth. Wenn der Bart zu ergrauen beginnt, die Gefährten fortgezogen sind oder unter dem grünen Rasen ruhen, verbittert sich sein Herz und seine Heiterkeit flackert nur manchmal wie ein Irrlicht auf einem Kirchhofe auf. Er denkt daran, daß er auch einst einen eigenen Herd gehabt.

* Wunderhorn I. S. 84. Zedlitz hat später diesen Gedanken in seiner „Nächtlichen Heerschau" wieder aufgenommen.

Es kam ein Soldat aus dem Krieg,
Hurrah!
Zerrissen, zerlumpt und auch noch mehr:
„Mein Herr Soldat, wo kommen sie her?“
Hurrah!

Er geht in ein Wirthshaus und giebt seinen grauen Mantel hin, um sein Bier zu bezahlen. Die Wirthin fängt an zu weinen.

„Frau Wirthin, warum weinet sie?
Hurrah!
Weint sie vielleicht wohl um das Bier
Und meint, sie kriegt kein Geld dafür?“
Hurrah!

„Wohl um das Bier da wein' ich nicht,
Hurrah!
Ich hatt' einen Mann, der ist im Krieg;
Ich glaub', ihr seid es ganz gewiß.“
Hurrah!

„Wo kommen denn all' die Kinder her?
Hurrah!
Zwei Kinder hinterließ ich dir,
Jetzt aber seh ich, hast du vier.“
Hurrah!

„Ein falscher Brief, der mich betrog,
Hurrah!
Zeigt mir dein Leichenbegängniß an,
Da nahm ich einen andern Mann.
Hurrah!

„So wollen wir die Kinder theilen,
Hurrah!
Das ält'ste nehm ich hin zu mir,
Die andern drei behalt du Dir.
Hurrah!

Dem König ist Krieg jetzt angesagt.
Hurrah!
Zu Hamburg laß ich mich schiffen ein:
Ade mein' Frau und Kindelein."
Hurrah!*

Und mit einem Schrei, der weit in die Nacht hinein erschallt und bei dem der Knabe erbebt, nimmt ihn der alte Soldat fort und zieht ihn mit sich in sein dunkles Geschick. So endet das abenteuernde Soldatenleben, das heiter beginnt wie ein Siegesmarsch mit Trommeln und Kanonendonner und dumpf traurig wie ein Begräbniß abschließt. Dieser Soldat hat kein Vaterland, keine Familie, keine Religion; er lebt nur im Augenblick, kennt kein anderes Verlangen, als das nach ununterbrochener Aufregung, übt keine andere Tugend, als Todesverachtung, und läßt sich von den Wechselfällen des Krieges durch die Welt treiben, wie ein entmastetes Schiff auf dem Ocean. Aber er ist ein Mann, er setzt seine ganze Energie ein, beugt sich vor Keinem, und stirbt ohne ein Wort der Klage. Es fehlt ihm nur eine große Idee, eine große Sache, für die er sich begeistern könnte, und er wäre ein Held.

Neben diesen kühnen Glücksrittern sehen wir noch viele armen Abenteurer, von denen die meisten unschädliche, wenn auch mißachtete Gewerbe betreiben und selbst die ärmsten verstehen ihr Elend durch ein Lied zu versüßen. Da ist der Zigeuner, der wahrsagen kann, der Wundermann, der Thiere tanzen läßt, und der Spielmann, der den Dorfleuten aufgeigt. Und was besingen diese armen Teufel, die weder ein Vaterland oder eine Familie, noch eine Geschichte besitzen? Sie haben keine Vorfahren, deren Thaten sie besingen können, keinen Antheil an der Erde, und die Gesellschaft kehrt ihnen den Rücken. Aber der göttliche Geist, der in der Natur

* Simrock, S. 475.

und in den Tiefen der Menschheit wirkt, kommt auch zuweilen über diese verstoßenen Kinder und enthüllt sich ihnen in Lichtblitzen. Ein jeder von ihnen weiß seinem eigenen Gemüth und seinem armen Gewerbe einen Funken von Freude und Poesie zu entlocken, der sein dunkles Leben erhellt. Der Zigeuner findet ihn in seiner prophetischen Gabe, der Wundermann in der geheimnißvollen Macht über Menschen und Thiere, der Spielmann in der geliebten Geige. So verachtet sie sind, so groß ist dennoch ihre Macht über die Seelen. Sie wissen zu bethören, zu rühren und zu trösten, und das tröstet sie selbst. Die Zigeuner werden gehaßt, verfolgt und eingesperrt, man hält sie für Zauberer, die Unheil herabbeschwören können und läßt sie es oft mit dem Tode büßen. Aber das Volk ergreift Partei für sie in seinen Balladen.

Zigeuner sieben von Reitern gebracht,
Gerichtet, verurtheilt in einer Nacht,
Sie klagen um ihre Unschuld laut,
Ein Jud' hätt' ihnen den Kelch vertraut.

Die Rathsherren sprechen das Leben leicht ab,
Sie brachen dem sechsten schon den Stab,
Der siebent', ihr König, sprach mit Ruh:
„Ich hör' wohl in Lüften den Vögeln zu!

Ihr sollt mir nicht sengen ein Härlein vom Kleid,
Bald krähet der rothe Hahn so weit!"
Da bricht die Flamme wohl über, wohl aus,
Aus allen vier Ecken der Stadt so kraus.

Der rothe Hahn auf die Spitze gesteckt,
Er krähet wie jener, der Petrum erweckt.
Die Herren erwachen aus Sündenschlaf,
Gedenket der Unschuld, der harten Straf.

Die Herren, sie sprechen zum Manne mit Flehn,
Er möge besprechen das feurige Wehn,
Er möge halten den feurigen Wind,
Sein Leben sie wollten ihm schenken geschwind.

Den Todesstab da entreißt er gleich,
Den Herren damit giebt er Backenstreich;
Er ruft: „Was gießet ihr schuldloses Blut?
Wie wollet ihr löschen die höllische Gluth?

Das Kindlein vom Stahle die Funken gern zieht,
Der Fromme im Steine das Feuer wohl sieht,
Was spielt ihr mit Dingen, die schneidig und spitz,
Der rothe Hahn wohl unter euch sitzt."

Jetzt spricht er: „Willkommen, du feuriger Gast,
Nicht greife weiter, als was du hast,
Das sag ich dir Feuer, zu deiner Buß,
Im Namen Christi, des Blut hier auch floß.

Ich sage dir Feuer, bei Gottes Kraft,
Die alles thut und alles schafft,
Du wollest also stille stehn,
Wie Christus wollt im Jordan stehn.

Ich sage dir Feuer, behalt dein Flamm,
Wie einst Maria, die heilige Dam,
Hielt Jungfrauschaft so keusch und rein,
So stelle Flamm deine Reinigung ein."

Da flog der rothe Hahn hinweg,
Da nahm der Wind einen anderen Weg,
Das Feuer sank in sich zusamm,
Der Wundermann ging fort durch die Flamm.*

* Wunderhorn, Th. I.

So verwandelt die Volkspoesie den verfolgten Zigeuner in den Rächer der Unschuld, den Wiederhersteller der Gerechtigkeit gegen ungerechte Richter. Anders rächt sich der Rattenfänger, ein zweiter Wundermann, für den Geiz der Bürger:

Wer ist der bunte Mann im Bilde?
Er führet Böses wohl im Schilde,
Er pfeift so wild und so bedacht;
Ich hätt' mein Kind ihm nicht gebracht!

In Hameln fochten Mäus und Ratzen
Bei hellem Tage mit den Katzen,
Es war viel Noth, der Rath bedacht,
Wie andre Kunst zu weg gebracht.

Da fand sich ein der Wundermann,
Mit bunten Kleidern angethan,
Pfiff Ratz und Mäus zusamm' ohn' Zahl,
Ersäuft sie in der Weser all.

Der Rath will ihm dafür nicht geben,
Was ihm ward zugesagt so eben,
Sie meinten, das ging gar zu leicht
Und wär wohl gar ein Teufelsstreich.

Wie hart er auch den Rath besprochen,
Sie dräuten seinem bösen Pochen,
Er konnt zuletzt vor der Gemein
Nur auf dem Dorfe sicher sein.

Die Stadt, von solcher Noth befreiet,
Im großen Dankfest sich erfreuet,
Im Betstuhl saßen alle Leut,
Es läuten alle Glocken weit.

Die Kinder spielten in den Gassen,
Der Wundermann durchzog die Straßen,
Er kam und pfiff zusamm' geschwind
Wohl auf ein hundert schöne Kind.

Der Hirt sah sie zur Weser gehen,
Und keiner hat sie je gesehen,
Verloren sind sie an dem Tag
Zu ihrer Aeltern Weh und Klag.*

Ist das nicht ein Bild des geheimnißvollen Dranges, der von jeher den Deutschen in die Ferne zieht, um hinter den Bergen ein neues Kanaan zu suchen? Wie viele Enttäuschungen hat ihm schon diese trügerische Hoffnung bereitet, wie oft sehnt er sich schmerzlich nach der verlorenen Heimath zurück. Aber er muß seine Bestimmung erfüllen und diese Wanderlust ist eine historische Macht, die ihn über den ganzen Erdball ausbreitet. Auch das Heimweh, das ihm bleibt, wirkt segensreich, denn es hilft ihm, das Vaterland nicht zu vergessen, seine Sitten und Gebräuche treu zu bewahren und sich in der Fremde ein neues nach dem Muster des alten zu gründen.

Um die Menge zu bethören und sein Brod zu verdienen, kommt dem Zigeuner der Glauben an seine übernatürlichen Künste zu statten; der Spielmann dagegen hat nichts als seine Laute. Er ist nicht wie der Troubadour der Gast von Fürsten und Edelherren, sondern muß auf den Straßen spielen und oft unter freiem Himmel schlafen. Aber das Volk will ihm wohl, denn er singt ihm seine alten, lieben Lieder. Reich ist und wird er nie, doch wenn er von Königsschlössern singt, bildet er sich selbst ein, in goldenen Hallen zu weilen. Legt er sich in einer Scheune nieder, so träumt er von Rosengärten, in denen edle Fräulein und stolze Sänger einhergehen. Wenn ihn Alles verläßt, bleibt ihm die Geige, die treuste Gefährtin und Vertraute, die er zärtlich liebt und der er Wunderthaten zuschreibt:

* Wunderhorn, Th. I.

Als ich ein kleiner Knabe war,
Da lag ich in der Wiegen,
Als ich ein wenig größer war,
Ging ich auf freier Straßen.

Da begegnet mir des Königs Töchterlein,
Ging auch auf freier Straßen.
Komm herein, komm herein, kleiner Spielmannssohn,
Spiel mir eine kleine Weise!

Es währte kaum eine Viertelstund',
Der König kam gegangen:
Du Schelm, du Dieb, kleiner Spielmannssohn!
Was thust du bei meiner Tochter?
In Frankreich ist ein Galgen gebaut,
Da sollst du Schelm dran hangen.

Es währte kaum drei Tage lang,
Die Leiter mußt ich steigen.
Ach gebt mir meine Geige her,
Ich will ein wenig drauf streichen.

Ich strich wohl hin, ich strich wohl her,
Ich strich auf allen vier Saiten,
Ich spielt einen hübschen Todtengesang;
Der König fing an zu weinen.

Komm herunter, komm herunter, kleiner Spielmannssohn,
Meine Tochter soll dir werden.
In Oestreich ist ein Schloß gebaut,
Da sollst du König werden.*

Das ist ein Anklang an die schönen Zeiten der Troubadours, ein goldener, kindlicher Traum eines liebenden Spielmanns, der aber vortrefflich den Zauber der Musik schildert.

* Deutsche Lieder in Volkes Herz und Mund. Herausgegeben von Albert Träger. Berlin 1864.

Auf seinen Wanderzügen findet der Spielmann Begleiter; vor Allem einen, der sich ihm gern zugesellt, um spielen und singen zu lernen, das ist der fahrende Schüler, die Krone der Bettler und Landstreicher im sechszehnten Jahrhundert. Aus der Selbstbiographie des Thomas Platter, eines Bauernsohnes aus dem Wallis, wissen wir, was für ein abenteuerndes Leben die damaligen Studenten führten. Als Kind hütete er das Vieh oben auf den Hochalpen; die Ziegen, die auf die Felsen kletterten, die Adler, die drohend über seinem Haupte schwebten, waren seine einzigen Gefährten. Später giebt die Mutter ihn zu einem Pfarrer, der ihn mit Stockschlägen traktirt; und in einer Winternacht entflieht er mit einem Freunde, um Student zu werden, in der erstarrten Hand ein Goldstück, sein ganzes Vermögen. Bettelnd und stehlend zieht er von Ort zu Ort, bis er eine Universitätsstadt erreicht, auf der er kaum lesen lernt; aber er vermag seinen Unterhalt nicht zu erwerben und führt sein irrendes Leben weiter. Halb verhungert wird er Wildschütz, später Diener und so geht es fort, bis er nach Jahren einen guten Herrn findet, der ihn lateinisch lehrt, so daß der Hirtenjunge als Professor in Basel endigt. Glücklich, wer dies Ziel erreicht, doch das gelingt nur den Wenigsten. Wie viele verkamen im Elend oder fanden auf der Landstraße den Tod. Aber trotzdem hatte dies Leben auch sonnige Stunden. Manchmal findet ein reicher Bürger Wohlgefallen an dem Schüler, manchmal gewinnt er im Spiel oder es fällt ihm eine Erbschaft zu; dann geht er stolz im Sammetwamms und Federbarett durch die Straßen und weiß, wie sehr er den Bürgertöchtern in die Augen sticht, welche die strenge Sitte im Hause zurückhält. Vornehmlich aus ihrem Munde lernen wir den Studenten kennen, in den sie verliebt sind und von dem sie also singen:

Ach wenn sie kommen spazieren daher,
Leuchten sie wie der Morgenstern!
Wem thun sie nicht gefallen?
Wem ist nicht lieb ihr Lautenschlan,
Wann sie daher modieren gan
Mit Saitenspiel und Schalle? *

Das Lied mag einem der bewunderten Studenten zu Ohren gekommen sein und in der Silvesternacht stellt er sich unter das Fenster der Schönen und antwortet mit einem Ständchen, in dem der Volkston sich anmuthig mit den glänzenden Formen der alten Ritterpoesie vermählt. Am nächsten Morgen singt sie froh und siegesgewiß:

Nun laßt uns frisch und fröhlich sein!
Sprach sich ein feines Jungfräulein,
Zu diesem neuen Jahre!
Weiß mir ein' Studenten, ist hübsch und fein,
Er mag wohl frisch und fröhlich sein,
Mit ihm will ich von hinnen!

Einen Studenten muß ich han,
Und sollt es Leib und Leben g'stan,
Mit ihm zeuch ich von hinnen,
Mit ihm zeuch ich über d' Heiden breit,
Und wär es Vater und Mutter leid:
Einen Studenten muß ich haben.**

Das Lied spricht sehr zuversichtlich, aber der Student ist eben so schnell im Vergessen wie im Erobern; er macht Dreien auf einmal den Hof und schlägt sie sich alle aus dem Sinn, wenn er mit fröhlichen Zechern beim Wein sitzt. Umsonst fordern ihn die Andern auf, sein Liebesglück zu

* Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts. Hoffmann von Fallersleben S. 71.

** Ebendaselbst Th. II. S. 63.

singen, er will nur noch Bacchus auf deutsch und lateinisch preisen, von dessen Kultus ihm Manches zu Ohren gekommen ist:

Und frisch getrunken wieder;
Levate sursum pocula!
Wir Bursche singen Lieder,
In sempiterna gloria.*

Der ehrlichste, ordentlichste und glücklichste dieser herumziehenden Abenteurer ist der reisende Handwerksbursch, der Gesell. Wie die Andern, will er auch sein Glück machen und verachtet die Freude nicht, aber sein Leben ist auf Arbeit gegründet und das verleiht seinem Wesen ein Gepräge von Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit. Die Andern sind Spielbälle des Schicksals, heute haben sie Ueberfluß, morgen müssen sie fasten. Aber der brave Schmied schwingt den Hammer, der Zimmermann das Beil, das giebt ihnen Vertrauen auf die Zukunft, denn sie wissen, daß sie das Glück in ihrer starken Hand halten.

Die Jugend des Handwerkers ist frei von allen Abenteuerlichkeiten. Mit funfzehn Jahren muß er Lehrbursche werden und unermüdlich arbeiten. Die Werkstatt des Meisters, die alten Giebelhäuser der Vaterstadt, die hundertjährige Linde, unter der man an Festtagen tanzt, die alte Kirche, in der er Sonntags geht und in den feierlich ernsten Gemeindegesang mit einstimmt, das ist Alles, was er von der Welt kennt. Wird er Geselle, so drängt es ihn, die Welt zu sehen, nur unwillig fügt er sich noch dem Regiment des Meisters und besonders im Frühling regt sich die Wanderlust unbezwinglich in den jungen Gemüthern. Sie nehmen den Knotenstock zur Hand, treten trutzig an den Tisch und sagen: „Holla, Herr Meister, die Rechnung

* Hoffmann von Fallersleben, Th. I. S. 288.

gemacht; denn es wird Zeit zu reisen.“ Haben sie dem Städtchen den Rücken gewendet, kehren sie in der ersten Herberge ein, sehen nach den fernen, sonnenbeleuchteten Bergen und singen fröhlich:

Frisch auf, ihr Bursche, wandert mit,
Holt Bündel und Felleisen,
Ich thu den allerersten Schritt,
Von hinnen wegzureisen.
Nun folgt mir auch mit frischem Muth,
Versucht, wie sich so köstlich gut
Das fremde Brod läßt speisen.

Des Frühlings Sonne lacht uns an
So schön, als man begehret,
Sie hat uns zur beliebten Bahn
Die Blumentrift gewähret.
Der blaue Himmel spielt mit drein
Und hat sich von dem trüben Schein
Der Wolken aufgekläret.

Bald gehen wir mit Lust vorbei
Wo sanfte Büsche rauschen,
Bald können wir von Sorgen frei
In kühlem Schatten lauschen.
Bald hören wir die Nachtigall
Mit ihrem süßen Widerhall
Im stillen Walde zauschen.

Wir sehn uns auf der Wanderschaft
Um in berühmten Städten,
Es dienet daselbst unsre Kraft
Den theuern Majestäten.
Wir brauchen unser Schwert mit Lust,
Das allezeit gewöhnet ist,
Die Feinde zu ertödten.

Drum hört, ihr Brüder, wandert mit,
Holt Bündel und Felleisen!

Doch eh' wir durch am letzten Schritt
Der Stadt den Rücken weisen,
So schenk' von Bier und blankem Wein
Fein große volle Gläser ein,
Drauf laßt uns fröhlich reisen.

Die Stunde der Freiheit hat für den braven Gesellen geschlagen und die weite Welt steht ihm jetzt offen. Nun sieht er vieler Herren Länder, fährt pfeifend und singend auf manchem Marktschiff den Fluß stromab, versucht es bald mit dem, bald mit jenem Meister, macht nach allen Regeln des Herkommens einem frischen Bürgermädchen den Hof, wird in ihrer Gunst durch einen reichen Krämersohn ausgestochen, tanzt unter den alten Dorflinden und manches Bauermädchen wirft ihm ermunternde Blicke zu, aber er wagt dennoch nicht, ihr einen Kuß zu geben. Denn er ist nicht einer von Denen, die Frauen im Sturm zu erobern verstehen. Er hat nicht das verlockende Horn des Jägers, die goldene Kette des Ritters oder die einschmeichelnde Laute des fahrenden Schülers, nichts als sein offenes Gesicht, die wohltönende Stimme und das leichtbewegte Herz, und damit erreicht man nicht schnelle Erfolge. Doch darum verliert er weder seine gute Laune, noch sein Selbstvertrauen und arbeitet unverdrossen weiter. Auch erzählen die alten Balladen, die darüber besser als wir unterrichtet sind, daß das Glück, das er nicht zu ertrotzen wagt, ihm ungesucht im Schlaf zu Theil wird. Und wenn er glücklich ist, ist er es nicht halb, denn sie, die ihm ihre Liebe anträgt, ist nicht eine Bäuerin oder ein Ritterfräulein, sondern die Frau des Markgrafen selbst.

Es war einmal ein Zimmergesell,
War gar ein frisch, jung Blut,
Er baut dem jungen Markgrafen ein Haus,
Sechshundert Schauläden hinaus.

Und als das Haus gebauet war
Legt' er sich nieder und schlief,
Da kam des jungen Markgrafen sein Weib,
Zum zweiten und dritten Mal rief:

„Steh' auf, steh' auf, gut Zimmergesell,
Denn es ist an der Stund.
Hast du so wohl ja gebauet das Haus,
So küß mich an meinen Mund.“

Das läßt sich der Zimmergesell nicht zweimal sagen, aber sie werden von einer alten Kammerfrau belauscht, die es dem Markgrafen hinterbringt.

„Und hat er geküßt meine schöne Frau,
Des Todes muß er mir sein,
Einen Galgen soll er sich selber bau'n
Zu Schafhausen draus am Rhein.

Und als der Galgen gebauet war
Sechshundert Schauläden hinaus,
Von lauter Silber und Edelstein
Steckt er darauf ein'n Strauß.

Als die Markgräfin das hört, läßt sie ihr Pferd satteln und reitet hinaus zum Galgen, dessen Leiter eben der junge Zimmergesell betritt und ohne Zögern wendet sie sich an das Volk.

„Ihr Herrn, und käm' die Frau Markgräfin
Vor euer Bettchen zu stahn,
Würdet ihr sie halsen und küssen,
Oder würdet sie lassen gahn?

Wollet ihr sie halsen und küssen
Und wollet sie freundlich umfahn,
So hat auch der jung frische Zimmergesell
So Arges nicht gethan.“

Da sprach der Markgraf selber wohl:
„Wir wollen ihn leben lan;
Ist Keiner doch unter uns allen hier,
Der dies nicht hätte gethan."

Was zog er aus der Taschen?
Wohl hundert Goldkronen so roth:
„Geh' mir, geh' mir aus dem Land hinaus,
Du findest wohl überall Brot."

Und als er hinaus gezogen war,
Da ging er über die Haid,
Da steht wohl des jungen Markgrafen sein Weib
In ihrem schneeweißen Kleid.

Was zog sie aus ihrer Taschen gar schnell?
Viel hundert Dukaten von Gold:
Nimm's hin, du schöner, du feiner Gesell,
Nimm's hin zu deinem Sold.

Und wenn der Wein zu sauer ist,
So trinke du Malvasier,
Und wenn mein Mündlein dir süßer ist,
So komm nur wieder zu mir.

Wie frisch und frei die einfache Erzählung klingt! Nur der Volkspoesie ist diese prophetische Kühnheit eigen; denn was sie hier besingt, ist mehr noch, als der Sieg der Natur über die Schranken der Gesellschaft: es ist der Adel der Arbeit, der durch die Umarmung der Markgräfin und des armen Handwerkers besiegelt wird. Die stolze Haltung des frischen Zimmergesellen entzückt die junge Markgräfin; er sieht so schön aus, wenn er mit dem Beil die Eichenstämme behaut, fühlt sich frei und glücklich, wie ein Ritter, während er das Haus aufrichtet, und schläft wie ein Gerechter, da es fertig ist. Nicht er erhebt seine Augen zu der hochgebornen Dame, sondern sie, in aller Jugend und Schönheit, kommt bittend zu ihm. Zum Tode verurtheilt verliert er den Froh-

sinn nicht, baut singend seinen eignen Galgen und schmückt ihn mit einem Strauß. Sieht das nicht aus wie eine Herausforderung, scheint er nicht damit zum Markgrafen zu sagen: Wie du, habe ich auch meine adeligen Abzeichen, mein Beil ist so viel werth wie dein Schwert, mein Strauß wie dein Wappen. Wie du, bin ich jung und muthig, und um meiner Jugend willen hat mich deine Gemahlin eine Stunde lang geliebt, um meines Muthes willen wird sie mich ihr ganzes Leben über lieben. Hänge mich oder begnadige mich, meinen Frohsinn und ihre Liebe kannst du mir nicht rauben.

Die Volkslieder haben uns die bedeutendsten Gestalten der Abenteurer des sechszehnten Jahrhunderts vorgeführt; sie alle besitzen jenes Selbstvertrauen, jene Sorglosigkeit und wolkenlose Heiterkeit, die an und für sich Tugenden sind. Noch ist die Kraft dieser ursprünglichen und gelegentlich wilden Naturen nicht durch die moderne Staatenbildung, die verwickelte Verwaltung, die Industrie und Polizei, das stehende Heer und die engen Schranken einer vielfach getheilten Gesellschaft eingezwängt oder gebrochen. Es wäre sehr ungerecht, von ihnen feinere Manieren, ein strengeres Sittengesetz und eine höhere Auffassung des Menschenschicksals zu verlangen. Im Guten wie im Bösen zeigen sie die ungeschminkte und ungezügelte Natur, und ihre Schönheit und Bedeutung besteht darin, echte deutsche Charaktere zu sein.

Ehe wir von diesen fröhlichen Gesellen Abschied nehmen, deren Lieder uns heute noch eine Quelle der Erfrischung und unerschöpflicher Heiterkeit bieten, möchte ich an einen großen und ernsten Abenteurer erinnern, einen Zeitgenossen, der sich mit den tiefsten Gedanken beschäftigte, darum aber nicht weniger heiter als sie zu singen verstand, und wie sie lebte und litt: mit einem Wort an Ulrich von Hutten. Nicht von seinem eigenen Glück träumte dieser edle Ritter, wie es so viele Andere thaten. Denn von seinem eigenen Schicksal

hatten sich seine Augen auf das seines Volkes gerichtet, welches von ungeheuren politischen, socialen und religiösen Ideen bewegt wurde. Er stellte sich die heldenmüthige Aufgabe, sein Vaterland zu befreien, und erlag in diesem Kampfe: den Degen an der Seite, die Feder in der Hand und das Herz unbesiegt. Mochten die Landsknechte und Handwerker ihre Liebesabenteuer und Scharmützel besingen, er sang allein und unbeirrt seine großen Hoffnungen und schmerzlichen Niederlagen im Kampf um die Freiheit. Darum schließen wir die Reihe der Abenteurer mit diesem Ritter, welcher sein Leben an das große Unternehmen wagte: Gerechtigkeit und Freiheit zu erkämpfen.

Ulrich von Hutten, der Sohn eines fränkischen Ritters, wurde 1488 geboren. Sein Vater, der ihn für den geistlichen Stand bestimmte, ahnte nicht, daß der Sohn einst nächst Luther der gefährlichste Feind der Pfaffen sein würde. Sehr jung verließ er das väterliche Schloß und trat in das Kloster zu Fulda ein, vertauschte aber nur ein Gefängniß mit dem andern. Das Kloster sagte dem jungen nach Leben und Wissen durstenden Manne wenig zu, die scholastischen Spitzfindigkeiten und die Strenge der Disziplin brachten ihn zur Verzweiflung; mit sechszehn Jahren entfloh er, legte für immer das Priesterkleid ab und wurde Student. Dieser erste Akt der Unabhängigkeit gab seinem ganzen Leben die Richtung. Mit dem Vater war er zerfallen und ganz auf sich allein angewiesen. Verfolgungen, Elend, sogar der Hunger und ein unstät herumirrendes Leben wartete seiner; aber er zog es dem müßigen Wohlleben im väterlichen Hause oder dem üppigen Mönchsleben vor. Er wollte die Welt kennen lernen, sich in ihr auszeichnen, und Denen, die ihm ein friedliches Leben anpriesen, antwortete er: „Ich wohne nirgend lieber als überall, meine Heimath ist allerorten.“ *

* Ulrich von Hutten, von D. F. Strauß, S. 58.

Dann studirte er in Erfurt, Köln, Frankfurt, später in Italien in Pavia und Bologna, und ihm war kein leichtes Leben beschieden. Wenn seine Mittel zu Ende waren, mußte er manchmal um Brod oder um ein Nachtlager bei einem Bauern betteln. In Pavia wird er von französischen Soldaten in seinem Hause belagert, später von Schweizern ausgeplündert und gefangen gesetzt. Aber allen Schicksalstücken zum Trotz verfolgt er sein Ziel, studirt die Welt, lernt lateinisch und griechisch und schließt sich den Humanisten an. Die Humanisten bildeten eine Art Freimaurerbund in Frankreich, Deutschland und Italien, sie bekannten offen ihre Verehrung für das klassische Alterthum und strebten, seine Wissenschaft neu zu beleben. Doch das Band, das sie unbewußt noch weit fester verknüpfte, war ihre Unabhängigkeit von der bestehenden Kirche, und der geheime Wunsch, das antike Ideal an die Stelle des christlichen, den Bürger an die Stelle des Laien, den Menschen an die des Gläubigen zu setzen, mit einem Wort, der Natur und Vernunft die Rechte zurückzugeben, welche ihr das Christenthum des Mittelalters entzogen hatte. Hutten faßte diese Gedanken feurig auf. Er machte die Bekanntschaft des Erasmus, den er hoch schätzte; Crotus, Eoban Hesse, Mutianus Rufus wurden ihm nah befreundet. Unter einer Laube beim Kruge Wein verbrachten die jungen Humanisten ganze Nächte in tiefen Gesprächen über die Zukunft der Wissenschaft. Verse von Horaz und Virgil, zahllose improvisirte Distichen würzten die Unterhaltung. Die Becher mit Laub, die Häupter mit Rosen bekränzt, so tranken sie auf das Wohl der heiteren, ewig jungen Dichter des Alterthums. Hutten war die feurigste, ernsteste und kühnste Natur von Allen und der zwanzigjährige Jüngling träumte schon von ganz anderen Dingen als von der lateinischen Dichtkunst und der Zeit des Cicero. Er wollte die ritterliche Tapferkeit der Wissenschaft und Freiheit dienstbar machen. „Unsere Vorfahren,“

sagte er zu seinen Gefährten, „waren große Krieges-helden, aber sie vermochten nicht, ihre Thaten auf die Nach-welt zu bringen. Wir können schreiben, aber nicht mehr kämpfen."

Hutten's ganzes Wesen strebte sich in Thaten zu be-weisen, und es fehlte ihm nicht an Gelegenheiten, offen für seinen lebendigen Glauben einzutreten. Als der gelehrte und treffliche Reuchlin von dem Großinquisitor von Köln der Ketzerei angeklagt wurde, weil er die Bücher der Juden vom Scheiterhaufen gerettet hatte, ergriff Hutten offen Partei für ihn. Denn mit schnellem Blick erkannte er, daß Reuch-lin's Sache die der Humanisten war, die der Wissenschaft und der Freiheit gegen die drohende Tyrannei der Geistlich-keit. Schon vorher siegesgewiß schrieb er den Triumph Reuchlin's. Bereits in dieser Schrift entfesselt sich der Sturm von Leidenschaft und die hinreißende Beredtsamkeit, welche in ihrem Zorn jedes Hinderniß aus dem Wege schleudert. Groß war der Unwille der Kölner Klerisei, aber alle unabhängigen Männer traten auf Reuchlin's Seite. Mit dieser Schrift stellte sich Hutten als unversöhnlicher Feind der Geistlichkeit hin und sie suchte ihn seitdem zu ver-derben, während der humanistische Ritter seinerseits schwor, sie bis zum letzten Athemzuge zu bekämpfen. Als er später seinen Todfeind, den Großinquisitor Hochstraten, den An-stifter jener Intrigue, in der Nähe von Köln traf, ließ er ihn von seinen Reisigen greifen. „Endlich," schrie er ihn an und zog den Degen, „endlich fällst du in die rechten Hände, du Scheusal! Welchen Tod soll ich dir nun anthun, du Feind aller Guten und Widersacher der Wahrheit." Doch bald, wie er den Elenden um Pardon bittend vor sich auf den Knien sah, faßte er sich und: „Nein," rief er, indem er sein Schwert wieder in die Scheide stieß, „nein, mein Degen soll sich mit so schlechtem Blute nicht besudeln; das aber wisse, daß viele andere Schwerter auf deine Kehle

zielen und dein Untergang eine ausgemachte Sache ist." * Der Zug ist bezeichnend für Hutten, seinen ungestümen aber immer ritterlichen Charakter.

Bald stand in Deutschland ein gefährlicherer Feind als Reuchlin gegen die Kirche auf: das war Luther; und wie Lichtstrahlen wirkten seine Worte und Thaten auf Hutten. Als ein unbekannter Mönch im Namen seines Gewissens gegen die Mißbräuche der Kirche protestirte, weder den Schmeicheleien noch Drohungen nachgab, mit heiterer Stirn dem Scheiterhaufen trotzte, da erkannte Hutten die Rettung Deutschlands im gänzlichen Bruch mit Rom, und in der Abschaffung der katholischen Priesterherrschaft die Befreiung seines Vaterlandes. Von dem Augenblick an tritt er aus dem Kreise der Humanisten auf die Seite der Reformation. Aber der ungestüme Ritter wich von dem klugen Mönch von Wittenberg darin ab, daß er an die Nothwendigkeit eines Kampfes mit bewaffneter Hand gegen die Geistlichkeit glaubt, gegen alle Bedrücker, mochten sie nun Fürsten, Bischöfe oder Kaiser heißen. Darum träumte er für einen Bund der Bauern, Ritter und Städte. In seinem Freunde Franz von Sickingen meinte er einen geeigneten Führer für diesen Krieg gefunden zu haben und zieht sich mit ihm nach der Ebernburg zurück, der „Herberg der Gerechtigkeit" wie er sie nannte, um von dort aus Deutschland mit seinen feurigen Schriften zu entflammen.

In diesem Augenblick verwandelt die Macht der Umstände, die mächtige volksthümliche Strömung, den lateinischen in einen deutschen Dichter. Der vom Kaiser Maximilian mit dem Lorbeer der lateinischen Poesie gekrönte Poet fühlt, daß er die Sprache des Volkes reden muß, wenn er von ihm verstanden sein will:

* D. F. Strauß, Hutten, Th. II. S. 67.

„Latein ich vor geschrieben hab,
Das war eim Jeden nit bekannt;
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Teutsch Nation in ihrer Sprach,
Zu bringen diesen Dingen Nach. *

Unterdeß war Karl der Fünfte zum Kaiser von Deutschland erwählt worden, und Hutten hoffte, er werde die Sache der Reformation in die Hand nehmen. Aber nicht lange gab er sich dieser Täuschung hin, denn nur zu bald sah er ein, daß der ränkevolle Kaiser Deutschland an den Papst verrieth, um seine Erblande zu sichern. Das empörte Hutten und in seiner Treuherzigkeit schreibt er ein Sendschreiben nach dem andern an ihn.

„Warum hat Deutschland so Uebeles verdient?“ fragt er: „Während unsere Vorfahren es für unwürdig hielten, den Römern, die damals das kriegsgewaltigste Volk waren und die Welt bezwungen hatten, zu gehorchen, wir nun diese Weichlinge, Sklaven der Wollust und Völlerei, ein faules, weibisches, muth- und markloses Gesindel, nicht blos dulden, sondern auch, um ihnen ihr Wohlleben möglich zu machen, selbst schmählich darben, ihnen, gleich als hätten sie uns im Krieg überwunden, Tribut bezahlen, und unsere Erbgüter an sie verschwenden.“ **

Ein ander Mal richtete er Verse an ihn, in denen er preist, welch herrliches Schicksal es sein müßte, der Vertheidiger eines freien, reformirten Deutschlands zu sein:

Drum hab ein Herz und schaff ein Muth!
Ich will dir wecken auf zu Gut
Und reizen manchen stolzen Hild;
Hab's ihr schon Vielen eingebild't,

* D. F. Strauß, Hutten, Th. II. S. 103.
** Strauß, Hutten, Th. II. S. 51.

Und fehlt allein an deinem G'bot.
Hilf, werther König, es ist Noth!
Laß fliehen aus des Adlers Fahn',
So wollen wir es heben an.

Diese Töne fanden lebhaften Widerhall in Deutschland. Der Geistlichkeit wurde Angst. Man droht, aber Hutten kümmert sich nicht darum, sondern erinnert daran, daß obgleich Johann Huß und Hieronymus von Prag verbrannt worden wären, der Glaube nicht mit ihnen ertödtet sei:

Seither hat Niemand gewöllt hinnach,
Und forchten all des Feuers Pön:
Bis jetzo rufen unser Zween (Luther und Hutten)
Wer weiß, was Jedem ist bescheert?

Allen Mächtigen der Erde möchte er das heilige Feuer einhauchen, das ihn verzehrt. Er wendet sich an den Kurfürsten von Sachsen, die Ritter und Städte, findet keinen Anklang, aber verliert den Muth nicht und schürt weiter zum Aufstande:

Den stolzen Adel ich beruf,
Ihr frommen Städt' euch werfet uf;
Wir wollen's halten in gemein,
Laßt doch nicht streiten mich allein,
Erbarmt euch über's Vaterland,
Ihr werthen Teutschen regt die Hand!
Itzt ist die Zeit, zu heben an
Um Freiheit kriegen. Gott will's han.*

Hutten fühlte im Stillen wohl, daß alle seine Aufrufe nicht eine Partei schaffen würden, die wie er zum Aeußersten entschlossen wäre, und an deren Spitze Sickingen und er treten wollten. Die verschiedenen Stände waren durch ihre Interessen zu schroff von einander geschieden, um sich in

* Strauß, Th. II. S. 110.

einem Freiheitsgedanken zu vereinigen. Die Stunde der Erlösung hatte für Deutschland noch nicht geschlagen, aber Hutten vermochte sich nicht zu resigniren wie Erasmus, noch zu warten, wie Luther. Er wollte kämpfen, wenn auch hoffnungslos. Im Bewußtsein der Erhabenheit seines Ziels und der Unzulänglichkeit seiner Mittel rafft er allen Muth zusammen, um im letzten Augenblick nicht zu wanken und von der Ebernburg herab erschallt sein Feldgeschrei:

Die Wahrheit ist von Neuem g'born,
Und hat der B'trug sein Schein verlorn.
Des sag Gott Jeder Lob und Ehr,
Und acht nit fürder Lügen mehr.
Ja, sag ich, Wahrheit war verdruckt,
Ist wieder nun herfür geruckt.
Des soll man billig gnießen lon,
Die dazu haben Arbeit gthon . . .
Ach, fromme Deutschen, halt' ein Rath,
Da's nun so weit gegangen hat,
Daß nit geh wieder hinter sich.
Mit Treuen hab's gefördert ich,
Und begehr des weiter kein Genieß,
Dann, wo mir g'schäh deßhalb verdrieß,
Daß man mit Hülf mich nit verlaß;
So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Das soll mir bitten ab kein Mann,
Auch schafft zu schrecken mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht wie fast und sehr
Man mich damit zu schrecken meint;
Obwohl mein fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hätt' gefangen an:
Gott wöll sie trösten, es muß gahn;
Und sollt es brechen auch vorm End,
Will's Gott, so mag's nit werden gewendt,
Drum will ich brauchen Füß und Händ.
Ich hab's gewagt."*

* Strauß, Th. II. S. 120.

„Ich hab's gewagt!" und „Alea jacta est!" sind die Wahlsprüche Hutten's, und diese so oft ausgesprochenen Worte treiben ihn unaufhaltsam zum Handeln. Sickingen, der sich mit der rheinischen Ritterschaft verbündet hatte, beschloß, den stolzesten der Geistlichen, den Erzbischof von Trier anzugreifen. Er rechnete auf die Städte und hoffte, daß sein Beispiel Nachahmung finden und so die Reformation mit einem Schlage in Deutschland siegen würde. Noch weiter ging Hutten: Abschaffung des Priesterstandes, Herrschaft des reinen Evangeliums, Einheit Deutschlands und der geliebte Sickingen als „Vollzieher der Gerechtigkeit" des befreiten Vaterlandes, das waren die glänzenden Träume, in denen sich dieser edelste Abenteurer wiegte. Wohl mochte ihm eine innere Stimme sagen, daß es gefährlich sei, das Werk der Gerechtigkeit mit einer Gewaltthat zu beginnen. Aber es liegt nicht in der Macht eines Mannes, zurückzutreten, wenn ihn zehn Jahre glühender Beredtsamkeit vorwärtsdrängen. Die beiden Ritter bereiteten sich daher auf den Kampf vor. Sie konnten sich auf ihre treuen Landsknechte verlassen, die alle dem neuen Glauben gewonnen waren, und Hutten richtete ein Lied an sie, das ein echtes Volkslied ist und bleiben wird. Trotzdem der freisinnige Denker und Dichter in diesem Liede seine Individualität scharf ausprägt, singt er wie das Volk, und seine Worte gewinnen dadurch nur an Kraft und Lebendigkeit.

Ich hab's gewagt mit Sinnen,
Und trag des noch kein Reu;
Mag ich nit dran gewinnen,
Doch muß man spüren Treu,
Damit ich's mein:
Nit Eim allein
(Wenn man es wollt erkennen),
Dem Land zu gut,
Wiewohl man thut
Ein Pfaffenfeind mich nennen.

Da laß ich jeden lügen
Und reden, was er will:
Hätt Wahrheit ich geschwiegen,
Mir wären hulder vil;
Nun hab ich's gesagt,
Bin drum verjagt,
Des klag ich allen Frummen;
Wiewohl noch ich
Nicht weiter flich,
Vielleicht werd weiter kummen.

Will nun ihr selbs nit rathen
Dies fromme Nation,
Ihr's Schadens sich ergatten
Als ich vermahnet hon:
So ist mir leid.
Hiemit ich scheid,
Will mengen baß die Karten:
Bin unverzagt;
Ich hab's gewagt,
Und will des End's erwarten.

Ob denn mir nach thut denken
Der Curtesanen List:
Ein Herz läßt sich nicht kränken,
Das guter Meinung ist.
Ich weiß: noch Viel
Woll'n auch in's Spiel,
Und solltens drüber sterben.
Auf, Landsknecht gut,
Und Reuters Muth,
Laßt Hutten nicht verderben.*

Sickingen's Landsknechte sangen es und verbreiteten es über ganz Deutschland, ja, sie antworteten dem Ritter selbst in verschiedenen Liedern. Denn sie sind stolz auf ihren Hutten und kennen seine Schriften:

* Strauß, Th. II. S. 130.

Ulrich von Hutten das edel Blut
Macht so köstliche Bücher gut.

Für sie ist er der Vorkämpfer der evangelischen Lehre.

Ulrich von Hutten, biß wohlgemuth,
Ich bitt, daß Gott dich halt in Hut,
Jetzt und zu allen Zeiten;
Gott b'hüt all christlich Lehrer gut,
Wo sie gehn oder reiten.
Ja reiten. *

So einfach und für die Gewalthaber ungefährlich diese Antwort aus dem Herzen des Volkes an den humanistischen Ritter ist, so schön und erhebend ist sie; denn sie klingt uns wie die Verheißung einer noch innigeren und fruchtbareren Verbindung des Volkes mit seinen Denkern und Dichtern.

Leider nahmen die Versuche Hutten's und Sickingen's ein trauriges Ende. Sickingen mußte die Belagerung von Trier aufgeben, wurde dann von den drei Fürsten in seinem eigenen Schloß belagert und von einer Kanonenkugel getödtet. Hutten zog als Flüchtling noch eine Zeitlang in Deutschland umher, ging dann in die Schweiz und starb verlassen auf einer kleinen Insel im Züricher See.

Aber sein edler, zorniger Geist war nicht mit ihm dahin, von dem hatte er etwas den Besten seines Volkes eingehaucht und sein rächender Schatten blieb ein Schutzengel für die Freunde der Freiheit und ein Schreckgespenst für die Unterdrücker. Selbst das Volk bewahrte sein Andenken lange Zeit und auch in ihm glimmte ein Funken seines heiligen Feuers. Noch nach hundert Jahren, während der dreißigjährige Krieg in Deutschland wüthete, der alle rohen

* Strauß, Th. II. S. 132.

Leidenschaften entfesselt und alle Freiheits- und Vaterlandsliebe erstickt zu haben schien, spricht sein Geist aus dem Lied der Landsknechte, die für ihren Glauben kämpfen. Ein alter Krieger ermahnt seinen Sohn, sich in der Schlacht wacker zu halten:

Drum gehe tapfer an, mein Sohn, mein Kriegsgenosse,
Schlag ritterlich darein, dein Leben unverdrossen
Für's Vaterland aufsetz, von dem du frei es auch
Zuvor empfangen hast, das ist der Deutschen Brauch.
Dein Herz und Auge laß mit Eifersflammen brennen,
Kein menschliche Gewalt wird dich vom andern trennen.
Es weht von deinem Haupt die Fahne bald hinweg,
Der Jugend Uebermuth, der Unordnung erweckt.

Kannst du nicht fechten mehr, du kannst mit deiner Stimme,
Kannst du nicht rufen mehr, mit deiner Augen Grimme
Den Feinden Abbruch thun in deinem Heldenmuth,
Nur wünschend, daß du theu'r verkaufen mögst dein Blut.
Im Feuer sei bedacht, wie du das Lob erwerbest,
Daß du in männlicher Postur und Stellung sterbest,
An deinem Ort bestehst fest mit den Füßen dein,
Und beiß die Zähn zusamm' und beide Lefzen ein.

Daß deine Wunden sich lobwürdig all befinden
Davorne auf der Brust und keine nicht dahinten,
Daß dich dein Feind der Tod im Tod bewundernd zier,
Dein Vater im Gesicht dein ernstes Leben spür.
Mein Sohn, wer Tyrannei geübriget will leben,
Muß seines Lebens sich freiwillig vor begeben,
Wer nur des Tod's begehrt, wer nur frisch geht dahin,
Der hat den Sieg und dann das Leben zu Gewinn. *

Klingt nicht Hutten's Seele aus diesen Worten? Wer so fechten und singen kann, ist der Freiheit werth; und wenn ein Jeder von uns von diesem Geist erfüllt wäre,

* Wunderhorn, I. S. 465.

würden wir nicht jede Tyrannei der Welt stürzen können? Ja, ein Hauch von Hutten's Geist, sollte in den freien Denkern aller Nationen leben! Was für Feinde ihnen auch gegenüber stehen, welches Schicksal ihrer wartet, glücklich alle Diejenigen, die seinen Wahlspruch führen und mit ihm rufen können: „Ich hab's gewagt."

Und blühn amol d'Rosen,
Wird's Herz nimma trüb,
Denn d'Rosenzeit ist ja
Die Zeit für die Lieb!
Nur d'Rosen, die blüh'n
Schön frisch alle Jahr.
Doch d'Lieb blüht amol
Und noher ist's gar.

Fünftes Kapitel.

Liebes Leid und Lust.

Die Liebesgeschichte des Burschen. — Das betrogene Mädchen. — Der Page und die Grafentochter. — Unglückliche Liebe. — Rache. — Triumph der Liebe im Tode.

Die bisher betrachteten Lieder haben uns nur von den äußeren Erlebnissen des Volkes erzählt; wir sahen den Menschen mit der Noth des Lebens und mit den Wechselfällen des Schicksals kämpfen. In diesen Stürmen flammen Leidenschaften auf, bilden sich Charaktere, aber der Kern seines Wesens enthüllt sich noch nicht. Erst in den Liebesliedern erschließt sich das Volk ganz und ohne Vorbehalt. Die Seele, die von einer andern Seele bewegt wird, erkennt sich selbst, zieht sich in sich selbst zurück und beobachtet sich in andächtiger Stille. Bis dahin war sie nur das willenlose Spielzeug der äußeren Welt, sie strahlte die wechselnde Natur zurück, wie ein See die Wolken wiederspiegelt. Da mit einem Male fühlt sie sich allein, frei, unendlich. Die Welt ist vergessen, oder wenn nicht ganz, so gilt sie noch für einen Spiegel der eigenen Schönheit. Alle Geschöpfe sind für sie nur Symbole der geheimsten Gedanken des Menschengeistes; Sterne und Blumen nichts

anderes, als ein Schmuck für ihre Stunden des Schmerzes und der Freude; Sturmesbrausen und Vogelgesang nur der Wiederhall ihres Zürnens oder ihrer Wonne. Als Königin der Natur schafft sie die Welt nach ihrem Bilde um, färbt sie mit ihren Empfindungen, erfüllt sie mit ihrem reichen Leben und bringt so ihre innersten Gedanken an das Licht.

Man hat bemerkt, daß in den Liebesliedern jeder Nation ein Ton vorherrscht, der ein Kennzeichen ihrer Eigenthümlichkeit ist. In den sanften und schwermüthigen lithauischen Liedern ist es die zurückhaltende und schmerzensreiche Liebe eines jungen Mädchenherzens, die wie ein halbunterdrückter Seufzer in der Einsamkeit verhallt. Bei den Serben ist es die kluge Ausdauer, die einschmeichelnden, besänftigenden Künste der Frau, die den Sieg über die Rohheit und Wildheit des Mannes davontragen. In Italien sind es liebeglühende Serenaden, die zu geheimen Freuden auffordern, in Frankreich leichte und zuweilen possenhafte Tändeleien, in denen der Liebhaber und die Bäuerin einander zu überlisten suchen, in Deutschland die gefühlvolle, ernste, ausschließliche und unzerstörbare Liebe, die für die wichtigste Angelegenheit des Lebens gilt. Schon von den ältesten Zeiten an trägt die Liebe bei der germanischen Race einen ernsten, tiefen, verhängnißvollen Charakter. In ihr will der Mensch augenscheinlich seine besten Tugenden vereinen und ihr so eine gewisse religiöse Weihe verleihen. Wie Tacitus erzählt, ahnten schon die Deutschen, daß in der Ehe sich die Größe der Liebe offenbare. Das Pferd, der Spieß und Schild, den der Mann der Frau als Mitgift darbrachte und welche die Grundlage der Gütergemeinschaft bildeten, waren die ernsten Symbole der Unauflösbarkeit ihres Bundes. Sie bedeuteten, daß die Frau die Arbeiten und Gefahren des Mannes theilen solle und daß es ihre Pflicht sei, mit ihm zu leiden und zu kämpfen.

So sahen schon jene kriegslustigen Barbaren in der Vereinigung des Mannes und Weibes einen geheiligten Vertrag. Das Ritterthum verlieh dieser dem Stamme angeborenen Verehrung der Frauen seinen Hauch von Innigkeit und Poesie. Die Liebe wurde der plötzliche und verhängnißvolle Blitzstrahl, der die unberührte Seele des Helden trifft und ein unauslöschliches Feuer entzündet. Schon Siegfried sagt sich, als er Chriemhild aus ihrem Schloß kommen sieht, wie der Mond aus Wolken: „Werde ich gewinnen können? Nein, gewiß nicht! Das ist ein zu vermessener Traum! Und dennoch, wenn ich sie verlassen sollte, möchte ich lieber sterben."

Nach einer alten Sage sieht ein Königssohn ein Bild, das ihn so bewegt, daß er ohnmächtig wird und krank bleibt, bis sein Vater endlich das Mädchen gefunden hat, deren Bildniß sein Herz mit Liebe bezwungen hat. Dieser Ernst, diese Tiefe und Unschuld der Leidenschaft tritt uns auch im Volksliede entgegen. Allerdings trifft man auch hier und da auf leichtfertige und spöttische Verse, auf unverhohlene Freude, wenn ein Narr zum Besten gehabt oder eine Kokette angeführt worden ist. Aber das sind nur Ausnahmefälle und das Lieblingsthema der Lieder ist die treue, ausschließliche Liebe, die den Menschen von Grund aus verändert oder tödtet. Die Bauernbursche, die Gesellen und Mädchen, denen das Glück oder die Verzweiflung die Zunge gelöst hat, singen nicht aus Eitelkeit oder gar Leichtfertigkeit, sondern wie wahre Dichter, weil ihnen das Herz überfließt. Hört nur ihre Lieder, und ihr ganzes Leben wird vor Euren Blicken erstehen, denn ein Jeder von ihnen erzählt seine Geschichte. Man kann sich nicht in diesen Liederwald vertiefen, ohne wie Tankred im Zauberwalde von hundert menschlichen Stimmen angerufen zu werden. Lauschen wir einen Augenblick diesen lockenden Stimmen, die aus einer versunkenen Welt heraufklingen und uns

jauchzend oder weinend einfache, alte aber ewige Geschichten erzählen von Liebes Leid und Lust.

Wer kennt nicht die kleinen Städte in Deutschland, die halb Stadt, halb Dorf, friedlich zwischen zwei Hügeln liegen, rings umgeben von Wiesen und Obstgärten? Noch ist die moderne Industrie nicht bis hierher gedrungen, nichts hat das einfache Aussehen der Häuser geändert, hier und dort sieht ein hohes Giebeldach hervor oder träumt eine Madonna vergessen in ihrem Schrein. Der Kirchthurm ist baufällig geworden, die Rathhausuhr geht eine Stunde nach und der Nachtwächter ruft noch immer mit seinem Horn und eintönigen Lied die friedlichen Einwohner zur Ruhe. Die stillen Straßen, die kleinen, bleigefaßten Fenster und engen Werkstätten erinnern uns an den Handwerker des sechszehnten Jahrhunderts; unwillkürlich kommen uns seine Lieder auf die Lippen und man sucht sich seine einfachen Erlebnisse und seine Liebesgeschichte auszumalen.

In seiner niedrigen Werkstatt saß der kräftige Handwerksgesell, arbeitete von früh bis spät und dachte an den nächsten Fest- und Freudentag. Dort am weinumrankten Fenster sah er zum ersten Mal das blonde Köpfchen seiner Geliebten, über den Spinnrocken gebeugt. Am Brunnen, dessen fröhliches Rauschen zum Plaudern auffordert, wagte er sie zuerst anzusprechen, als er ihr half, den Krug auf den Kopf zu heben. Wie oft hatte er sie schon Sonntags mit ihren zwei Gespielinnen in den Wiesen und unter den Obstbäumen spazieren gehen sehn, ohne den Muth zu finden, sie anzureden. Denn die schelmischen Gespielinnen sahen ihn spöttisch an und riefen ihm auch wohl eine spitze Redensart zu; aber die in der Mitte sah auf das Maaßlieb herab, das sie in der Hand trug, und suchte die aufsteigende Röthe zu verbergen. Dann setzten sie sich in's Gras unter die Apfelbäume und ihr lustiges Lachen brachte den armen Burschen so zur Verzweiflung, daß er das

Weite suchte. Aber die drei Mädchen lagen ihm immer im Sinn, besonders die Blonde mit den dunkelblauen Augen, und er sang einen alten Vers, den er auswendig wußte, ohne zu ahnen, daß er neue dazu dichten würde.

Da droben auf jenem Berge
Da steht ein goldnes Haus,
Da schauen alle Frühmorgen
Drei schöne Jungfrauen heraus.

Die eine heißt Susanne,
Die Andre Anne Marei,
Die dritte darf ich nicht nennen,
Die soll mein eigen ja sein.*

Das singt er, doch er glaubt es nicht, aber trotzdem hat ein Sonnenstrahl sein dunkles Leben erhellt. Bis dahin hatte er kein Stückchen Erde, das er sein nennen konnte, doch jetzt meint er, daß jenes Haus ihm gehöre, das sein Liebchen umschließt. Zwar hat er Angst, daß ein König sie ihm rauben könne, denn er findet sie schön wie eine Kaiserin; allein als er sie eines Morgens einfach und bescheiden mit dem Kruge in der Hand durch die Wiese gehen sieht, faßt er neuen Muth:

Es wollt ein Mädchen Wasser holen,
Ein weißes Hemdlein hatt' sie an,
Dadurch schien ihr die Sonnen,
Da über'm kühlen Brunnen.

Wär ich die Sonn', wär ich der Mond,
Ich bliebe auch, wo Liebe wohnt;
Ich wär mit leisen Tritten
Wohl um Feinslieb geschritten.**

* Wunderhorn, I.

** Wunderhorn, I. S. 78.

In ihr hat er die Quelle aller Freuden gefunden und wenn er sie in seinen Träumen sieht, ist es an dem Jungbrunnen, der ewige Jugend verleiht.

Bei meines bulen füßen
da fleußt ein brünnlein kalt,
und wer des brünneleins trinket,
der jungt und wird nicht alt;
ich hab des brünnleins trunken
so manchen stolzen trunk,
viel lieber wollt ich küssen
mein's bulen rothen mund. *

Hinter dem Hause der Liebsten ist der Garten von einer lebendigen Hecke umgeben, das ist der Rosengarten, das Heiligthum der jungen Mädchen, das stets ängstlich verschlossen gehalten wird. Aber eines Tages findet der Gesell doch die Thür offen und sieht, wie das Mädchen ihr goldblondes Haar aufbindet und leise dabei singt. Die Vögel singen so sehnsüchtig, die Stimme des Mädchens klingt so milde, daß er sich nicht enthalten kann, hereinkommt und sich vor ihr niederwirft. Zwar schreit sie erschrocken auf, weiß nicht, was sie sagen soll, wirft ihm vor, daß er die Blumen zertritt, und fleht ihn an, fortzugehen, denn die Mutter werde sie überraschen. Bestürzt gehorcht er ihr und als er sich entfernt, wendet er sich noch einmal um, sie grüßt ihn und nickt ihm zu, daß er sie wiedersehen soll.

Der Mai, der schöne Mai ist gekommen, der Monat, in dem das Volk seiner Sorgen vergißt und sich vergnügt wie das sprossende Gras und der grünende Wald. Es ist der Freund der Liebenden, die ihn froh begrüßen, und das Knospen des wilden Pflaumenbaums, das erste

* Uhland, S. 71.

Veilchen sind die Boten seiner Rückkehr. Schon Nithart erzählt, daß ein Ritter, der das erste Veilchen gesehen habe, hingelaufen sei, um es der Herzogin von Bayern zu verkünden, die dann mit Flötenspiel und Geigenklang auszog, um den Frühling zu begrüßen. Inzwischen hat aber ein Bauer das Veilchen abgepflückt, es an einen grünen Zweig gebunden, trägt es stolz zur Wiese und ruft: „Freut Euch, ich habe den Frühling,“ und das ganze Dorf läuft herbei und jauchzt. Seitdem denkt man an nichts, als an den Tanz. Am nächsten schönen Tage zieht ein langer Zug von jungen Mädchen in Festkleidern aus der Stadt nach dem Waldrande und die erste im weißen Kleide trägt den geschmückten Maienbaum, von dessen schlanker Spitze buntfarbige Bänder und weiße mit Flittern bestickte Schleier herabhängen. Dabei singt das hübsche Mädchen:

Der Kuckuck mit seinem Schreien
Macht fröhlich jedermann,
Des Abends fröhlich reihen
Die Maidlein wohlgethan.

So zieht der Zug feierlich bis zu der alten Linde, unter der schon viele Generationen getanzt haben und die keiner ihr grünes, schützendes Dach versagt hat. Väterlich breitet der ehrwürdige Baum seine Zweige über die Schaar und sendet segnend Düfte herab. Die erste der Mädchen hat einen großen Strauß vorgesteckt und singt:

Der sommer und der sonnenschein
ganz lieblich mir das herze mein
erquicken und erfrewen,
daß ich mit lust im grünen gras
mag springen an den reigen. *

* Uhland, S. 84.

Plötzlich werden die Tänzerinnen von den Burschen unterbrochen, die von der anderen Seite kommen und an deren Spitze der größte und kräftigste einherschreitet und stolz einen mit Blumen umwundenen Stab trägt, das Scepter des Vortänzers. Nun treten die Tänzer feierlich in den Kreis und jeder wählt seine Maischöne. Er reicht dem Mädchen einen Blumenkranz; nimmt sie ihn an, so wird das Paar feierlich durch den Chor verkündet, wenn nicht, so muß der Unglückliche mit einem Strohkranz herumtanzen und dann sein Heil bei einer Andern versuchen. Sind alle Mädchen versagt, so beginnt der Tanz, erst ruhig, dann aber in immer größerer Leidenschaft. Die Kleider flattern, die Blumenkränze entblättern und die Haare fliegen aufgelöst. Selbst die Spielleute reißt der Taumel fort, immer berauschender klingt die Musik und dabei singen sie:

Tanzen und springen,
Singen und klingen,
Lauten und Geigen
Soll'n auch nicht schweigen!
Zu musiciren
Und jubiliren
Steht mir all mein Sinn. *

Der Springeltanz, wie ihn das Volk nannte, wirkte immer mit unwiderstehlicher Macht auf die jungen Mädchen, sowie sie seine Melodie vernehmen, sind sie nicht mehr im Zimmer zu halten. Schon der Ritter Nithart, der bekannte Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, kannte ihn. Im Frühling spielte der Ritter eine verführerische Melodie unter dem Fenster eines hübschen Bauermädchens. Ihr Herz hüpft vor Freude und sie will mit ihm zum Tanz. Umsonst verbietet es die Mutter, verweigert ihr die Festkleider,

* Hoffmann von Fallersleben 390.

schließt den Schrank zu, das Mädchen bemächtigt sich des Sonntagsstaats mit Gewalt und eilt unter die Linde am Arme des Ritters. Selbst die Mutter wird von dem Dämon des Tanzes erfaßt und stürzt sich auch unter die wirbelnden Paare. Der Winter kann eben das Reich nicht behaupten, die Knospen sprossen ihm zum Trotz, das Alter verjüngt sich, der Tod wird zum Leben und die Liebe siegt.

So stürmisch weiß unser armer Handwerksgesell freilich nicht seine Schöne zu erobern, und das blonde Mädchen ist auch sittsamer und zurückhaltender, als die lebenslustige Bäuerin. Nachdenklich, mit bewölkter Stirn und traurigem Herzen geht sie zum Tanz.

So hab ich doch die ganze Woche
Mein feines Liebchen nicht gesehn,
Ich sah es an einem Sonntag
Wohl vor der Thüre stehn
Das tausendschöne Herzelein,
Wollt' Gott, ich wär' heut bei ihr. *

Dieselbe geheimnißvolle Macht zieht auch den Gesellen hin. Blicke und Hände begegnen sich, lächelnd läßt sie sich den Rosenkranz auf das Haupt setzen und reicht ihm dafür den Strauß und strahlend dreht er sich mit ihr im Tanz.

Nach dem stürmischen Tanz kommt das Blumenpflücken im Walde. Fest umschlungen streifen sie durch Busch und Wald bis zu der Quelle unter Epheu und Schlehdorn. Sie sprechen nicht mit einander, sondern die Blumen, deren sinnige Deutung ein Lieblingsspiel der Liebenden ist, reden für sie. Diese Symbolik hat nichts mit der abgeschmackten, modernen Galanterie gemein, denn sie geht lebensfrisch aus dem langen, innigen Verkehr des Volkes mit der Natur

* A. Träger's Sammlung, S. 23.

hervor. Das heitere Geheimniß der Farben verhüllt zahllose Neckereien, glühende Bekenntnisse und liebevolle Vorwürfe der erwachenden Leidenschaft. Das Liebespaar, das diese Sprache genau kennt, kann sich in ihr Alles sagen und die Volkslieder sind unerschöpflich über diesen Gegenstand. Das Grün, die erste Farbe der Erde im Frühling, aus der alle anderen hervorgehen, bedeutet in der Blumensprache die unbegrenzte, aber noch unbestimmte Hoffnung. Aus der grünen Knospe entwickelt sich die weiße Blüthe, aus der unbestimmten Hoffnung ein bestimmteres Verlangen. Der grüne Zweig bedeutet, daß man überhaupt liebt, reicht man aber der Maienkönigin eine weiße Maiblume, so heißt es, daß man sie liebt, und glücklich kann man sich preisen, wenn sie mit dem blühenden Schlehdorn antwortet, der keusch wie der Morgenstern und vielverheißend wie dieser ist. Von da bis zu dem feurigen Roth, das glühende Leidenschaft verkündet, sind viele Stufen. Die Liebe lehrt auch die einfachsten Herzen mannichfache Künste: der Geliebte bittet mit so schönen und duftenden Blumen, daß sich das blonde Mädchen widerstandslos in diesen Taumel von Blumen, Düften und Wünschen hineinziehen läßt. Doch auf die Heckenrose und die feurige Rose, die sie beunruhigen, weiß sie mit einem sanfteren und beständigeren blauen Blümchen zu antworten, das Treue bedeutet. Der Jüngling ist entwaffnet, ihre Blicke schwören unter Freudenthränen ein unauflösliches Gelübde, das Gott im hohen blauen Himmel vernimmt. Und der Bursche sagt:

Stirbt Blum' und Hoffnung gleich,
Sind wir an Liebe reich;
Denn die stirbt nie bei mir,
Das glaube mir. *

* Concordia.

Sie haben nur diese Laute, um ihre erste Wonne auszudrücken, aber ihre ganze Seele zittert; sie sind Beide wie geblendet und bezaubert. Die Worte des Geliebten fallen wie Funken in die Seele des Mädchens:

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe, von der Niemand was weiß.

Keine Rose, keine Nelke kann blühen so schön,
Als wenn zwei verliebte Seelen bei einander thun stehn.

Setze du mir einen Spiegel in's Herze hinein,
Damit du kannst sehen, wie treu ich es mein'. *

So geht es Tag aus, Tag ein, Wochen und Monate lang und ihre Lieder steigen Abends im Walde wie Liebesgeister zu dem Sternenhimmel empor. Doch die Trennungsstunde rückt unerbittlich heran; eines Morgens lohnt der Meister den Gesellen ab und in acht Tagen muß er wandern und in der Fremde Arbeit und Glück suchen. Das ist ein hartes, unerbittliches Erwachen aus glücklichen Träumen. Es scheint ihm unmöglich, daß er dieses kleine Haus, den Garten und die alte Linde verlassen soll, die ihn so freundlich empfangen haben und die ihn jetzt auszustoßen scheinen. Zum ersten Mal empfindet er die Härte seines Looses, denn er darf an keine Heimath, kein Familienglück denken, ehe er nicht im Schweiße seines Angesichts Meister geworden ist. Er gelobt der Braut, es bald zu werden, aber wann wird es geschehen? Wie viele Jahre wird sie warten müssen — vielleicht vergißt sie ihn und heirathet gar einen Anderen. Das bittere Wort treibt dem armen Mädchen die Thränen in die Augen. Was auch kommen mag, sie sind ewig verbunden. In unendlicher Mannichfaltigkeit

* Wunderhorn, II. S. 59.

stellen die Volkslieder dieses Schwelgen in den Schmerzen des Abschieds dar; die Liebe trotzt allen Leiden, Hindernissen der Zeit und Ewigkeit:

Schätzlein, reich mir deine Hand,
Deine Hand zum Unterpfand.
Zum Beschluß einen Kuß,
Weil ich von dir scheiden muß.

Scheiden ist ein hartes Wort,
Du bleibt hier und ich muß fort.
Weit und breit ist die Zeit,
Breiter viel die Ewigkeit.

Wenn wir uns dann nicht mehr sehn,
Bleibt doch unsre Freundschaft stehn,
Freundschaft stehn, Freundschaft stehn,
Bis wir dann uns wiedersehn. *

Manchmal sind es Wechselgesänge:

Sie.

Ach ihr Berg und tiefe, tiefe Thal,
Seh ich mein Schatz zum allerletzten Mal?
Die Sonn und der Mond und das ganze Firmament,
Die sollen mit mir traurig sein bis an mein End.

Er.

Ach ihr Berg und tiefe, tiefe Thal,
Ach ihr seht mein Lieb noch tausendmal,
Ach tausendmal, ihr tiefe, tiefe Thal,
Ihr steht doch ewig fern und ich bin ihr nah.

Der Abschiedstag ist da, das letzte Lebewohl ist gesprochen. Wenn ein Soldat Abschied nimmt, dann ist die Scene kriegerisch und malerisch zugleich und er verbirgt seine Trauer unter einer frischen Melodie:

* Simrock.

Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus,
Ade!
Feinsliebchen schaute zum Fenster hinaus,
Ade!
Und wenn es denn soll geschieden sein,
So reich mir dein goldenes Ringelein!
Ade! Ade! Ade!
Ja Scheiden und Meiden thut weh! *

Der schnelle Galopp, der aufwirbelnde Staub und das Singen der Freunde übertäuben seinen Schmerz; aber der Handwerksgesell und seine Braut leeren den Kelch bis auf die Hefen. Sie trennen sich erst fern im Wald unter einer wohlbekannten Linde. Was sie sich zuletzt gesagt, wie er sich endlich von ihr losgerissen hat und fortgewandert ist, erzählen die Volkslieder nicht, es heißt nur in einem:

Wo sich zwei Verliebte scheiden,
Da verwelket Laub und Gras. **

Der Gesell wandert seine Straße, ohne sich umzusehen. Aber wenn sich der Abend auf die Felder herabsenkt, Alles rings umher verstummt, setzt er sich am Wege nieder, und Alles, was ihn bedrückt, faßt er in einem Scheidegruß zusammen.

So viel Stern' am Himmel stehen,
So viel Schäflein als da gehen
In dem grünen, grünen Feld,

So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So viel mal sei du gegrüßt.

* Simrock, 261.
** Wunderhorn, Th. II. S. 33.

Soll ich dich denn nimmer sehen,
Ach, das kann ich nicht verstehen,
O du bittrer Scheidens Schluß.

Wär ich lieber schon gestorben,
Eh ich mir ein Lieb erworben,
Wär ich jetzo nicht betrübt.

Weiß nicht, ob auf dieser Erden
Nach viel Trübsal und Beschwerden
Ich dich wieder sehen soll.

Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mich zusammen,
Ach wie groß ist meine Noth.

Mit Geduld will ich es tragen,
Alle Morgen will ich sagen:
O mein Schatz, wann kommst zu mir?

Alle Abend will ich sprechen,
Wenn mir meine Aeuglein brechen:
O mein Schatz, gedenk an mich.

Ja, ich will dich nicht vergessen,
Wann ich sollte unterdessen
Auf dem Todbett schlafen ein.

Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das die Lieb' thut wiegen ein. *

Die Abwesenheit währt lange, manchmal sieben Jahre, und in jener Zeit gab es weder Briefe, noch erhielt man andere Kunde. Die Lerche und Nachtigall sind die einzigen Boten der Liebenden und manchmal sprechen sie von Tod

* Simrock, 224.

und Verrath. Dann sinkt dem armen Gesellen in der Fremde und unter dem Druck der Sorge der Muth. Er möchte vergessen und kann es nicht; und wie ein verlorenes Paradies schwebt ihm der Wald vor, in dem er mit seinem Mädchen spazieren ging. Da gab es nur Liebe, Glück und Zärtlichkeit, hier in der Verbannung trifft ihn nur Haß, Spott und Verachtung. Manchmal tritt ihm jenes Bild mit solcher Lebhaftigkeit entgegen, daß er Alles vergißt, was ihn umgiebt: Vergangenheit, Gegenwart, Traum und Wirklichkeit, Seele und Natur schmelzen zu einer Vision zusammen:

Es steht ein Baum im Odenwald,
Der hat viel grüne Aest',
Da bin ich schon viel tausendmal
Bei meinem Schatz gewest.

Da sitzt ein schöner Vogel drauf,
Der pfeift gar wunderschön,
Ich und mein Schätzchen horchen auf,
Wenn wir selbander gehn.

Der Vogel sitzt in seiner Ruh
Wohl auf dem höchsten Zweig,
Und schauen wir dem Vogel zu,
So pfeift er alsogleich.

Der Vogel sitzt in seinem Nest
Wohl auf dem grünen Baum;
Ach Schätzchen, bin ich bei dir gwest,
Oder ist es nur ein Traum?

Und als ich wiedrum kam zu ihr,
Gehauen war der Baum,
Ein andrer Liebster stand bei dir:
O du verfluchter Traum.

Der Baum, der steht im Odenwald
Und ich bin in der Schweiz,
Da liegt der Schnee und ist so kalt,
Das Herz es mir zerreißt. *

Während er auf der Wanderschaft ist, wartet sie auf ihn und ihr Leben ist ein ewiger Wechsel von Furcht und Hoffnung. Sie ist abergläubisch und sucht sich einen jeden ihrer Träume zu deuten:

Ich hab die Nacht geträumet
Wohl einen schweren Traum:
Es wuchs in meinem Garten
Ein Rosmarienbaum.

Ein Kirchhof war der Garten,
Ein Blumenbeet das Grab,
Und von den grünen Bäumen
Fiel Kron' und Blüthe ab.

Die Blüthen thät ich sammeln
In einem goldnen Krug;
Der fiel mir aus den Händen,
Daß er in Stücken schlug.

Draus sah ich Perlen rinnen
Und Tröpflein rosenroth:
Was mag der Traum bedeuten,
Ach, Liebster, bist du todt? **

Ein andermal ist der Traum freundlicher; der Jüngling antwortet ihr auf die Frage, wann er wiederkehre:

* Simrock, 266.
** Wolf, Poetischer Hausschatz, S. 186.

„Wenn's schneiet rothe Rosen,
Wenn's regnet kühlen Wein,
So lang sollst du noch warten,
Herzallerliebste mein."

Ging sie in Vaters Garten,
Legt' nieder sich, schlief ein,
Da träumet ihr ein Träumelein
Wie's regnet kühlen Wein.

Und als sie da erwachte,
Da war es lauter Nichts,
Da blühten wohl die Rosen
Und blühten über sie.

Ein Haus thät sie sich bauen
Von lauter grünem Klee,
Thät aus zum Himmel schauen
Wohl nach dem Rosenschnee.

Mit gelbem Wachs thät sie's decken,
Mit gelber Lilie rein,
Daß sie sich könnt' verstecken,
Wenn's regnet kühlen Wein.

Und als das Haus gebauet war,
Trank sie den Herrgottswein;
Ein Rosenkränzlein in der Hand
Schlief sie darinnen ein.

Der Knabe kehrt zurücke,
Geht zu dem Garten ein,
Trägt einen Kranz von Rosen
Und einen Becher Wein.

Hat mit dem Fuß gestoßen
Wohl an das Hügelein,
Er fiel, da schneit es Rosen,
Da regnet's kühlen Wein. *

* Wunderhorn, II. S. 222.

Aber ach, es war nur ein Traum und wieder fragt sie die Blumen und Vögel, um das Schicksal des Geliebten zu erfahren! Wenn der Schlehdorn an einem bestimmten Tage blüht, so lebt der Freund noch, kehrt die Nachtigall an einem bestimmten Morgen zurück, so kommt auch der Geliebte bald. So schmerzlich die Trennung, so fröhlich ist dann das Wiedersehen. Er hat sein Meisterstück gemacht und ist nun frei und sein eigner Herr. Im letzten Dorf macht er Halt und fragt angstvoll nach der Geliebten. Er zittert bei dem Gedanken, daß man sagen könnte, sie sei verheirathet. Was würde er dann thun? Alles, nur nicht sich darein ergeben! Aber wie groß ist die Freude, wenn er hört, daß sie noch immer auf den fernen Geliebten wartet. Dann legt er seine schönsten Kleider an und überrascht sie. In einer Ballade, die ein solches Wiedersehen schildert, stellt der Gesell die Geliebte auf eine schwere Probe:

Es sah eine Linde in's tiefe Thal,
War oben breit und unten schmal.

Worunter zwei Verliebte saßen,
Vor Lieb ihr Leid vergaßen.

Feins Lieb, wir müssen von einander,
Ich muß noch sieben Jahr wandern.

Mußt du noch sieben Jahre wandern,
Ich nehme mir keinen andern.

Und als nun die sieben Jahr umme waren,
Flocht sie in Seiden ihr Haar.

Sie ging wohl in den Garten,
Ihren Liebsten zu erwarten.

Sie ging wohl unter die Linden,
Ob sie ihren Liebsten möcht' finden.

Sie ging wohl in das grüne Holz,
Da kam ein Reiter geritten stolz.

Gott grüß dich Mägdlein feine,
Was machst du hier alleine?

Ist dir dein Vater und Mutter gram,
Oder hast du heimlich einen Mann?

Mein Vater und Mutter sind mir nicht gram,
Ich hab auch heimlich keinen Mann.

Gestern war's drei Wochen über sieben Jahr,
Da mein feins Liebchen ausgewandert war.

Gestern bin ich geritten durch eine Stadt,
Da dein feins Liebchen Hochzeit hatt'.

Was thust du ihm denn wünschen an,
Daß er seine Treu nicht gehalten hat?

Ich wünsch' ihm so viel gute Zeit,
So viel wie Sand am Meere breit.

Ich wünsch' ihm so viel Glücke fein
So viel wie Stern am Himmel sein.

Ich wünsch' ihm all das Beste,
So viel der Baum hat Aeste.

Ich wünsch' ihm auch eine gute Nacht,
Weil er mein nimmer hat gedacht.

Was zog er von seinem Finger?
Ein Ring von reinem Gold gar fein.

Er warf den Ring in ihren Schooß,
Sie weinte, daß der Ring gar floß.

Was zog er aus der Taschen?
Ein Tuch, schneeweiß gewaschen.

Trockn' ab, trockn' ab, dein Aeugelein,
Du sollst fürwahr mein eigen sein.

Ich thät dich nur versuchen,
Ob du würd'st schwören und fluchen.

Hätt'st du einen Fluch oder Schwur gethan,
Von Stund' an wär' ich geritten von dann'.*

Mit der Ehe hört weder die Liebe noch der Gesang auf. Die gemeinsame Arbeit, die vereint getragenen Sorgen und Schmerzen, die langen Winterabende und kurzen Sommerfreuden beleben immer wieder von Neuem ihre Liebe und ihre Lieder. Bringt auch die Ehe dem Volke Sorgen, so versteht es doch trotzdem ihre Poesie. In den folgenden Versen spricht sich recht deutlich die frische Arbeitslust und die Freude am gemeinsamen Schaffen aus; zwar redet hier eine Braut, aber man fühlt, daß sie so ihr ganzes Leben singen wird:

Mein Liebster ist ein Weber:
Er webt so emsiglich
An einem Stückchen Linnen,
Der Linnen ist für mich!
Der Aufzug ist die Liebe,
Die Treue schießt er ein,
Denn Lieben muß mit Treuen
Recht fest verbunden sein.

Das Garn hab' ich gesponnen
In mancher langen Nacht
Und hab' an dich, mein Liebster,
Wohl stets dabei gedacht,
Und kommt das Stück vom Stuhle,
Bleich' ich's im Sonnenschein,
Und über's Jahr im Sommer
Soll unsre Hochzeit sein.

* Wolf's poetischer Hausschatz.

Ich sitz' derweil und nähe
Ein Hochzeithemdchen mir
Und träume süße Träume
Von Liebe und von dir!
Das Hemdchen weiß von Linnen,
Das Band von Seiden roth:
Die Unschuld und die Liebe
Thun in der Ehe noth.

Und eine junge Frau singt:

Die gute Mutter Eva spann,
Wir spinnen auch, ich und mein Mann.
Uns wird bei Arbeit und Gesang
Der Winterabend niemals lang.
Wir spinnen, wir spinnen,
Ich und mein lieber Mann.

Da kommt der Feilenschmied,
Bringt seine liebe Gretel mit.
Da zünden wir die Schleußen an
Und fangen dann zu spinnen an.
Wir spinnen, wir spinnen,
Ich und mein lieber Mann.

Mein Mann ist fix, den sollt ihr sehn,
Er greift's recht an, er kann's recht drehn,
Er nimmt die Spindel in die Hand
Und zieht den Faden ellenlang.
Wir spinnen, wir spinnen,
Ich und mein lieber Mann.

Von jedem feinen Flachsgespinn
Bleibt uns ein Groschen zum Gewinn,
Da geb ich ihm ein'n Schmatz dafür
Und obendrauf ein braunes Bier.
Wir spinnen, wir spinnen,
Ich und mein lieber Mann.*

* Simrock, 411.

So arbeiten sie ihr Leben lang, danken Gott für jeden Sonnenstrahl und singen wie die Lerchen.

Dem Herzen des Volkes bist du entsprossen, heilige Freude der Liebe in der gemeinsamen Arbeit, du bescheidenes Glück und stolze Tugend, du Glaube des Armen, du Poesie der Zukunft! Du bist nicht trügerisch und vergänglich, nein unerschöpflich, denn du bist die lebendige Wechselwirkung zwischen der Seele und dem Geist. Du bist keine Schwäche, sondern eine Kraft, du tödtest nicht, sondern du belebest. Du junger Glaube einer unendlichen Zukunft, wenn du je die Welt umgestaltest, die Arbeit durch die Liebe und die Liebe durch die Arbeit heiligst, den Mann veredelst, die Frau emporhebst, wenn du in stärkeren Generationen einen Muth erweckst, den nichts niederzubeugen vermag, eine Begeisterung, die unauslöschlich ist, dann wird man sich der einfachen Volkslieder erinnern, welche dich vorhergeahnt haben!

Ein anderes von der Volkspoesie nicht minder oft behandeltes Thema ist das der Verführung; dem friedlichen Geschick der glücklichen Liebenden stellt sie das erschütternde Loos des armen betrogenen Mädchens gegenüber. Alle Völker haben dieses Thema ein jedes auf seine Art besungen: die Römerin rächt sich, die Französin ist gewöhnlich zu schlau, sich betrügen zu lassen, oder wenn es doch geschehen ist, versinkt sie in eine sanfte Melancholie, die indessen nur selten ihr Wesen in seinen Grundfesten erschüttert. Die vertrauensvolle Deutsche liebt und giebt sich ohne Vorbehalt, getäuscht, leidet sie schweigend, entehrt, stirbt sie, nachdem sie den Kelch der Gewissenspein und der Verachtung bis auf den letzten Tropfen geleert hat.

Am Ende des Dorfes wohnt ein armes Mädchen allein mit ihrer Mutter, zu arm, um von irgend Jemand beachtet zu werden oder gar einen Bräutigam zu haben, und niemals helfen ihr die Burschen des Dorfs beim Holzsammeln

oder der Jäger beim Brombeerensuchen. Wenn die Mädchen sie auffordern, mit zum Tanz zu kommen, lehnt sie es ab, weil sie kein schönes Kleid hat. Unverdrossen arbeitet sie von früh bis spät und ihre einzige Erholung ist die, sich, wenn die Abendglocken läuten, in das gemähte Gras zu knien. Da kommt eines schönen Tages ein stolzer Ritter vorbei, der aus dem Kriege zurückkehrt; er verweilt einige Zeit im Dorfe, reitet jeden Morgen an ihrem Fenster vorbei und dem braunen Mädchen scheint er herrlich wie ein König. Als sie eines Abends vor der Thür sitzt, grüßt er sie, und da sie zitternd und erröthend die Augen senkt, tritt er näher und reicht ihr eine goldene Kette mit schmeichelnden Worten, die sie in ihrer Verwirrung nicht versteht. Als sie wieder zu sich kommt, ist der Versucher verschwunden, aber die Kette hängt ihr am Halse und brennt sie wie Feuer. Sie reißt sie ab und will sie weit fortschleudern, wie es ihr eine Stimme im Inneren räth, aber eine andere verlockende Stimme flüstert ihr zu, die Kette als Schatz und Trost zu behalten und sie drückt sie leidenschaftlich an ihr pochendes Herz. Tage vergehen; der Ritter kommt nicht wieder, doch eines Abends, als sie Wasser schöpfen geht, steht er plötzlich vor ihr. Vor Scham möchte sie in den Boden sinken, aber er spricht so freundlich zu ihr, daß sie ihn anhört, ihm schüchtern antwortet und Arm in Arm mit ihm zum Brunnen geht. Es ist ihr wie im Traum, wenn sie ihn ansieht, und er erzählt ihr von seinem schönen Schloß mit Marmortreppen und Thürmen, das fern im Lande steht. Sie erinnert ihn an den Unterschied des Standes:

„Ich bin ein armes Mädchen
Und du ein reicher Graf.“*

* Simrock, 55.

„Was thut das, wenn ich dich liebe," antwortet er. „Heute werde ich vor deinem Fenster singen. Läßt du mich ein?" Aber sie bedeckt ihr Gesicht mit den Händen und er küßt sie beim Abschied. Nachts sitzt sie am Fenster; der Kuß brennt ihr noch auf der Wange und da sie sich allein glaubt, singt sie, um sich zu zerstreuen:

Es fleugt ein klein's waldvögelein
der lieben für's fensterlein,
es klopfet also leise
mit seinem goldschnebelein:
„stand auf, herzlieb, und laß mich ein!
ich bin so lang geflogen
wol durch den willen dein."

Bist du so lang geflogen
wol durch den willen mein,
komm heint um halbermitternacht:
so will ich dich lassen ein;
ich will dich decken also warm,
ich will dich freundlich schließen
an meine schneeweiße arm.*

Aber der Ritter ist in der Nähe, er kennt das Lied und hat sie gehört, dringt ein, umschlingt sie mit seinen Armen und seine bethörenden Worte verschmelzen mit den verlockenden Tönen der Nachtigall. Am Morgen erhebt der Vogel von Neuem seine Stimme, denn er ist der Wecker des Volksliedes:

Der Wächter verkündigt uns den tag
an hoher zinnen, da er lag:
„Wol auf, gesell, es muß geschieden sein,
wo nun zwei lieb bei einander sein,
die scheiden sich bald!"
der mond scheint durch den grünen wald.

* Uhland, 120.

Merk auf, feins lieb, was ich dir sag,
es ist noch fern von jenem tag,
der mond scheint durch die wolkenstern,
der wächter betrübt uns beide gern;
das sag ich dir,
die mitternacht ist noch nit für.

Er druckt sie freundlich an sein brust,
er sprach: du bist meim herzen ein lust,
du hast erfrewet das herze mein,
verschwunden ist mir alle pein
zu dieser frist,
auf erden mir kein lieber ist!

Was zog er von den henden sein?
von rotem gold ein ringelein.
„sieh da, feinslieb, das rote gold!
ich bin dir von grund meins herzens hold,
das glaub du mir:
für dich so wollt' ich sterben schier."

Fraw nachtigall sang überall,
wie sie vormals mer hat getan,
dabei spürt man des tages schein.
„wo nun zwei lieb bei einander sein,
die scheiden sich bald!"
der tag scheint durch den grünen wald.*

Am nächsten Abend kommt er wieder und klopft an ihre Thür, aber sie macht lange nicht auf; endlich tritt sie doch heraus, sie ist traurig und will ihn nicht hereinlassen. Aber als er wieder mit seiner einschmeichelnden Stimme bittet, ist sie glücklich und stolz auf seine Liebe. Doch nur kurze Zeit dauert ihr Glück, denn eines Tages kommt er mit finsterer Stirn und sagt ihr, daß ihn seine Eltern zu

* Uhland, I. S. 174.

sich beschieden haben, daß er aber bald zurückkehren werde, um sie zu holen.

Vater und Mutter wollens nicht leiden,
Gelt, mein Schatz, das weißt du wohl,
Kannst dein Glück noch besser machen,
Weil ich dich nicht haben soll.

Rosmarin und Lorbeerblätter,
Schenk ich dir zu guter Letzt,
Das soll sein dein Angedenken,
Weil du mich nochmals ergetzt.*

Sie hat ihm nichts andres zu geben, als eine arme Blume, und mit der kann sie den vornehmen Ritter nicht fesseln. Er reißt sich aus ihren Armen und sie ist verlassen.

Ach, in Trauer muß ich leben,
Sag einmal, was ist die Schuld?
Weil mein Schatz mir's hat aufgegeben,
Muß ich's leiden mit Geduld.

Treue Liebe brennt von Herzen,
Treue Liebe brennet heiß;
Ach, wie muß das Herzlein lachen,
Das von keiner Untreu weiß.

Aber trotz des grenzenlosen Kummers kommt keine Bitterkeit in ihr Herz. Trotz des Schmerzes über den Verrath möchte sie den Geliebten noch einmal vor dem Abschied erfreuen.

Spielet auf, ihr Musikanten,
Spielet auf eur Saitenspiel,
Meinem Schätzlein zu gefallen,
Mag's verdrießen, wer da will.

* Simrock, 34.

Bist nun weit aus meinen Augen,
Aber nicht aus meinem Sinn,
Du hättest mir doch können glauben,
Daß ich treu beständig bin.

Komm ich Morgens auf die Gasse,
Sehn mir's alle Leute an,
Meine Augen stehn voll Wasser,
Weil ich dich nicht vergessen kann. *

Wochen vergehen, er kommt nicht wieder, nur im Traum sieht sie ihn und selbst dann wendet er sich ab. Sie flieht die Gesellschaft ihrer Gespielinnen und sucht im Walde die Nachtigall auf und befragt sie:

Nachtigall, ich hör' dich singen,
Das Herz im Leib möcht' mir zerspringen.
Komm nur bald und sag mir's wohl,
Wie ich mich verhalten soll.

Deine Schönheit hat mich gebunden,
Ich hab' deine Lieb empfunden,
Deine Lieb' und Süßigkeit
Hat mir oft mein Herz erfreut.

Es freut mich mein junges Leben,
Das mit reiner Lieb umgeben;
Daß ich so viel leiden muß
Ist gewiß ein' schwere Buß.

Und der Vogel erwiedert:

Thu dein Herz in zwei Stück theilen,
Komm zu mir, ich will dir's heilen.
Schlag die Grillen aus dem Sinn,
Laß die Lieb' nur fahren hin.

* Simrock, 239.

Wenn Sonntags die schönen und reichen Bauermädchen am Arm ihrer Liebsten spazieren gehen, schleicht sie einsam einher.

Wenn i zum Brünnle geh,
Seh andre Mädle steh',
All stehn bei ihrem Schatz.
Wer stünd bei mir?

Mein Mutter mag mi nit,
Und kein Schatz han i nit:
Ei warum stirb i nit:
Was thu i do?

Gestern ist Kirchweih geweh,
Mi hat me gwiß nit gseh,
Denn mir ist gar zu weh,
I tanz ja nit!

Wenn i nu gstorbe bin,
Tragt mi zum Kirchle hin,
Legt mi in's Grab hinein!
Wer weint um mi?

Laßt die drei Rösle stehn,
Die an dem Kreuzle blühn.
Hant ihr das Mädle kennt,
Das drunter liegt? *

Die Unglückliche fühlt, daß sie Mutter ist, und Schrecken ergreift sie. Um sich Trost zu holen, geht sie zu ihren früheren Freundinnen, aber überall begegnet man ihr mit Spottreden, selbst bei der Arbeit rufen die Mädchen ihr höhnisch zu:

Wie kommt's, daß du so traurig bist
Und gar nicht einmal lachst?
Ich seh es deinen Braunaugen an,
Daß du geweinet hast.

* Wunderhorn, IV. S. 127.

Traurig antwortet sie:

Und wenn ich denn geweinet hab',
Was geht's einen Andern an?
Ich hab' geweinet um meinen Schatz,
Den ich verloren han.*

Aber nichts als halbunterdrücktes Lachen und spöttisches Zischeln tönt um sie herum. Von Allen verachtet, von der eigenen Mutter verstoßen und ihrem Gewissen gequält, ergiebt sie sich der Verzweiflung. Sie flieht aus dem Dorf, sucht anderswo Arbeit und bettelt auf der Landstraße. Langsam und qualvoll schleppen sich Tage wie Wochen, Monate wie Jahre dahin. Die verhängnißvolle Stunde kommt. Halb todt vor Hunger, Elend und Leiden, weiß sie ihr Kind nicht zu ernähren und tödtet es in einem Anfall von Wahnsinn. Sie selbst ist nur noch wie ein bleicher Schatten und kehrt immer wieder zu dem grausigen Ort zurück, als wollte sie sich der entsetzlichen Schuld anklagen.

Da drunten auf der Wiesen,
Da ist ein kleiner Platz,
Da thät ein Wasser fließen,
Da wächst kein grünes Gras.

Da wachsen keine Rosen,
Und auch kein Rosmarein,
Hab' ich mein Kind erstochen
Mit einem Messerlein.

Im kühlen Wasser fließet
Sein rosenrothes Blut,
Das Bächlein sich ergießet
Wohl in die Meeresflut.

* Simrock.

Vom hohen Himmel sehen
Zwei blaue Aeugelein,
Seh ich mein Englein stehen
In einem Sternelein.

Da droben auf dem Berge
Da steht das hohe Rad,
Will ich mich drunter legen
Und trauern früh und spat.

Hast du mich denn verlassen,
Der mich betrogen hat,
Will ich die Welt verlassen,
Bekennen meine That.

Der Leib, der wird begraben,
Der Kopf steht auf dem Rad,
Es fressen den die Raben
Der mich verführet hat.*

Das Ende ihrer Qualen rückt heran. Der Schleier des Wahnsinns hat sich über ihr Haupt gebreitet und wie im Traum nur ziehen die Schrecknisse der Verurtheilung und der Vollstreckung des Spruches an ihr vorüber. Aber die Poesie hat zu diesen Bildern auch das der Bestrafung des Verführers hinzugefügt. Sie läßt ihn die Verurtheilung der Betrogenen erfahren und von Gewissensbissen gepeinigt, wirkt er von dem Fürsten ihre Begnadigung aus. In gestrecktem Galopp sprengt er nach dem Richtplatz, die Fahne, das Zeichen der fürstlichen Gnade, in der Hand. Unterdeß wird der Spruch vollstreckt. Im letzten Augenblick kehrt dem armen Mädchen die Erinnerung zurück und sie spricht, als ob der Freund gegenwärtig wäre; sie klagt ihn nicht an, wirft ihm nichts vor und fragt sich nur, warum er so viel Leiden über sie gebracht habe.

* Wunderhorn, II. S. 225.

Ach Joseph, lieber Joseph, was hast du gedacht,
Daß du die schön' Nannerl in's Unglück bracht.

Joseph, lieber Joseph, mit mir ist es aus,
Man wird mich bald führen zum Schandthor hinaus.

Zum Schandthor hinaus, auf einen grünen Platz,
Da wirst du bald sehen, was die Lieb hat gemacht.

Richter, lieber Richter, richt nur fein geschwind,
Ich will ja sterben, daß ich komm zu mein'm Kind.

Ihr Freund' und Bekannten, weint nicht um meine Noth,
Zeitlebens im Gefängniß, viel lieber den Tod.

Joseph, lieber Joseph, reich mir deine Hand,
Gott wird mir verzeihen, hab' Alles bekannt.

Der Fähnrich kam geritten und schwenkte seine Fahn';
Halt' still mit der schönen Nannerl, ich bringe Pardon.

Fähnrich, lieber Fähnrich, sie ist ja schon todt;
Gute Nacht, meine schöne Nannerl, deine Seel' ist bei Gott.*

Auch die unglückliche Liebe ist ein unerschöpfliches Thema für das Volkslied. Unter den unzähligen zärtlichen, verzweifelten, bitteren oder spöttischen Liebesklagen, die auf vergilbten Blättern zu uns gekommen oder glücklicher von einem Mädchenmund dem andern überliefert worden und in Spinnstuben gesungen sind, welche verschiedenartigen Empfindungen, wie viel begrabene Träume, welch frisches Leben tritt uns entgegen! In der uralten Geschichte von gekränkter oder verschmähter Liebe kennt das

* Simrock, 129.

Volkslied eine Fülle der verschiedensten Helden: heitere und traurige, tragische und komische. Denn der frische Reiter ist gewiß nicht untröstlich, der seinen Kriegskameraden beim Wein sein Liebesleid klagt. Er macht ein Lied auf die treulose Schöne und sucht sich schnell eine andere. Auch der Schreiber ist nicht viel bemitleidenswerther, der linkische, blöde Mensch im schwarzen Rock, mit der Feder hinter dem Ohr, den die hübsche Bäuerin zum Besten gehabt hat und der sich mit einem Spottgedicht tröstet. Aber es tritt uns im Volksliede eine unglückliche und zugleich anziehendere, liebenswürdigere Gestalt entgegen, das ist der Page, der die Grafentochter liebt.

Denn der Page ist arm, ohne Familienverbindungen, Geld oder eine glänzende Zukunft, aber ihm ist eine gütige Fee erschienen, ein Stern, der ihn anlächelt, eine Beschützerin gegen das rohe Hofgesinde, die ihm tröstend die Locken streichelt: das ist die Tochter des Grafen. Bei dem einförmigen Leben im Schloß macht es ihr Spaß, mit dem feurigen Knaben zu spielen und in seinem thörichten Herzen schon vor der Zeit Flammen zu schüren. Er besitzt eine wohltönende Stimme und hat bemerkt, daß er die Frauen damit in träumerisches Sinnen versenken kann, darum schleicht er Abends nach dem wohlbekannten Thurm und hofft auf Erhörung, wenn er singt:

Schlaf nur ein, geliebtes Leben,
Schlaf, ich will ja gern zufrieden sein.
Deine lieben Augen geben
Dennoch deinem Diener hellen Schein.
    Hast du dich verschlossen,
    Will ich unverdrossen
Liebend doch vor deiner Thüre stehn;
    Daß sie Liebe quäle,
    Jauchzet meine Seele,
Darf ich liebend doch an deiner Thüre stehn.

Schlaf nur ein, und heiß mich wachend gehen,
Herz und Seele bleibet doch bei dir;
Will mir mit dem Tag die Sonne untergehen,
Ist ein Liebeshimmel doch in mir.
Denn da seh' ich immer
Deiner Sterne Schimmer,
Wie sie flüchtig auf mein Herze gehn,
Säh' ich dich doch morgen,
Ließ ich alle Sorgen
Also flüchtig durch mein Herze gehn. *

Oft ist der Graf auf der Jagd, dann steigt der Page heimlich die Wendeltreppe zum Thurm hinauf und das Edelfräulein läßt sich von ihm aus einem Ritterbuch vorlesen oder er unterrichtet sie im Lautenspiel und leitet ihre schlanken Finger über die zitternden Saiten. Doch häufig gleitet das Instrument zur Erde und wenn er auch schweigt, so sprechen seine blitzenden Augen um so beredter. Der Graf muß sie bei einer solchen Musikstunde überrascht haben, denn er läßt den schönen Knaben in das tiefste Burgverließ werfen. Was kann er dort anders thun, als an die Dame seines Herzens denken, der all sein Sinnen und Denken gilt und zu der sich seine kühnen Lieder auf den Flügeln der Hoffnung emporschwingen! O, wenn er mit ihnen fliegen könnte!

Wär' ich ein wilder Falke,
Ich wollt' mich schwingen auf,
Und wollt' mich niederlassen
Vor meines Grafen Haus.

Und wollt' mit starkem Flügel
Da schlagen an Liebchens Thür,
Daß springen sollt' der Riegel,
Mein Liebchen trät' herfür.

* Wunderhorn, III. S. 8.

Und wollt' in ihrem Nacken
Die goldenen Flechten schön
Mit wildem Schnabel packen,
Sie tragen zu dieser Höh'n.

Ja, trüg' ich sie im Fluge,
Mich schöß' der Graf nicht todt,
Sein Töchterlein zum Fluche,
Das fiele sich ja todt.

So aber sind die Schwingen
Mir allesammt gelähmt,
Wie hell ich ihr auch singe,
Mein Liebchen sich doch schämt. *

Ein alter Diener erbarmt sich des armen Gefangenen und verhilft ihm zur Flucht. Nun ist er frei — vogelfrei, ein armes gehetztes Wild. Er wird herumziehender Sänger, denn in welchem anderen Gewerbe könnte er nur seinem Leide leben? Nun zieht er durch Dörfer und Städte, auf Messen, Jahrmärkte und Schlösser, und die Glücklichen, die sein trauriges Lied hören, werfen ihm ein Almosen hin. Auch auf den Edelhöfen ist er gern gesehen, denn er weiß zierliche Liebeslieder; aber der Glanz der Feste und der Kreis der schönen Frauen läßt ihn ungerührt. Giebt es für ihn doch nichts als Almosen, Verachtung und Vereinsamung und sein Herz dürstet nach Liebe.

Wie viele Jahre so vergangen sind, weiß er selbst nicht; da zieht es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach jenem Schloß, dem Grabe seines Glücks. Unterwegs hört er, daß der Graf gestorben ist und seine Tochter sich verheirathet hat. Vielleicht wird sie ihn in ihren Dienst nehmen, da sie jetzt Schloßherrin ist. Mitten im Winter erreicht er die Burg, bleich, abgezehrt und mit bereiften Locken.

* Wunderhorn, I. S. 72.

Im Garten ist Alles öde und verlassen und er sucht einen Versteck. Plötzlich öffnet sich das Thor und die Herrin tritt strahlend und schön im reichen Jagdgewande heraus. In der Ferne tönt Hörnerschall und die schöne Jägerin blickt stolz und muthig umher. Da hebt der ehemalige Page sein wehmüthigstes Lied mit schwacher Stimme an:

Es ist ein Schnee gefallen
Und es ist doch nit Zeit,
Man wirft mich mit den Ballen,
Der Weg ist mir verschneit.

Mein Haus hat keinen Giebel,
Es ist mir worden alt,
Zerbrochen sind die Riegel,
Mein Stüblein ist mir kalt.

Ach Lieb, laß dich's erbarmen,
Daß ich so elend bin,
Und schleuß mich in dein' Arme,
So fährt der Winter hin.*

Kalt und unbewegt hört sie ihn an, zwar scheint sie einen Augenblick wie unschlüssig, dann aber wirft sie ihm ein Geldstück hin und entfernt sich schnell. Wie im Traum hört er die Münze klirrend auf das Pflaster fallen, sieht er die Dame verschwinden, endlich begreift er, was es heißen soll, die Arme sinken ihm kraftlos nieder und mit gebeugtem Haupt sitzt er lange dort; dann rafft er sich auf und entflieht. Lange noch irrt er umher, aber er sucht einsame Pfade. Wenn er singt, klingt die Stimme verschleiert und die Worte sind tief traurig:

* Hoffmann von Fallersleben, S. 199. Alte Münchener Handschrift, 1476.

In den finstern Wäldern,
Da die Wolken schwarz,
In den Distelfeldern
Fühl ich mich so wahr;
Wo die Vöglein lustig sein,
Ach da fühlt mein Herz nur Pein:
Das glaubst du nur nicht.

O ihr hohen Berge
Fallet auf mich zu
Und den Müden berget
In der kühlen Ruh.
Tausend Seufzer schick ich dir
Durch die kühlen Winde hier:
Das glaubst du nur nicht.*

Wohin der fahrende Sänger gekommen, weiß Niemand zu sagen, und vergebens fragen die Edelfrauen bei den Festen nach dem schönen Knaben mit den schwermüthigen Augen und der herzgewinnenden Stimme, der so süße Liebeslieder wußte.

Das ist nur eine jener zahlreichen Episoden, in denen das Volkslied unglückliche Liebe schildert. Der Schmerz, der sich in einzelnen Liedern ausspricht, ist so groß, die geschlagene Wunde so unheilbar, daß ein langsamer Tod oder ein Selbstmord ihn nothwendigerweise enden muß:

Schau an mein bleiches Angesicht,
Schau an, wie die Lieb' es hat zugericht't.
Kein Feuer auf Erden kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe, da Niemand von weiß.

* Wunderhorn, 16.

Ich hab' einen Schatz und den muß ich meiden,
Muß von ihm gehn, kein Wort mit ihm reden,
Und hätt' ich ein Herz, viel härter als Stein,
Da könnt' ich doch nimmer wieder fröhlich sein. *

Wie verzweifelt und hoffnungslos klingt der Vers:

Ich wünscht', ich läg' und schlief
Viel tausend Klafter tief
Im Schooß der kühlen Erden,
Weil du mir nicht kannst werden,
Ich nichts zu hoffen hab',
Als nur das kühle Grab.

Komm, Erde, deck' mich zu,
Sonst find' ich keine Ruh,
Vertilge meinen Namen,
Lösch' aus die Liebesflammen,
Die heiße Liebesgluth,
Die ewig brennen thut. **

Wie bitter, wie männlich macht sich lang verhaltener Groll in dem folgenden Liede Luft:

Lang' genug hab' ich geschwiegen,
Dieweil du bist so hoch gestiegen,
Dieweil du mich so sehr veracht'st
Und meine Treuheit gar auslachst.

Hast gemeint, du bist die Schönste,
Das ist aber weit gefehlt.
Wer du bist, der bin auch ich,
Wer mich verachtet, veracht' auch ich.

* Simrock, 270.

** Simrock, 249.

Deine Schönheit wird vergehen
Wie ein Blümlein auf dem Feld.
Es kommt ein Reiflein über Nacht,
Nimmt den Blümlein ihre Pracht.

Gift und Gall' hab' ich getrunken,
Ist mir tief in's Herz gesunken,
Daß ich fast kein Leben hab'
Und muß fort in's kühle Grab.*

Der Zorn, der hier in Bitterkeit endet, steigert sich in anderen Fällen zur Rache. Ein treuer Gesell kommt in seine Vaterstadt zurück, um die Braut abzuholen. Er kann es nicht erwarten, bis er sie wiedersieht und eilt nach ihrem Hause:

Und als ich nun wieder nach Hause kam,
Feinsliebchen stand hinter der Thür.
Gott grüß dich, du Hübsche, du Feine,
Von Herzen gefallest du mir.

Was brauch ich dir denn zu gefallen,
Ich habe schon längst einen Mann,
Einen hübschen und einen reichen,
Der mich wohl ernähren kann.

Was zog er aus seiner Scheide?
Ein Messer, war scharf und spitz.
Er stach's Feinsliebchen durch's Herze,
Das rothe Blut gegen ihn spritzt.

Und als er's wieder herauszog,
Von Blut war es so roth.
Ach höchster Gott im Himmel,
Wie bitter ist der Tod!**

* Simrock, 317.
** Wunderhorn, 328.

Wie nothwendig und doch wie tragisch ist diese Antwort mit dem Messer auf die herzlose Herausforderung der ehemaligen Geliebten! Wie verhängnißvoll und entsetzlich ist bei dieser leidenschaftlichen Natur der urplötzliche Uebergang von inniger Liebe zum wildesten Haß. Man sieht, wie er einen Schritt zurücktritt, wie er bebt, wie ihm dann die Zornröthe in das Gesicht schießt und seine beleidigte, gekränkte und in den Staub herabgezogene Liebe ihren Durst in dem Blut der Treulosen löscht.

Die angeführten Beispiele sind weit entfernt, das reiche und überströmende Leben zu erschöpfen, das sich mit seinen Freuden und Qualen, seiner Lust und Rache in den Volksliedern erschließt; sie geben es nur in einigen großen charakteristischen Zügen. Die Liebe ist hier immer ernst, tief und ausschließlich und sie zieht mit Naturnothwendigkeit gewisse moralische Folgen nach sich. Die reine und treue Liebe heiligt die Leidenschaft und adelt die Liebenden, die Verführung, welcher Vernachlässigung folgt, bringt Verzweiflung und Unheil mit sich; die verschmähte Liebe verzehrt sich in der Einsamkeit, der Verrath erzeugt den Selbstmord oder eine blutige Rache. Nie wird die Liebe für ein Spiel oder einen Zeitvertreib angesehen; sobald sie aufflammt, bemächtigt sie sich des ganzen Menschen. Manchmal tritt sie blutig und schuldbeladen auf, aber stets ist sie tief und fast immer unwiderstehlich. Ob glücklich oder unglücklich, in Freuden oder Leiden ist die Liebe der ewige Traum der Volksmuse, das heißt des Volkes selbst in seinen Stunden höheren Schwunges. Wenn es sich von seinem eigenen Geschick in höhere Geistesregionen erhebt, so beschäftigt es sich mit dieser einzigen, ausschließlichen Liebe, die nur einmal im Leben kommt und ein schnelles Ende findet. Dann klingen seine Lieder und Melodien unbeschreiblich wehmüthig.

Wieder grünt der Wald, der Schnee schmilzt, Himmel,

Wiese, Strauch und Bach prangen im Festgewande. Was wird das Landmädchen zu dem weißen Schlehdorn sagen, der seine glänzenden Knospen erschließt! Wie die Nachtigall begrüßen, die ihre Stimme von Neuem erschallen läßt? — Ach, alle das Grün und die Nachtigall sind nicht für sie; das Leben hat ihr nichts mehr zu bieten. Sie hat einmal geliebt und nun ist es damit für immer vorbei. Und jedes Jahr kommt der Frühling schöner wieder und jedes Jahr ist sie trauriger, denn sie denkt an vergangene Zeiten. Da scheint es ihr dennoch, als ob die Vögel lieblicher als je sängen, als ob die Blumen reicher und schöner blühten und sie noch einmal glücklich werden könnte, und leise singt sie vor sich hin:

Wenn's Mailüfterl weht,
Geht im Wald drauß der Schnee,
Da heb'n blau Veigerln
Die Köpferl in die Höh'!
Und Vögerl, die geschlafen hab'n
Durch d'Winterszeit,
Die wer'n wieder munter
Und singen voll Freud.

Und blühn amol d'Rosen,
Wird's Herz nimma trüb',
Denn d'Rosenzeit ist ja
Die Zeit für die Lieb'!
Nur d'Rosen, die blühn
Schön frisch alle Jahr,
Doch d'Lieb blüht amol
Und noher ist's gar.

Jed's Jahr kommt der Frühling,
Ist d'Winter vorbei:
Der Mensch aber hat nur
An einzigen Mai.

Die Schwalb'n fliegen weit fort,
Doch zieh'n wieder her:
Der Mensch, wenn er fortgeht,
Der kommt nimmermehr! *

Man kann die Gesetze des Weltalls in dem Grashalm finden und das ganze Menschenherz in einem kleinen Liede. Unendliche Hoffnung, unendliche Verzweiflung, Alles umfaßt es.

Es ist nicht, wie bei den Dichtern des Weltschmerzes, ein Zweifel an der Liebe selbst, es ist nur das tiefe Schmerzgefühl, das das Menschengeschick an und für sich einflößt, die uralte Klage über das unerbittliche Scheiden, über Trennung und Tod. Das, was uns Ausländern an den Liedern dieses Volkes überrascht, ist der unbegrenzte Glaube an die Liebe, als die größte Macht der Welt, als das Schönste und Göttlichste auf Erden. Wenn es auf den Flügeln der Melodie über dem Abgrund der Seele und dem geheimnißvollen Dunkel der Ewigkeit schwebt, da will es sagen, daß die Liebe das erste und letzte Wort der Schöpfung ist, ihr einziges Lebensprinzip, weil sie allein die höchste Hingebung in uns zu erzeugen vermag. Und diesen Gedanken führt das Volk oft in seinen naiven Balladen aus. Ein junges Mädchen ist von einem Seeräuber geraubt und will sich loskaufen:

Ach, Schiffer, lieber Schiffer,
Stoß noch nicht ab, o mache Halt!
Lieb' Schwester wird mich retten,
Da kommt sie hergewallt!

* Diesen rührenden Ton der Klage über die Vergänglichkeit des Menschen im Vergleich zu der sich ewig wieder erneuernden Natur vernehmen wir selbst bei den Dichtern des blasirten Augusteischen Roms, wie z. B. in Horazens tiefempfundener Frühlingsode: Diffugere nives etc. (Ad. St.)

Willst du den Demant geben,
O Schwester, frei bin ich im Nu! —
Ich rette nicht dein Leben,
Du Schiffer, fahre zu!

Ach, Schiffer, lieber Schiffer,
O stoß nicht ab, o mache Halt!
Mein Bruder wird mich retten,
Da kommt er hergewallt!
Willst du die Schnalle geben,
O Bruder, frei bin ich im Nu! —
Ich rette nicht dein Leben,
Du Schiffer, fahre zu!

Ach, Schiffer, lieber Schiffer,
O stoß nicht ab, o mache Halt!
Herzvater wird mich retten,
Da kommt er hergewallt!
Willst deinen Rock wohl geben,
O Vater, frei bin ich im Nu! —
Ich rette nicht dein Leben,
Du Schiffer, fahre zu!

Ach, Schiffer, lieber Schiffer,
O stoß nicht ab, o mache Halt!
Herzmutter wird mich retten,
Da kommt sie hergewallt!
Willst du dein Kettlein geben,
O Mutter, frei bin ich im Nu! —
Ich rette nicht dein Leben,
Du Schiffer, fahre zu.

Ach, Schiffer, lieber Schiffer,
O stoß nicht ab, o mache Halt!
Mein Liebster wird mich retten!
Da kommt er hergewallt!

Willst du dein Schwert drum geben,
O Liebster, frei bin ich im Nu! —
Ach halte, lieber Schiffer,
Nimm Alles, greife zu. *

Die Liebe in ihrer schönsten Entfaltung ist göttlichen Ursprungs. Nichts vermag sie zurückzuhalten und in dem Tode für das geliebte Wesen findet sie ihr höchstes Glück, denn ihr einziges Streben geht dahin, ganz in dem Andern aufzugehen. Wenn die Welt ihr unübersteigliche Hindernisse entgegenstellt, so kämpft sie dagegen an und stirbt, aber in ihrem Tode bezeugt sie noch ihre ewige Macht, sie siegt und löst sich dann in das Nichts auf. Diese Liebe, die stärker ist als der Tod, wird königlich in der Ballade „Edelkönigs-Kinder“ besungen:

Es waren zwei Edelkönigskinder,
Die beiden, die hatten sich lieb,
Beisammen konnten sie dir nit kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

„Ach Liebchen, könntest du schwimmen,
So schwimme doch her zu mir!
Drei Kerzlein wollt ich dir anstecken,
Die sollten auch leuchten dir.“

Da saß ein loses Nönnechen,
Das that, als wenn es schlief;
Es that die Kerzlein ausblasen,
Der Jüngling vertrank so tief.

„Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Wie thut mir mein Häuptchen so weh!
Könnt' ich eine kleine Weile
Spazieren gehn längst der See?“

* Wunderhorn, I.

„Ach Tochter, herzliebste Tochter!
Allein sollst du da nit gehn;
Weck' auf deine jüngste Schwester
Und laß sie mit dir gehn."

„Ach Mutter, herzliebste Mutter!
Mein Schwester ist noch ein Kind,
Sie pflückt ja all' die Blumen,
Die in dem grünen Wald sind.

Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Wie thut mir mein Häuptchen so weh!
Könnt' ich eine kleine Weile
Spazieren gehn längst der See?"

„Ach Tochter, herzliebste Tochter!
Allein sollst du da nit gehn;
Weck' auf deinen jüngsten Bruder
Und laß ihn mit dir gehn."

„Ach Mutter, herzliebste Mutter!
Mein Bruder ist noch ein Kind,
Er fängt ja alle Hasen,
Die in dem grünen Wald sind."

Die Mutter und die ging schlafen,
Die Tochter ging ihren Gang,
Sie ging so lange spazieren
Bis sie einen Fischer fand.

Den Fischer sah sie fischen:
„Fisch dir ein verdientes roth Gold!
Fisch mir doch einen Todten!
Er ist ein Edelkönigskind."

Der Fischer fischte so lange,
Bis er den Todten fand:
Er griff ihn an den Haaren
Und schleift ihn an das Land.

Sie nahm ihn in ihre Arme
Und küßt ihm seinen Mund:
„Ade, mein Vater und Mutter!
Wir sehn uns nimmermehr!“ *

Die siegreiche Macht der Liebe, ihr Triumph im Tode können nicht herrlicher besungen werden, und der edle Geist, der aus dem Liede weht, bringt uns unwillkürlich die Gestalten von Tristan und Isolde, Romeo und Julia vor die Augen. In seinen Träumen skizzirt das Volk die Ideale, welche die großen Dichter weiter ausführen. Diese schöne und reine Poesie erblickt in ihrer Einfalt vorahnend die mächtigen göttlichen Seelenkräfte und die großen Räthsel des Lebens. Und Ihr, welche der krankhaften Leidenschaften einer blasirten Civilisation müde seid, die Ihr nur ein bitteres Hohnlächeln für die hohle Aufgeblasenheit einer verkommenen Poesie habt, suchet nur einmal die verschlungenen Pfade auf, die zu der ursprünglichen Poesie jugendfrischer Völker führen. Schreckt nicht vor den Dornen zurück, die auf dem Wege wachsen, vor den hochaufgeschossenen Farrenkräutern, die die Schluchten ausfüllen, vor den mächtigen Eichenstümpfen, welche einander in dem undurchdringlichen Dickicht des Hochwaldes umgerissen haben. Strebt immer vorwärts, der Höhe zu! Mehr als eine bescheidene, thaufrische Blume spendet Euch ihren belebenden Duft, mehr als ein Waldvogel empfängt Euch mit fröhlichem Schlag und die belebende Luft, die vom hohen blauen Himmel herabweht, strömt Euch neue Jugendkraft zu. Und nicht fern von den erhabenen Höhen, auf denen die vergessenen Götter thronen unter dem Schattendach des schweigenden Waldes, findet Ihr den ersten Quell der Liebeslieder, zu dem das Volk einst eifrig pilgerte und den die Griechen einer Gottheit geweiht haben würden. Wie viel

* Wunderhorn, I. S. 336.

liebende Herzen haben seiner tröstenden Stimme gelauscht, wie viele männlich ernste Naturen sich in seinen klaren Fluthen verjüngt.

Dort ist der Lieblingsaufenthalt der kindlichen Gemüther und der Weisen, der Jugend und des kraftvollen Mannesalters. Hört, der Quell spricht noch immer, es ist die echte unsterbliche Seele der Menschheit, die hier in der Einsamkeit leise die Worte des Volksliedes murmelt: „Liebe stirbt nie bei mir, das glaube mir.“

Cajetan: Wenn du die Kirche verlässest,
wo willst du bleiben?

Luther: Unter Gottes freiem Himmel.

Sechstes Kapitel.

Das religiöse Leben.

Die katholische Kirche und ihre Hymnen. — Das Volk und seine Legenden. — Luther, die Reformation und das protestantische Kirchenlied. — Die Befreiung der religiösen Poesie; sie verläßt die Kirche und wendet sich der Natur und Menschheit zu.

Das deutsche Volk hat in seinen Liebesliedern die verborgensten Schätze seines Herzens niedergelegt, sie athmen vielleicht die größte Innigkeit und Frömmigkeit. Indessen soll das nicht heißen, als habe es sich nicht auch zur Religion im eigentlichen Sinne des Wortes erhoben. Das religiöse Gefühl nimmt einen großen Raum in der Volkspoesie ein, in der sich der Mensch immer ganz und ohne Vorbehalt giebt: denn der Mensch ist religiös von Natur. Ob gebildet oder nicht, gläubig oder zweifelnd, bewegt es ihn seltsam, wenn er der Unendlichkeit oder der Ewigkeit gegenüber steht, und er fühlt, daß es ein geheimnißvolles Band zwischen ihm und den zahllosen Wesen giebt, welche die Welt bevölkern. Wie er auch das höchste Wesen nennen mag, dem er sich unterordnet, ob er Jehova, Gott oder den Geist anbetet, der in Allem webt und durch sein Gewissen redet, sobald er nur anbetet, ist er religiös. Und dieses Gefühl, das mächtig, tief und unsterblich, wie seine Seele, ist der erhabenste Ausdruck seiner Religion. Die echte Poesie ist

daher religiös, aber sie kann es auf tausend verschiedene Arten sein. So wird zum Beispiel der philosophische Dichter nicht das Göttliche in einer übernatürlichen Welt suchen, er findet es überall, sieht es in dem unerschöpflichen Leben der Natur und in dem Adel der Menschenseele. Aber der einfache Volksdichter, der unter dem Druck des Lebens schmachtet, der bedarf eines Himmels, eines Gottes und einer Heiligenschaar, die Urbilder aller Vollkommenheiten sind. Er glaubt an sie, liebt sie, beugt sich vor ihnen in den Staub, nachdem er sie, ohne es zu wissen, mit den köstlichsten Schätzen seines eigenen Gemüthes geschmückt hat. Seine bilderreiche und treuherzige Legende thut nur im Kleinen, was die Religionen im Großen thun.

Eine wichtige Gruppe würde in dem Bilde der deutschen Volkspoesie fehlen, wollte man die religiösen Lieder nicht anführen. Nach der Zeit ihres Erscheinens und der Empfindungsweise, der sie ihre Entstehung verdanken, nehmen sie die Mitte zwischen den lateinischen Kirchenhymnen und den protestantischen Kirchenliedern ein, und zwischen diese beiden Gegensätze gestellt, fällt ein doppelt helles Licht auf sie. Die Geschichte der Poesie erschließt die Herzen und läßt uns die Umwälzung der religiösen Auffassung schauen, die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert tief im menschlichen Bewußtsein vollzieht. Die lateinischen Hymnen des Mittelalters, die volksthümlichen Legenden und die protestantischen Kirchenlieder sind nur ebenso viel verschiedene Formen der christlichen Anschauungsweise. Während das Christenthum durch die Kirche, das Volk und die Reformation hindurchgeht, gestaltet es sich unaufhörlich um, und die majestätischen oder einfachen, sanften oder heroischen Klänge jener Lieder, die so viele Seelen himmelwärts gezogen haben und uns heute noch bewegen, lehren uns von Neuem, daß die Religionen nichts an sich sind, sondern Alles durch diejenigen, die sie machen.

Die katholische Kirche hat ihren lateinischen Liedern einen unverkennbaren Stempel aufgeprägt. Wenn sie ertönen, richtet sie sich in ihrer ganzen finstern Größe auf, wie die stolze Kathedrale, die von der arbeitsamen Stadt zu ihren Füßen nichts wissen will. Sie stellt den Himmel auf Erden dar, alles Uebrige geht sie nichts an. Sie ruht auf der Tradition, als auf einer unerschütterlichen Grundlage, steigt langsam empor mit ihrem Volk von Märtyrern und Heiligen, und während man schon anfängt, ihre Grundfesten zu untergraben, strebt ihre mystische Kreuzblume in die Lüfte und will von oben her die Welt beherrschen. Mystisch in ihrer Poesie, ascetisch in ihrer Moral, bemächtigt sich die Kirche zuerst der fruchtbarsten Ideen des Christenthums und unterwirft sich mit ihrer Hülfe das Abendland. Aber je mehr sie sich befestigt, um so mehr ist sie bestrebt, das religiöse Leben allein auszufüllen, und dadurch übt sie einen schweren Druck auf die Völker. Drohend stellt sie sich zwischen Gott und Menschen, richtet eine unübersteigliche Schranke auf zwischen Himmel und Erde, Priester und Volk, göttlichem und menschlichem Leben. Was konnte die Poesie in einer solchen Religion anders werden, als ein feierliches Beiwerk des Gottesdienstes? Daher rührt ihr überall gleichmäßiger Charakter: denn sie ist bei allen Nationen dieselbe, immer lateinisch, immer derselben Anschauungsweise entsprungen. Diese Hymnen sind nicht deutsch, französisch oder italienisch, sondern katholisch und römisch. Die Originalität der Völker und Individuen vermag weder die schwere bleierne Hülle der Orthodoxie, noch die eiserne Form der lateinischen Sprache zu durchbrechen. Was diese Hymnen preisen, das ist das Unbewegliche, das überall und ewig bleibt; es ist die überirdische Welt, neben der die Erde nichts gilt; es sind die herrlichen Geheimnisse Gottes, nach denen die Menschheit verlangend aus ihrer Nacht der Verdammniß blickt, es ist die heilige Geschichte, vor der alle irdische Geschichte erbleichen

muß. Die äußere Gestaltung des Gottesdienstes macht den Abgrund nur noch fühlbarer, der Himmel und Erde trennt. Denn zwischen Gott und dem Menschen giebt es auch da keinen unmittelbaren Verkehr; er spricht mit ihm nur durch seinen Stellvertreter. Die Gemeinde kniet im Schiff der Kirche und die Priester singen hinten am Hochaltar die Hymnen, welche die Seelen auf Weihrauchwolken von der Erde emporheben. Der Grundgedanke, welcher der Kirche des Abendlandes in den frühesten Zeiten vorschwebt, ist der Glaube an den einigen, allmächtigen Gott. Dieser Gedanke ist es, dessen Erhabenheit die heiligen Eichen der alten Deutschen stürzt und den starren Nacken der Barbaren beugt; er tönt in der Donnerstimme des Friesenapostels und blitzt in dem Schwert Karl's des Großen, und ihm gelten vornehmlich die ältesten Kirchengesänge. Um den einigen und allmächtigen Gott zu suchen, drängt sich das Volk in die imposante Basilika, deren stolze Pfeiler Jahrhunderten trotzen, in jenen Tempel, in das Heiligthum der Ewigkeit inmitten der Stürme der Welt. Alle stehen hier auf gleichem Boden; und unter dem Hauche des allmächtigen Gottes beugt sich das Haupt des Handwerksmanns wie das des Ritters und des Königs. Die Orgel entsendet ihre mächtigen Tonwellen, die die starken Pfeiler umrauschen und in den fernsten Tiefen des Gebäudes verhallen. Nacht umfängt das ganze Schiff, aber am Hochaltar glänzen Kerzen und die Priester loben den König der Könige:

Tibi omnes angeli, tibi coeli
Et universae potestates,
Tibi Cherubim et Seraphim
Incessabili voce proclamant:

Sanctus, sanctus, sanctus
Dominus Deus Sabaoth!

Pleni sunt coeli et terra
Majestate gloriae tua.*

Die Gläubigen verstehen die Sprache des Gesanges nicht, aber sie wissen, daß der Höchste gepriesen wird, und schwärmerische Gemüther erheben wohl das Haupt und glauben, daß sich die Wölbung öffnet und ihre Augen unaussprechliche Wonnen schauen. Da schwebt sie, die singende Kirche, mit ihren sieben über einander stehenden mystischen Kreisen, von denen ein jeder immer kleiner und heller als der vorhergehende ist. Da sind sie, die Erwählten in weißen, strahlenden Gewändern von hellem Glanz umflossen, unten die glückliche Schaar der begnadigten Sünder, höher das Heer der frommen Lehrer und der Heiligen, noch höher die verklärten Märtyrer mit Palmen, die Propheten, die Erzengel und Heerschaaren, die vor dem Thron des ewigen Vaters knien. Eine erhabene Vision, in der der Christ in dem Gedanken an das Allerheiligste aufgeht! Aus der Natur, aus dem wirklichen Leben entrinnen, um sich in die Größe Gottes zu versenken, ist das stete Bestreben jener Hymnen. Aber den Stunden der Entzückung folgt verhängnißvoll das Erwachen, und nach der hohen Begeisterung bleibt der Seele nichts als das Bewußtsein ihrer Ohnmacht. Je tiefer sie sich vor dem allmächtigen Gott gebeugt hat, um so elender fühlt sie sich; je mehr sie seine strahlende Reinheit erkannt, um so unreiner und schuldbeladener kommt sie sich vor, denn ihr klebt die Erbsünde an. Der Gott, der ein Geist ist, gebietet ihr, das Fleisch zu kreuzigen, aber die böse Lust quält sie mit glühenden Pfeilen. Der strenge und eifersüchtige Gott verlangt, daß sie sich demüthigt, und

* Hymne des Ambrosius aus dem vierten Jahrhundert: „Alle Engel, alle Himmel, alle Mächte des Weltalls, die Cherubim und Seraphim rufen mit ewiger Stimme: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, Himmel und Erde sind deines Ruhmes voll."

der Hochmuth verzehrt sie innerlich. Sich selbst überlassen, glaubt sie sich verdammt und ruft tiefgebeugt: Ich bin nicht werth, meine elenden Augen zu den glänzenden Gestirnen zu erheben, denn die Last meiner Sünde drückt mich zu Boden. Schone meiner, Erlöser. . . . Weint mit mir, ihr Sterne, heulet ihr Thiere des Waldes und sprechet: „Verflucht bist du, der unter der gottlosen Missethat seufzt.“ *

Gott hat vollständig mit dem Menschen gebrochen, selbst der herrliche Aufschwung in den Hymnen vermag ihn nicht zu besänftigen; er thront in zu hoher Majestät. Die Creatur bedarf eines Erlösers in Menschengestalt und den findet sie in dem gekreuzigten Christus. Der Mensch gewordene Gott ist ein Widersinn für die Vernunft, aber er entwickelt sich ganz psychologisch aus den Empfindungen und dem Verlangen des christlichen Gemüthes, dem Gott Vater nicht genügte. Denn die Seele hat das Bedürfniß, ihren Gott zu sehen und zu lieben und darum macht sie ihn zum Menschen; sie bedarf der Rettung, darum muß Gott für sie den Kelch menschlicher Leiden trinken. Allmächtig, ewig und vollkommen sein, das ist göttlich, aber die Menschen unendlich lieben und unendlich für sie leiden, ist noch göttlicher, und das ist der menschliche Inhalt des Geheimnisses der Menschwerdung und der Leidensgeschichte Christi. Diesem Gefühl entspringen die zahllosen Hymnen an den Gekreuzigten, in denen sich der Christ mit Jesus identificirt. Dieser Kultus des Schmerzes steigert sich bis zu dem höchsten Grade, wie bei Bernhard von Clairvaux, der sich nach einander an die blutenden Füße, die Knie, die Hände mit den Nägelmalen, die durchstochene Seite und das dornengekrönte Haupt des Erlösers wendet. Denn der begeisterte Christ will das Leiden seines Herrn selbst mit durchmachen und sucht die himmlische Seligkeit im grenzenlosesten Schmerz.

* Hymne des Hilarius. Wackernagel, I. S. 12.

Doch auch der sühnende Gott genügt noch nicht dem Gläubigen, denn es kommt der Tag des Gerichts und dann wehe denen, die gegen die Gebote des Höchsten gefehlt haben. Das Lamm wird zum Löwen werden. Gott Vater ist da, um die Welt zu schaffen, Gott Sohn, um für die Sünde zu büßen und am jüngsten Tage zu richten, aber um zu verzeihen, muß eine Frau im Himmel sein. Daher kommt es, daß Maria schließlich den ersten Rang in der mittelalterlichen Poesie einnimmt; sie vervollständigt die göttliche Familie. Wenn Gott die unnahbare Majestät darstellt, Christus das Leiden und die Gerechtigkeit, so ist sie die unendliche Gnade. Weil sie am meisten schweigend gelitten hat, kann sie auch am meisten verzeihen. Den kirchlichen Dichtern erscheint ihr Herz als ein Meer von Liebe und Leiden, in das sie sich zu versenken lieben:

Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrymosa
Dum pendebat filius,
Cujus animam gementem
Contristamtem et dolentem
Pertransivit gladius. *

Die Logik des Menschenherzens machte Maria zu der ersten Gottheit des Mittelalters. Der Vater zog den Sohn zu sich, der Sohn die Mutter. Mutter durch die Unermeßlichkeit ihrer Liebe, Jungfrau durch die Reinheit ihres Herzens,

* Thränenvoll, mit schwerem Herzen
Stand die Mutter, reich an Schmerzen,
Als der Sohn am Kreuze hing,
Bang erbebend bei dem Leide,
Denn es war des Schwertes Schneide,
Was durch ihre Seele ging.

Hymnen des Mittelalters. Frei nach dem Lateinischen, H. v. Loeper. Seite 21.

vereinigt sich in ihrer Gestalt die tiefe Empfindung und die keusche Tugend, welche die Macht des Weibes ausmachen. Darum wird das Herz Maria's der lebendige Mittelpunkt der katholischen Weltanschauung, der Herd der Liebe und des Erbarmens, dem Alle zustreben. Deshalb feiert man sie bald als Rose, als „reine Gottesblume" und „Stern des Meeres." Himmel und Erde beten sie an:

Ad te clamant miseri
De valle miseriae,
Te adorant superi
Matrem omnis gratiae,
O sanctissima Maria! . . . .*

Die Anbetung Gottes, Jesu und Maria's sind die drei großen Gedanken jener Hymnen, die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert in erhabener Einförmigkeit wiederholen. Sie verachten die Erde und laden zu der Betrachtung des Himmels ein. Es sind manchmal herrliche Erhebungen der Seele zum Ideal, aber es fehlt ihnen die Freudigkeit, die Leben giebt, die Kraft, die zum Handeln treibt, der Glaube an den Menschen, durch den der Mensch innerlich wächst. Sie sind von Gott durchdrungen, aber sie stellen ihn außerhalb des Bereiches des Menschen. In dieser Religion ist die sündige Menschheit rettungslos verloren und nichts als eine verworrene Menge, die vom Sturmwind ihrer Leidenschaften und Verbrechen dem jüngsten Gericht zugetrieben wird. In dem Dies irae tritt die mittelalterliche Auffassungsweise in schreckvollster Gestalt uns entgegen:

Dies irae, dies illa
Solvet saeculum in favilla
Teste David cum Sybilla.

* Zu dir rufen die Elenden aus dem Jammerthal, dich beten die in der Höhe an, Mutter aller Gnaden, o heilige Maria! . . . .
Hymne aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Quantus tremor est futurus,
Quando judex est venturus
Cuncta stricte discussurus.

Tuba mirum sparget sonum
Per sepulcra regionum
Coget omnes ante thronum.

Mors stupebit et natura,
Cum resurget creatura,
Indicanti responsura.

Liber scriptus proferetur,
In quo totum continetur
Undi mundus judicetur.

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet apparebit
Nil inultum remanebit.

Quid sum miser tum dicturus,
Quem patronum rogaturus?
Dum vix justus sit securus.

Rex tremendae majestatis
Qui salvandos salvas gratis,
Salva me, fons pietatis . . . etc.

Tag des Zornes, Tag der Schrecken,
Wenn der Herr wird auferwecken,
Was die Gräber jetzt bedecken.

Die Posaune wird den Gründen
Dann mit lautem Klang verkünden,
Daß Er richten will die Sünden.

Bei dem wunderbaren Schalle
Oeffnen sich die Gräber alle,
Alles eilt zur Richterhalle.

Tod und Schöpfung sehn mit Beben
Sich die Kreatur erheben,
Rechenschaft dem Herrn zu geben.

Vor dem Richter aufgeschlagen
Liegt das Buch, darin die Klagen
Deutlich stehen eingetragen.

Nichts entzieht sich dem Gerichte:
Das Verborgne kommt zum Lichte
Und die Lüge wird zu nichte.

Was soll Armer ich dann sagen?
Welchen Anwalt mir erfragen,
Wenn Gerechte selbst verzagen?

Heil'ger Gott, vor dem wir beben,
Du allein kannst uns vergeben
Unser sündenvolles Leben.*

Die christliche Poesie hat nichts Großartigeres aufzuweisen und die lateinische Sprache bringt hier die herrlichsten Wirkungen hervor. Ihr strenger, voller Ton hallt weithin, wie die Posaune des jüngsten Gerichts über die Gräber aller Zeiten. Diese schönste Hymne des Mittelalters enthält zugleich sein letztes Wort über die Menschheit.

So ist in ihren hervorstechendsten Zügen die lateinische Poesie der katholischen Kirche beschaffen; im Tempel geboren, nur für den Gottesdienst bestimmt, tritt sie nie über die Schwelle der Kirche hinaus. Wohl war sie der Trost der Kirchenväter, der Kirchenlehrer und der Priester, die diese Hymnen sangen und ihren hohen Sinn erfaßten. Aber was konnten sie dem Volk sein, das nicht einmal die Sprache verstand, in der sie gedichtet waren? Wohl nährte die Pracht des Gottesdienstes, der feierliche Orgelklang und der Glanz

* Dies irae von Thomas von Celano im 12. Jahrhundert. Hymnen des Mittelalters. Frei nach dem Lateinischen von H. v. Löper.

der Ceremonien seine Phantasie, und nach der Ansicht der Kirche sollte es sich an diesen oberflächlichen Regungen auch genügen lassen, denn sie verlangt von dem Volke nichts als schweigende Unterordnung und verspricht ihm dafür die ewige Seligkeit. Mit kindlicher Andacht wohnte das Volk dem Gottesdienste bei, aber die Religion beschäftigte es zu lebhaft, als daß es sich mit dieser passiven Rolle hätte begnügen sollen. Denn mußte es ihm nicht scheinen, als ob die lateinisch gesungenen Hymnen es nur noch weiter von der Gottheit entfernten? Um die Gottheit kennen zu lernen, mußte sie zu ihm herabsteigen, um sie lieben zu können, mußte sie Theil an seinem Leben nehmen. Darum schuf sich das Volk seine religiöse Poesie in seiner eigenen Sprache und nach dem Bedürfniß seines eigenen Herzens. So sucht das religiöse, von dem Katholizismus zurückgestoßene individuelle Gefühl einen Ausfluß in der volksthümlichen Legende. Mit ihr treten wir aus den finstern Mauern der Kathedrale heraus unter den heitern Himmel der Natur. Dem Glauben nach steht das Volk noch unter der Herrschaft des katholischen Dogma's, aber unbewußt sagt es sich in seinem Herzen von ihm los, und bereitet sich im Stillen auf eine große, moralische Umwälzung vor, indem es sich dem kühnen Fluge seiner Phantasie und den Eingebungen seines Gewissens überläßt.

Wie wir gesehen haben, feiert das deutsche Volk in seiner Poesie die Natur; bald versenkt es sich in sie mit den Wasser- und Waldgeistern, bald preist es sie in der Trunkenheit des Weins und dem Uebersprudeln seiner Leidenschaften, oder legt ihr göttliche Weihe in seinen Liebesliedern bei. Ein jeder dieser heiteren oder ernsten Reime ist ein Angriff auf die christliche Ascetik; und einen ähnlichen Geist athmen die Legenden. Nicht etwa, daß das Volk die biblischen Geschichten auf die Stufe gewöhnlicher Abenteuer herabzöge. Im Gegentheil beugt es sich verehrend vor der milden Ge-

stalt Jesu und seiner Mutter, weil es die Gegenwart des Göttlichen fühlt. Aber trotzdem sieht es in der Himmelskönigin, dem Gottessohn nur die menschliche Seite der Gestalten, die ewige Liebe, den herbsten Schmerz und die höchste Opferfähigkeit; dies betet das Volk an, ohne sich an die Dogmen der Kirche zu kehren und dies ist eben auch der ewige und wahrhaft göttliche Inhalt des religiösen Gedankens.

Wenn die katholische Kirchenpoesie eine unausgesetzte Erhebung der Seele himmelwärts ist, so führt uns die Volkspoesie fortwährend auf die Erde zurück. Sie besingt nicht einen unnahbaren Gott, sondern einen Gott in Menschengestalt, den sie wie ihre Helden reden und handeln läßt. Das Geheimniß des Leidens veranlaßt sie nicht zu spitzfindigen Grübeleien, sondern sie stellt es wie ein erhabenes und rührendes Drama dar.

Maria kam unter das Kreuz gegangen,
Sie sah ihr liebes Kindlein hangen
An einem Kreuz, war ihr nicht lieb,
Maria war ihr Herz betrübt.

Johannes, liebster Jünger mein,
Laß dir mein' Mutter befohlen sein.
Nimm's bei der Hand, führ's weit hindann,
Daß sie nicht sieht mein Marter an.

Ach Herr, das will ich gerne thun,
Ich will sie führen weit davon,
Ich will sie trösten alle wol,
Wie ein Kind seine Mutter trösten soll.

Er nahm sie bei der rechten Hand,
Er führt sie weit vom Kreuz hindann.
Weit von dem Kreuz, war ihr nicht lieb.
Maria war ihr Herz betrübt.

Nun bieg dich, Baum, nun bieg dich, Ast,
Mein Kind hat weder Ruh noch Rast.
Nun bieg dich, Laub und grünes Gras,
Laßt euch zu Herzen gehen das.

Die hohen Bäum', die bogen sich,
Die harten Felsen zerkloben sich,
Die Sonn' verlor ihren klaren Schein,
Die Vögel ließen ihr Rufen sein.

Die Wolken schrien Weh und ach,
Die Felsen gaben einen Krach,
Die Gräber öffneten die Thür,
Die Todten kommen all' herfür.*

In dem ganzen Vorgang sieht das Volk nur die Fürsorge des sterbenden Sohnes und das Leid der Mutter, und die Umwälzungen in der Natur sind nur der majestätische Ausdruck für diesen göttlichen Schmerz.

Aber das Volk hält sich nur selten an die biblische Erzählung, es hat seine eigenen Offenbarungen, Wunder und Erscheinungen. In den stolzen Domen erstickt die Stimme des Priesters seine Seele, aber in der Waldeinsamkeit lauscht es der Sprache seines Herzens. Nach seiner Meinung ist Jesus auch zu diesen Bergen herabgestiegen, hat Maria auch diese Thäler durchwandelt. Zwar wohnen sie im Himmel, aber sie haben die Erde lieb, und wie sollten sie der Menschenkinder vergessen? So denkt das Volk. Und dem Hirten erscheinen sie in seiner Einsamkeit hoch oben auf den Alpen und der Fischer sieht sie am Gestade wandeln. Eines Tags, berichtet die Legende, begegnet Maria einem Schiffer, der sie nicht erkennt.

Maria sollt' zur Schule gehn:
Was fand sie an dem Wege stehn?

* Wunderhorn, Th. I. Seite 146.

Da fand sie einen Schiffmann stehn;
Ach Schiffmann, fahr' mich über das Meer.

Ich will dich fahren über das Meer,
Ihr müßt mir versprechen eu'r höchste Ehr!

Meine höchste Ehre versprech' ich euch nicht,
So lange als Himmel und Erde steht.

Meine Ehre versprech' ich euch nimmermehr,
Viel lieber will ich wandeln über das Meer.

Und als sie in die Mitte kam
Fingen alle Glocken zu läuten an.

Sie läuten alle groß und klein,
Sie läuten alle in's gemein.

Maria kniet auf einem Stein;
Dem Schiffmann sprang sein Herz entzwei.*

Denn er hatte erkannt, daß er die Mutter des Heilands beleidigt. Das ist ein kindlicher Traum, wenn man will, aber ein tiefsinniger Traum. Denn wie kann man lebhafter und anschaulicher die jungfräuliche Demuth und Reinheit darstellen, oder wie die große Macht schildern, die sie selbst auf verderbte Menschen ausüben.

Maria, die „heilige Dame," wie das Volk sagt, ist auch in ihrer Demuth und Reinheit barmherziger gegen die Sünder, als der heilige Petrus, der eifersüchtige Hüter der Himmelspforte. Während er die armen Seelen wegen geringfügiger Verbrechen hart abweist, bringt sie Maria zu seinem nicht geringen Verdruß in das Himmelreich zurück. Zwei Schwestern sterben an einem Tag, aber Petrus nimmt nur

* Simrock, 143.

eine in das Paradies auf, die andre soll den „breiten Weg" gehn.

Und da sie den breiten Weg auß'n kam,
Da begegnet ihr die heilige Frau.

Wohinaus, wohinaus, du arme Seel'?
Wir wollen jetzt zu Gott einkehr'n.

Ich bin ja schon bei Gott eingekehrt,
Da hat mir St. Petrus hinaus gewehrt.

Was hast du denn für Sünde gethan,
Daß du nicht darfst in Himmel gahn?

Ich habe alle Samstag Nacht
Ein Abendtänzchen mitgemacht.

Hast du sonst keine Sünde gethan,
Darfst du mit mir in Himmel gahn.

Maria nahm sie bei der Hand,
Führte sie in's gelobte Land. *

Maria ist vor Allem die Freundin der Armen und Betrübten. Selbst demüthig, liebt sie die Demüthigen, selbst reich an Schmerzen, fühlt sie sich zu denen hingezogen, die leiden, wird sie Vertraute der Verlassenen, Trösterin der gebrochenen Herzen, die selbst nicht einmal Kraft haben, ihr Weh zu klagen. Ihr Bild steht an der Landstraße, auf Felsvorsprüngen, nahe an Quellen, in alten hohlen Baumstämmen, damit ein Jeder ihr sein Flehen vortragen könne. Ein paar Verse, die an eine arme Wallfahrerin gerichtet sind, geben ein deutliches Bild, wie lieblich, wehmüthig und trostreich zugleich das Volk die Gestalt Maria's auffaßte.

* Simrock, 142.

Hör mich, du arme Pilgerin,
Die zum Wallfahrten hast den Sinn,
Nicht wollest du vorübergehn,
Bei diesem Bilde bleibe stehen,
Erfrisch allhier die müden Füß',
Maria hier, die Mutter, süß,
Ganz ruhig stehet und wartet,
Ob du bist gut geartet.

Hast du ihr nichts zu geben mehr,
Laß ihr nur eine fromme Zähr',
Thu sie mit nassen Augen
Ganz sinniglich anschauen,
Ohn' Zweifel wird's ihr lieber sein,
Denn Silber, Gold und Edelstein;
Sie wird die Treue haben,
Dich wieder zu begaben.*

Jesus ist dem Volk nicht minder theuer, als seine Mutter. Ein noch hellerer Schein umgiebt sein mildes Antlitz und kennzeichnet ihn als den Gottessohn. Sie tröstet und verzeiht, er rührt die Herzen und bekehrt die Sünder. Wie seine Mutter, giebt auch er sich nicht immer zu erkennen und sucht mit Vorliebe diejenigen auf, die noch nichts von ihm wissen.

Wie rührend ist zum Beispiel die Legende von des Sultans Töchterlein. Der Sultan ist für das Volk der Erzfeind der Christenheit, das Bild des verstocktesten Heiden, aber es giebt ihm in der Poesie eine gute und fromme Tochter, welche in ihrem Herzen den Gott ahnt, von dem sie nie hat reden hören:

Der Sultan hatt' ein Töchterlein,
Die war früh aufgestanden,
Wohl um zu pflücken die Blümelein
In ihres Vaters Garten.

* Wunderhorn, II. S. 172.

Da sie die schönen Blümelein
So glänzen sah im Thaue,
Wer mag der Blümlein Meister sein?
Gedachte die Jungfraue.

Er muß ein großer Meister sein,
Ein Herr von großen Werthen,
Der da die schönen Blümelein
Läßt wachsen auf der Erden.

Ich hab ihn tief im Herzen lieb,
O dürft' ich ihn anschauen!
Gern ließ ich meines Vaters Reich
Und wollt' sein Gärtlein bauen.

Da kam zu ihr um Mitternacht
Ein heller Mann gegangen,
Thu auf, thu auf, viel schöne Magd,
Mit Lieb' bin ich umfangen.

— — — — — — — — — — — —

Sie öffnet ihm voll Freudigkeit,
Sie neigt sich tief zur Erden
Und bot ihm freundlich gute Zeit
Mit sittsamen Geberden.

Woher, woher, o Jüngling, schön?
In meines Vaters Reichen
Mag keiner dir zur Seite gehn,
Sich keiner dir vergleichen.

Viel schöne Magd, du dachtest mein,
Um dich bin ich gekommen
Aus meines Vaters Königreich,
Ich bin der Meister der Blumen.

O Herr, o Herr, wie weit, wie weit
Ist's zu des Vaters Garten?
Dort möcht' ich wohl in Ewigkeit
Der schönen Blumen warten.

Mein Garten liegt in Ewigkeit
Und noch viel tausend Meilen,
Da will ich dir zum Brautgeschmeid'
Ein Kränzlein roth ertheilen.

Da nahm er von dem Finger sein
Ein'n Ring von Sonnengolde,
Und fragt, ob Sultans Töchterlein
Sein Bräutlein werden wollte.

Und da sie ihm die Liebe bot,
Sein' Wunden sich ergossen:
O Lieb, wie ist dein Herz so roth,
Dein' Hände tragen Rosen.

Mein Herz, das ist um dich so roth,
Für dich trag ich die Rosen,
Ich brach sie dir im Liebestod,
Als ich mein Blut vergossen.

Mein Vater ruft, nun schürz' dich Braut,
Ich hab' dich längst erfochten.
Sie hat auf Jesu Lieb vertraut,
Ihr Kränzlein war geflochten.

— — — — — — — — — — — —

Sie gingen durch ein großes Thor,
Worauf die Weltgeschichten
Aus Sonnengold gestellet vor,
Und Alles stand im Lichten.

Auf Wolken schöne Engel schnell
Sich schwungen, bunt in Flügeln,
Wie Hirten, die am Morgen hell
Sich grüßen von den Hügeln. *

Diese Legende erinnert an die lieblichen Bilder auf Goldgrund von Fra Angelico da Fiesole, in denen die Seligen

* Wunderhorn, I. S. 3.

von Engeln unter mystischen Paradiesesblumen umarmt werden, aber so keusch, daß keine irdische Regung aufkommt. Die Geschichte ist keineswegs in streng orthodoxem Sinn gedichtet, aber noch ketzerischer lautet die Sage vom Tannhäuser, welche die Unfehlbarkeit des Papstes geradezu leugnet. Tannhäuser ist ein tapferer Ritter, der auf Abenteuer auszieht und den Ruhm der schönen Frauen verkündet. Der irdischen Frauen müde, begehrt er der Göttinnen und geht in den Venusberg. Nach dem durch die Kirche genährten Volksglauben war Venus eine Teufelin, das Urbild der Sinnlichkeit und Sünde, und lebte fern von den Menschen in einen Berg gebannt. Dort hatte sie mit ihrer Zauberkunst sich ein Feenreich geschaffen voll duftiger Lauben und murmelnder Quellen, in dem sie mit ihren verführerischen Dienerinnen hauste. Von Zeit zu Zeit dringen Männer, von unwiderstehlichem Verlangen getrieben, in den Berg, aber keiner von ihnen kehrt zurück. Auch Tannhäuser, von unersättlichem Liebesdurst getrieben, geht ungeachtet der Warnung des getreuen Eckart hinein; die dämonische Schönheit der Venus bezwingt ihn und er gelobt, sie nie wieder zu verlassen. Doch bald darauf wird er von Gewissensbissen ergriffen, der verlorene Himmel schmerzt ihn und als er den Ton der Kirchenglocken hört, denkt er an Maria, die er zuerst geliebt hat. Aber Venus erinnert ihn an seinen Schwur.

* Herr Tanhäuser, ihr seid mir lieb;
Daran sollt ihr gedenken,
Ihr habet mir einen Eid geschworen,
Ihr wollet nicht von mir wenken.

Frau Venus, ich habe es nicht gethan,
Ich will das widersprechen,
Wann Niemand spricht das mehr denn ihr,
Gott helf mir zu den Rechten.

* Wunderhorn, I. S. 97.

Herr Tanhäuser, wie saget ihr mir!
Ihr sollet bei uns bleiben,
Ich gebe euch meiner Gespielen ein'
Zu einem ehelichen Weibe.

Nehme ich dann ein ander Weib,
Als ich hab' in meinem Sinne,
So muß ich in der Höllenglut
Da ewiglich verbrinnen.

Du sagest mir viel von der Höllenglut,
Du hast es doch nicht befunden:
Gedenk an meinen rothen Mund,
Der lacht zu allen Stunden.

Was hilft mich euer rother Mund
Er ist mir gar unmehre.*
Nun gieb mir Urlaub, Frau Venus zart,
Durch aller Frauen Ehre.

Herr Tanhäuser, wollt ihr Urlaub han,
Ich will euch keinen geben,
Nun bleibet, edler Tanhäuser zart,
Und frischet euer Leben.

— — — — — — — — — — — —

Eure Minne ist mir worden leid;
Ich hab in meinem Sinne,
O Venus, edle Jungfrau zart,
Ihr seid eine Teufelinne.

Tanhäuser, wollt ihr Urlaub han,
Nehmt Urlaub von den Greisen,
Und wo ihr in dem Land umfahrt,
Mein Lob, das sollt ihr preisen.

Endlich läßt sie ihn fort, und reuig zieht er nach Rom, um zu beichten.

* unmehre ist unlieb, gleichgültig.

Herr Papst, geistlicher Vater mein,
Ich klag euch meine Sünde,
Die ich mein Tag begangen hab,
Als ich euch will verkünden.

Ich bin gewest ein ganzes Jahr
Bei Venus, einer Frauen;
Nun will ich Beicht' und Buß' empfahn,
Ob ich möcht' Gott anschauen.

Der Papst hatt' einen Stecken weiß,
Der war vom dürren Zweig.
Wann dieser Stecken Blätter trägt,
So sind dir deine Sünden verziehen.

— — — — — — — — — — — —

Da zog er wieder aus der Stadt
In Jammer und in Leiden:
Maria, Mutter, reine Magd,
Muß ich mich von dir scheiden,

So zieh ich wieder in den Berg
Ewiglich und ohn' Ende
Zu Venus, meiner Frauen zart,
Wo mich Gott will senden.

Darnach wohl an dem dritten Tag
Der Stecken hub an zu grünen;
Da sandt' man Boten in alle Land,
Wohin der Tanhäuser wär' kommen.

Da war er wieder in dem Berg,
Darinnen sollt' er nun bleiben
So lang bis an den jüngsten Tag,
Wo ihn Gott will hinweisen.

Das soll nimmermehr kein Priester thun,
Dem Menschen Mißtrost geben;
Will er denn Buß' und Reu' empfahn,
Seine Sünde sei ihm vergeben.*

* Wie bei vielen Legenden knüpft sich auch die Sage vom Tann-

Dieser Glaube an die erlösende Macht aufrichtiger Reue im Widerspruch gegen Papst und Kirche ist einer jener kühnen und tiefsinnigen Züge, an denen die Volkspoesie so reich ist, und welche die Unabhängigkeit ihrer Auffassung beweisen. Der Glaube, die Kraft seiner Seele, treibt den Tannhäuser aus dem Venusberg hinaus, läßt ihn trotz des Genusses irdischer Freuden nach dem Himmel streben und würde ihn gerettet haben, wäre er standhaft geblieben. Für denjenigen, der aus den Legenden das Zwiegespräch des Volks mit seinem Gewissen heraus zu hören vermag, giebt es nichts Interessanteres als solche Beobachtungen. Wie weit sind wir hier von den Kirchenhymnen entfernt. Der Glaube ist zwar derselbe, aber wie verschieden ist die religiöse Empfindung! Dort in der Kirchenpoesie finstere und furchtsame Ascetik, hier Freude im Himmel und auf Erden;

häuser ursprünglich an eine bestimmte Persönlichkeit. Tannhäuser war einer jener Minnesänger im dreizehnten Jahrhundert, die an den Höfen der Fürsten lebten, ein mittelmäßiger Dichter und heiterer Lebemann, der ein wildes Leben führte und es später bitter bereute. Diese Reue ist übrigens der einzige Zug des Menschen, den die Gestalt der Legende überkommen hat. Denn die Phantasie des Volkes hat den Tannhäuser vollständig umgebildet. Er ist nicht mehr der gewöhnliche Lebemann, sondern eine von starken Leidenschaften erschütterte Natur. Er hatte sich dem Mariendienst geweiht, aber das Verlangen nach Sinnengenuß treibt ihn in den Venusberg, und daher rührt die tiefe Reue, die dem Taumel des Genusses folgt. Aus diesem Gedicht und der Sage vom Sängerkrieg hat Richard Wagner das Motiv zu seiner herrlichen Oper geschöpft. Er hat den dramatischen Knoten der Sage genommen und den Grundgedanken der Volkssage scharf betont, denn in der Seele seines Helden kämpft der Drang nach sinnlicher Liebe mit der idealen Liebe. In diesem Kampf unterliegt Tannhäuser. Im Drama mußte nothwendigerweise die Jungfrau Maria auf die Erde herabsteigen; aus ihr ist Elisabeth geworden, die reine Frau, die ideale Erlöserin, die den gefallenen Menschen durch die Macht ihrer Liebe und ihrer Aufopferung rettet.

Anmerkung des Verfassers.

dort spitzfindige Mystik, hier aufrichtige und kindliche Anbetung, keine eintönigen Hymnen, sondern reichbewegte Erzählungen. Mag die Kirche das abstracte Dogma preisen, das Volk besingt, was es liebt und was es in seinen Träumen geschaut hat; mögen sich Kirchenlehrer und Heilige kasteien, um in das Paradies einzugehen, es trägt den Himmel im Herzen und genießt schon hier auf Erden seliger Freuden.

Diese Entwickelung der individuellen Religion, deren das Volk sich indessen keineswegs bewußt ist, war eine jener tiefgehenden Umwälzungen, die sich still und lange Zeit unbemerkt in den Geistern vollziehen. Seit dem funfzehnten Jahrhundert hatte die Kirche ihre Religion und das deutsche Volk die seine, jene, um zu herrschen, dieses, um das Bedürfniß seines Herzens zu befriedigen, und darin bestand die Kraft dieses Volkes. Denn um eine alte Institution zu bekämpfen, giebt es keine bessere Waffe, als einen neuen Glauben. Und seltsamerweise hat eine auf ihre unumschränkte Herrschaft eifersüchtige Kirche stets mehr Gewalt über eine leichtlebige, oberflächliche und skeptische Nation, als über ein unverdorbenes, gläubiges, aber innerlich ernstes Volk. Die erstere spottet zwar, aber sie gehorcht, das andere denkt nach und löst sich nöthigenfalls los; jene zeigt sich wohl widerspenstig, aber unterwirft sich zuletzt, dieses folgt zuerst, empört sich schließlich und keine Macht der Erde kann es wieder in das alte Joch bringen, denn es ist frei in seinem Gewissen. So verläuft die Geschichte des deutschen Volks. Die Tiefe, der Ernst seiner religiösen Ueberzeugung gab ihm die Kraft, sich von der bestehenden Kirche loszusagen, eine neue zu schaffen und den Grund zu der allgemeinen religiösen Freiheit zu legen. Aus dieser großen moralischen und socialen Bewegung ging eine neue Form der Volkspoesie hervor: das protestantische Kirchenlied, und aus diesem Gesichtspunkte haben wir uns hier mit ihm zu beschäftigen.

Die Reformation, die so kühn mit dem Mittelalter bricht, die in ihrem Beginn der erste und glänzende Sieg der Freiheit war, sehen wir in Luther verkörpert. Seine Zweifel, seine inneren und äußeren Kämpfe und Siege sind die Kämpfe und Siege der neuen Welt über die alte. Nie hat ein Mann mit mehr Recht mit Shakespeare sagen dürfen: „Ich fühle tausend Seelen in meiner Brust.“ Denn während der Dauer von fünf Jahren hing das Volk an seinen Lippen, wuchs und erstarkte mit ihm, und in diesem Zeitraum (von 1517—1522) trug er die Last der Reformation allein und hatte alle Angriffe der Kirche abzuwehren. Luther, der thüringische Bergmannssohn, der echte starrköpfige Sachse, zeigt am deutlichsten die Treuherzigkeit, die innige Frömmigkeit, den kühnen und unbeugsamen Ernst seines Volks. Niemand kann ein eifrigerer Katholik sein, als es in seiner Jugend dieser größte aller Feinde des Katholizismus war. Er zählte achtzehn Jahre, als der Blitz an seiner Seite niederfährt und er darin einen Fingerzeig Gottes zu erblicken meint, der ihm befiehlt, Buße zu thun; — und ohne Jemand um Rath zu fragen, geht er in das Kloster. Nun weilt er in seiner Klosterzelle und sucht Frieden in Bußübungen und im Gebet; er windet sich vor Gott im Staube, aber Gott antwortet nicht auf sein Flehen. Entsetzliche Zweifel erfassen ihn, tagelang liegt er wie besinnungslos an der Erde und die Brüder halten ihn beinah für wahnsinnig. Der strafende und strenge Gott, der Gott der Rache und des Schreckens, der auf Generationen gelastet hatte, lastet schwer auf ihm. Er betet um Frieden, aber dieser Gott ruft: Verdammniß! und er fühlt, daß er einen anderen suchen muß. Da wirft plötzlich das Lesen der Bibel einen Lichtstrahl in sein verdüstertes Gemüth, der Gedanke der inneren Heiligung geht ihm auf: „Nur das ist wahre Buße, die mit der Liebe zu Gott anfängt. Liebe zu Gott und innere Erhebung ist

nicht die Folge der Gnadenmittel, welche die Kirche lehrt, sie muß ihnen vorausgehen." Dieser Gedanke wird das Licht seines Lebens.

Dennoch glaubte er noch an die Kirche. Auch er, der arme Mönch, wirft sich auf die Knie nieder, als er auf der Wallfahrt am Horizont zuerst die ewige Stadt erblickt, und ruft: „Gegrüßet seist du, heiliges Rom!" Aber er verläßt es in sittlicher Entrüstung, denn er hat gesehen, daß es ein „Sündenpfuhl" ist. Der Ablaßkram, der Handel mit der Sündenvergebung zum Besten des Papstes treibt ihn zur offenen Empörung. Als er Tetzel's Spruch hört:

Sobald das Geld im Kasten klingt,
Die Seele aus dem Fegfeuer springt!

hält er nicht länger an sich und heftet seine berühmten Thesen in Wittenberg an die Kirchenthür. Nun entbrennt ein erbitterter Kampf mit Rom. Die Bitten der Freunde, die lockenden Anerbietungen oder Drohungen der Feinde, nichts hält ihn zurück und kühn schreibt er dem Papste: „Habe ich den Tod verdient, ich weigere mich nicht zu sterben." Und dem Cardinal Cajetan, der ihn fragt, wo er bleiben wolle, wenn ihn Alles verließe, antwortet er: „Unter Gottes freiem Himmel."

Trotzdem schreckt der ehrliche Doktor von Wittenberg noch vor dem Gedanken an eine Kirchenspaltung zurück; aber die Logik seiner Ueberzeugung treibt ihn verhängnißvoll ihr zu. Seine Gutherzigkeit räth: „Gieb nach, um nicht den schwachen Seelen Aergerniß zu erregen," aber jedesmal antwortet das Gewissen: „Unmöglich, harre aus trotz Allem!" Der Papst excommunicirt ihn und er verbrennt die Bulle. Karl der Fünfte beruft ihn auf den Reichstag von Worms, um zu widerrufen, und er zieht mit freudigem, todesmuthigem Herzen hin, um seinen Glauben

zu bekennen. Vergebens warnt ihn sein Freund Spalatin und erinnert ihn an das Schicksal von Johann Huß, den man trotz des freien Geleites, das ihm Kaiser Sigismund zugesichert hatte, verbrannte, nach dem frommen Grundsatz der Kirche, daß man Ketzern nicht Wort zu halten brauche. Luther erwiedert nur unwillig: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern — doch wollte ich hinein.“

Luther's Einzug in Worms, sein Auftreten vor dem Reichstag und seine kühne Weigerung bieten eines der erhabensten Schauspiele in der Geschichte, und in dieser entscheidenden Stunde hängt das Schicksal der Reformation von seinem persönlichen Muth ab. Schwankt Luther, so schwankt auch das ganze Volk, das hinter ihm steht, und die Kirche wird dann nur mit verdoppelter Tyrannei herrschen. Zwar haßt das Volk die Kirche und glaubt weder an Päpste, noch Concilien mehr; aber ihre Autorität besteht seit funfzehn Jahrhunderten! Darf man ihr widerstehen, sie offen antasten? fragt es sich angstvoll, denn es hätte allein nicht gewagt, ihr zu trotzen. Darum zieht es nach Worms und drängt sich schweigend und vor Begeisterung und Besorgniß zitternd um den Wagen des Augustinermönchs. Es will wissen, wer der Stärkste ist: der Reichstag, das heißt die höchste Behörde der Zeit, welche Staat und Kirche vereint, oder der sächsische Mönch, der so recht nach des Volkes Herzen redet. Luther ist in der Stunde so groß, daß er das Alles selbst nicht sieht; ihm steht nur Eines vor: er kann seiner Ueberzeugung nicht untreu werden. Diese Ueberzeugung hatte er sich in einem zehnjährigen Ringen mit seinem Gewissen und den Vorurtheilen von Jahrhunderten erkämpft. Aber das Gewissen hat gesiegt und nun ist er unerschütterlich, von einer Ruhe, einer Frische und einem Frohsinn, der die Kriegsleute in Erstaunen setzt, den braven Frundsberg an der Spitze. Damals erklangen in sei-

ner Seele die ersten Töne jenes berühmten Liedes, das die Marseillaise der Protestanten wurde:

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte böse Feind,
Mit Ernste er's jetzt meint:
Groß Macht und viele List
Sein grausam Rüstung ist;
Auf Erd'n ist nicht sein's gleichen.

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren;
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Fragst du, wer er ist?
Er heißet Jesus Christ,
Der Herre Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollten uns verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen;
Der Fürste dieser Welt,
Wie sauer er sich stellt,
Thut er uns doch nichts,
Das macht, er ist gericht't,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein'n Dank dazu haben.
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie uns den Leib,

Gut, Ehre, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich Gott's muß uns bleiben.*

In diesem Liede lebt der große Luther mit seiner mächtigen Mannesnatur und der unbezwinglichen Willenskraft. Man hört, wie es ihm aus der tiefsten Brust quillt, während ihm alle Mächte der Erde drohen, dieser ehrfurchtgebietende, freudige Gesang, dies herrliche Aufjauchzen, das wie ferner Donner im Himmel verhallt. In ihm trotzt Luther der Kirche, dem Papst, dem Kaiser, der ganzen Welt und ruft ihnen zu: Schreibt Concilien aus, schleudert Bannbullen gegen mich, zündet eure Scheiterhaufen an! Ich bin allein und ich biete euch Allen offen Trotz! Ihr seid ohnmächtig gegen mich, denn mein Gott ist mein Gewissen, und das Gewissen ist die Freiheit. Verbrennt mich, wenn ihr es wagt, und die Freiheit wird aus meiner Asche auferstehen! Der Nuntius des Papstes rechnete auf einen Widerruf und wollte ihn durch den Reichstag gleichsam der ganzen Christenheit kundbar machen. Aber nachdem Luther seine Schriften und Thaten vertheidigt hatte und man den Widerruf forderte, antwortete er kurz und klar: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen klaren und hellen Gründen überwunden und überwiesen werde; so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!"

Von dem Augenblick an war die Reformation in den Gemüthern vollzogen. Man glaubte an sie. Ein Mann hatte gewagt, im Namen seines Gewissens gegen die Autorität der Kirche zu protestiren, Millionen sind bereit, es ihm

* Berlinisches Gesangbuch, Nr. 296.

nachzuthun. Auf der Wartburg versteckt, ist Luther nur um so mächtiger, und von dem geheimnißvollen Zufluchtsort aus, „seinem Patmos, wo die Vögel Gott Tag und Nacht loben," bringt er Deutschland in Bewegung. Die Religion dem römischen Hofe und den Händen der Priester zu entreißen, sie wieder in das Gewissen, den wahren Tempel Gottes zurückführen, das ist Luthers Werk, das heilige Werk, das Michelet treffend die Revolution der „Treue" nennt. Um es zu vollbringen, übersetzt er die Bibel, giebt sie Allen in die Hand, und legt damit den Grund zur freien Forschung; er verlangt den Kelch für das Volk und reißt so die Schranke zwischen Priester und Laien nieder; er fordert kühn die Priesterehe und stellt dadurch die heiligen Rechte der Natur und die Würde der Familie in ihrem ganzen Umfange wieder her. Deutschland und ein Theil von Europa brach in ein Freudengeschrei aus und der Doktor von Wittenberg, der Ritter Georg, der unbekannte Gast auf der Wartburg, war, ohne es zu wollen, das Oberhaupt einer neuen Kirche geworden.

Lassen wir den Theologen Luther bei Seite, der in vielen Stücken Katholik geblieben ist, halten wir uns hier nur an den Menschen, den mächtigen Reformator des deutschen Lebens, Empfindens und der Poesie. Der Mensch ist in ihm größer als der Theologe, sein Werk erstreckt sich weiter, als seine Kirche. Der Mann, dessen gewaltige Eigenart mächtig hervorbricht unter dem Druck des Widerspruchs, ist der rauhe und treue Deutsche, der die Natur verehrt, Gott in Allem sucht und dessen Herz nach einem Austausch mit anderen Herzen verlangt. Dieser Mann ist es, der allmählich über die von der Kirche erfundenen Gaukeleien und Schreckbilder siegt. Freilich glaubt auch er, daß der Mensch nach einer anderen Welt streben müsse, aber er soll währenddessen männlich und froh in dieser sein. Allerdings ist die Bibel die höchste Offenbarung für ihn, aber

die Natur ist ihm auch eine Offenbarung. Darum ein unerbittlicher Krieg gegen die ertödtende Ascetik der Kirche. Die irdischen Freuden sind ihm rein, die Ehe heilig, die Familie die wahre Heimath des Mannes, die Natur der schönste Tempel Gottes. Wenn er mit seinem Sohn, dem kleinen Hans Luther, von Gott spricht, so geschieht das im Garten, unter freiem Himmel, und dann erzählt er ihm die Geschichte vom Samenkorn oder zeigt ihm die Vögel. Nichts bringt seine Widersacher mehr auf, als diese Liebe zur Natur und seine herzliche Fröhlichkeit, und sie zeihen ihn deshalb der Gottlosigkeit. Aber Luther erklärt ihnen gerade heraus: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang." Hafiz, der heitere Anakreon Persiens, hätte nicht unbefangener als er über Mönche und Pfaffen scherzen können.

Diese Freudigkeit, mit der Luther Alles erfaßte, übertrug er auch auf die Religion. Als er den Gott der Liebe in einem Aufschwunge der Begeisterung gefunden hat, schafft er das geistliche Lied, und Wort und Melodie sind hier aus einem Guß. Es ist kein lithurgisches Machwerk, sondern eine Schöpfung des Augenblicks, die den Tiefen seines poetischen Gemüths entstammt. Seit seiner Kindheit hatte er die Musik mit Leidenschaft getrieben und als armer Schüler sang er mit den Gefährten vor den Hausthüren. Aber während die Andern eintönig das Lied plärrten, legt er sein ganzes Gemüth hinein und rührte die Herzen mit seinem ausdrucksvollen Gesang. Nie verließ ihn die Laute, und selbst im Kloster, als entsetzliche Zweifel ihn quälten, die Erde unter seinen Füßen zu schwanken und die Welt ihm eine Hölle zu sein schien, fand er Gott, den Himmel und die Engel in den Klängen des geliebten Instrumentes wieder. Die heilige Musik ward seine Befreierin, denn sie verscheuchte die finsteren Schreckbilder, zeigte ihm den reinen Himmel und brachte seiner gequälten Seele Ruhe. Er singt:

Für alle Freuden auf Erden
Kann Niemand kein feiner werden,
Denn die ich hab' mit mei'm singen
Und mit manchem süßen klingen.
Hie kann nicht sein ein böser Muth,
Wo da singen Gesellen gut.

So lange Luther noch mit sich selbst kämpfte, begnügte er sich, die Laute zu spielen und die alten Hymnen der Kirche auf seine Weise zu singen. Aber als er seinen Gott gefunden hat, bricht sich seine Natur Bahn und er wird Schöpfer einer neuen Richtung. Der Christ hat den Katholiken besiegt, aus dem Mönch ist ein Mann geworden, das starke Herz ist frei und er kann singen. Und nun singt er einen Sieges- und Freiheitsgesang, der die alte Kirche in ihren Grundfesten erschüttert. Luther's Lied ist das Zeichen der befreiten, der persönlichen Religion, und er singt von seinem Gott so freudig, wie das Volk von seinen Liebes- und Lebensgeschichten. Denn es ist eben *sein* Gott, nicht der Gott der Kirche, sondern derjenige, den er im Gebet und schweren Kampf gesucht und gefunden hat. Wie alle große Reformatoren, glaubt er direct von Gott inspirirt zu sein und dieser Glaube steht bei ihm unerschütterlich fest. Das ist eine Eigenthümlichkeit großer religiöser Naturen: wenn die sittliche Wahrheit sie innerlich erleuchtet, schreiben sie die hohe Offenbarung ihres Gewissens Gott zu. Durch sein inniges Vertrautsein mit der Bibel geht der Geist derselben auf ihn über und mit heißem Flehen ruft er den heiligen Geist an:

Komm heiliger Geist, Herre Gott,
Erfüll' mit deiner Gnaden Gut
Deiner Gläubigen Herz, Muth und Sinn;
Dein' brünstige Lieb' entzünd' in ihn'n.
O Herr, durch deines Lichtes Glanz
Zu dem Glauben versammelt hast

Das Volk aus aller Welt Zungen,
Das sei dir, Herr, zu Lob gesungen.
Hallelujah! Hallelujah!

Du heiliges Licht, edler Hort,
Laß leuchten uns des Lebens Wort
Und lehr' uns Gott recht erkennen,
Von Herzen Vater ihn nennen.
O Herr, behüt' vor fremder Lehr',
Daß wir nicht Meister suchen mehr,
Denn Jesum Christ mit rechtem Glauben,
Und ihm aus ganzer Macht vertrauen.
Hallelujah! Hallelujah!

Du heilige Brunst, süßer Trost,
Nun hilf uns fröhlich und getrost,
In deinem Dienst beständig bleiben,
Daß Trübsal uns nicht abtreiben.
Durch deine Kraft, Herr, uns bereit'
Und stärk' des Fleisches Blödigkeit,
Daß wir hier ritterlich ringen,
Durch Tod und Leben zu dir dringen!
Hallelujah! Hallelujah!

Der erste Vers ist der alten Hymne „Veni Sancte Spiritus“ nachgebildet, aber der Ton ist viel inniger, persönlicher. Es ist nicht mehr der Mensch, der sich mühsam himmelwärts ringt, sondern die Himmelsfreude, die zur Erde herabgestiegen ist.

Luther steckt, wie man sieht, noch tief in der Mystik, aber er ist darum nicht weniger der Kämpfer der Freiheit, und weit entfernt, die Gewissen zu belasten, will er sie nur erwecken. Er singt nicht allein, sondern sagt auch zu den Andern: singet! und dies Wort bewegt sie im tiefsten Innern. Sie singen und loben Gott und freuen sich, daß sie eine Stimme in ihrer Brust gefunden haben. Sie singen und die drohende Kirche des Mittelalters, die ihre Häupter

niedergebeugt hielt, stürzt zusammen und der Gott der reinen Herzen, das himmlische Reich der „Geistlicharmen,“ die strahlende Gestalt Jesu, zeigt sich ihren Blicken. Alle erheben ihre Stimme und suchen Trost im Gesang, die Fürstin auf dem Thron, der Handwerker bei seiner Arbeit, die Dienstmagd am Brunnen, der Ackersmann auf dem Felde, der Winzer im Weinberg und die Mutter an der Wiege des Kindes. Auch die ärmste Handwerkerfamilie findet jetzt den Himmel in ihrer dunkelen Hütte; den ganzen Tag hat der ernste und strenge Vater am Webstuhl gearbeitet, bleich und gedrückt sieht die Mutter aus und freudlos die sinnigen Augen der Kinder, die Wände sind schwarz und kahl, aber auf dem Tisch liegt das Brod; da intonirt die kräftige Stimme des Vaters ein geistliches Lied und die sanften Stimmen der Mutter und Kinder singen mit:

Und freut euch lieben Christen gemein,
Und laßt uns fröhlich springen,
Das wir getrost und all in ein
Mit Lust und Liebe singen. *

Da erhellen sich die verdüsterten Gesichter, der Vater und die Kinder brechen mit frohem Herzen das Brod der Armuth, das Bewußtsein einer allgemeinen Brüderschaft erfüllt ihre Herzen und ein Sonnenstrahl fällt in ihr düsteres Leben.

Bald wurden die protestantischen Kirchenlieder eine neue Form des Volksgesanges und alle Verkünder des neuen Glaubens dichteten solche Gesänge, die sich mit großer Schnelligkeit verbreiteten und der Reformation wesentliche Dienste leisteten. Besonders Luther's Lieder flogen

* Wackernagel, 481.

von Stadt zu Stadt, vom Schloß zur Hütte, vom Greis zum Kinde, Alles begeisternd und zahllose Schaaren durch ihre tapferen Melodien bekehrend. Als 1524 ein alter Tuchmacher in Magdeburg Luther's Lieder auf offenem Markte sang, bildete das Volk einen weiten Kreis um ihn. Der Bürgermeister ließ den Taugenichts einstecken, der dem Volk die ketzerischen Lieder zugeführt hatte, aber zweihundert Bürger erwirkten seine Freilassung. Ein Priester in Lübeck schloß 1529 seine Predigt mit der Todtenmesse; da stimmten zwei kleine Knaben muthig das „Ach Gott vom Himmel sieh darein, und laß dich des erbarmen" an und die ganze Gemeinde sang aus voller Kehle mit. Von dem Tage an sang man stets ein Lied Luther's, sobald sich ein Geistlicher der neuen Lehre feindlich zeigte, und trieb das so lange, bis sich der Rath der Stadt genöthigt sah, die vertriebenen evangelischen Prediger zurückzurufen. So große Gewalt übten die ersten Lieder der streitbaren lutherischen Kirche, und zwar nicht allein im Gottesdienst, sondern auch im Hause, auf dem Markt und dem Schlachtfelde. Wie berichtet wird, sagte Gustav Adolph jeden Morgen in seinem Zelt den Morgensegen von Mathesius her, und später meinte ein Jesuit, Luther's Lieder hätten mehr Seelen getödtet, als seine Bücher und Predigten zusammengenommen. In der That mußte auch der Haß der Geistlichkeit sehr groß gegen die klaren und eindringlichen Lieder sein, die so leicht das Werk der Finsterniß und Heuchelei zerstörten. Die Bibeln konnte man allenfalls vernichten, die Ketzer verbrennen, wie aber die Lieder ersticken, die auf Aller Lippen lebten und zum Entsetzen der Henker selbst noch aus den Flammen des Scheiterhaufens heraus ertönten. Und was verlieh den Liedern diese Macht? Ihre Worte und Melodien besaßen zwei Vorzüge, die immer Zeichen der Freiheit sind und die stets den katholischen Gesängen fehlten: Freimuth und Freudigkeit.

So lange die lutherische Kirche in ihrem heroischen Zeitalter stand, bewahrte das Kirchenlied diesen männlichen Charakter. Erasmus Alberus, Paul Speratus, Nicolas Hermann, Mathesius schließen sich Luther würdig an, reden in der Sprache des Volks und singen streitbare Lieder. Doch je mehr sich die lutherische Kirche abschließt und befestigt, gewinnt eine gewisse Trockenheit und eine starre Dogmatik die Oberhand: der Buchstabe tödtet den Geist. Die Lieder sind nicht mehr ursprüngliche und volksthümliche Schöpfungen, sie werden Sache der Lithurgie, des Sektenwesens und verlieren immer mehr den heroischen Charakter, der ihr größester Vorzug war. Auch ist die protestantische Kirche ihrerseits wachsam auf ihre Macht, unduldsam und verfolgungssüchtig geworden; da war es denn mit dem freien Aufschwung der ersten Zeit vorbei. Es ist nur noch die Rede von falscher Lehre, von Teufel und dem jüngsten Gericht, und Luther's Werk würde in großer Gefahr gewesen sein, wenn nicht sein Geist auf die ganze Nation übergegangen wäre.

Im siebzehnten Jahrhundert macht sich eine Reaction gegen die dogmatische Engherzigkeit in der protestantischen Kirche geltend und geht in Folge dessen auch auf die Lieder über. Der verknöcherten Lehre setzen die religiösen Gemüther eine weichliche Empfindsamkeit, eine krankhafte Zärtlichkeit für den Erlöser entgegen, die an die „Nachfolge Christi" erinnert. Sie verehren nicht mehr Luther's heldenmüthigen Christus, sondern den leidenden Heiland der Frauen. Die enge Dogmatik hatte durch ihre Unduldsamkeit einen Schritt rückwärts zum Katholizismus gethan, diese weichliche Richtung that es gleichfalls durch ihre erschlaffende Mystik. Dies ist der Beginn des Pietismus, der seitdem nicht mehr aus der protestantischen Kirche herausgekommen ist. Indessen kann man nicht leugnen, daß das religiöse Leben, das heißt das lebhafte und persönliche

Gefühl, auf seiner Seite steht. Wenn er die Charaktere schwächt, so belebt er doch zuweilen die erlöschte Menschenliebe, während der Dogmatismus stets das Herz verdorrt und den Geist verknöchert hat. Paul Gerhardt, eine tiefe und poetische Natur, ist der erste jener protestantischen Mystiker und hat eine große Anzahl sehr schöner Lieder gedichtet. Eines von ihnen erinnert durch seine glühende Begeisterung und das prächtige Colorit an die schönsten religiösen Bilder aus den Zeiten des Glaubens. Es wendet sich an den dornengekrönten Christus:

O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn!
O Haupt zum Spott gebunden
Mit einer Dornenkron!
O Haupt, das sonst getragen
Die höchste Ehr und Zier,
Doch schimpflich nun geschlagen,
Gegrüßet seyst du mir.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Ich will hier bei dir stehen,
Verachte mich doch nicht.
Von dir will ich nicht gehen,
Bis mir das Herze bricht.
Dich halt ich noch umschlungen
In meinen Armen fest,
Wenn von dem Tod bezwungen
Das Leben dich verläßt. *

In diesem Liede lebt eine Macht des Mitgefühls, eine Anbetung des Leidens, die den schönsten Gesängen des katholischen Mittelalters ebenbürtig ist.

* Berlinisches Gesangbuch, Nr. 191.

Die Nachfolger kamen Paul Gerhardt nicht gleich; das achtzehnte Jahrhundert, welches das Signal zur philosophischen Emanzipation gab, konnte dem protestantischen Kirchenliede nicht günstig sein. Denn mit dem treuherzigen Glauben und seiner Einfachheit hatte es zugleich unwiderbringlich seine Größe verloren.

Im neunzehnten Jahrhundert ist der Verfall vollständig; die Theologen, welche noch Kirchenlieder dichten, haben ihr Leben im Kampf gegen Goethe und seine Nachfolger, in Widerlegungen von Hegel, Strauß und Feuerbach zugebracht und sind auf das Eifrigste bemüht, ihre kleine Gemeinde gegen das Eindringen der Philosophie zu schützen. Aber ohne es zu wissen, haben sie zu den Waffen ihrer Gegner gegriffen, selbst in den Liedern philosophiren und discutiren sie und fühlen die Nothwendigkeit, ihre Glaubenssätze durch Beweise zu unterstützen. Ihre Poesie ist dogmatisch geworden, das heißt, sie ist keine Poesie mehr.

Könnte es auch anders sein? Früher nahm das Kirchenlied einen wichtigen Platz im Leben ein, jetzt ist es nur noch lithurgisches Beiwerk. Dem Geist haben sich weitere Gebiete eröffnet. Herder, Goethe, Schiller und ihre Nachfolger haben gesprochen und die Anhänger aller Kirchen und Bekenntnisse tief bewegt. Sie sind die ersten Repräsentanten jener philosophischen und rein menschlichen Poesie, die absehend von allen Glaubensbekenntnissen und allem Ueberirdischen die Seele erhebt und reinigt durch die Darstellung Alles dessen, was groß in der Menschheit ist. Diese Poesie, die keinen anderen Tempel kennt, als die Welt, keine andere Religion, als das Mitgefühl, hat die christliche Poesie ersetzt und verdrängt. Dennoch werden die Kirchenlieder für uns immer schöne Zeugen der großen Erneuerung des religiösen Lebens bleiben, der sie einst so machtvoll gedient haben. Der Glaube unserer wackeren

Vorfahren ist nicht mehr der unsere, aber sie waren die Vorboten der Freiheit; der Hauch, der aus ihren Liedern weht, ist ein Hauch der Hoffnung und des Kampfes, und die Stärke ihrer Ueberzeugung soll uns ein Vorbild sein.

Germania ist todt, die Herrliche, die Freie,
Ein Grab verdecket sie und ihre ganze Treue.

Paul Flemming.

Siebentes Kapitel.

Tod und Auferstehung des Liedes.

(Siebzehntes und achtzehntes Jahrhundert.)

Der Verfall des Volksliedes gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts. — Es wird von den lutherischen Geistlichen verfolgt und der dreißigjährige Krieg vernichtet es vollständig. — Die Volkspoesie macht der gelehrten Dichtkunst des siebzehnten Jahrhunderts Platz. — Kampf der beiden Richtungen. — Opitz und Paul Flemming. — Günther. — Die aesthetische und religiöse Revolution im achtzehnten Jahrhundert. — Herder sucht das Volkslied hervor. — Die Sturm- und Drangperiode. — Die Auferstehung des echten Liedes bereitet sich vor.

Wir haben bisher die Entstehung und Entfaltung des deutschen Volksliedes verfolgt. Dieser mächtige lyrische Aufschwung war eine jener poetischen Offenbarungen, wie einst die heroischen Lieder der ionischen Rhapsoden und wie die Romanzen des Cid in Spanien, in denen der Geist eines ganzen Volkes sich ungezwungen ausspricht. Noch mehr als alle anderen Volksdichtungen ist das deutsche Volkslied das Werk der ganzen Nation. Hier giebt es keine Dichter von Profession, sondern lauter kühne Improvisatoren, oder das Volkslied ist vielmehr die Improvisation aller lebhaft empfindenden Herzen. Menschen ohne Bildung, aber voll

Lebenskraft und Frische, im Besitz einer reichen und musikalischen Sprache, finden spielend zahllose neue Reime und Verse. Bauern, Abenteurer, Verliebte, Handwerksgesellen, Glaubenshelden und freie Denker singen alle wie der Vogel auf den Zweigen. Liebeslieder steigen aus der Hütte und aus dem Schlosse auf. Bei der leisesten Regung fallen süße Melodien von den Lippen, wie der Blüthenregen von blühenden Bäumen, und das beflügelte Lied schwingt sich zum Himmel empor, wie die Lerche aus der Furche des Ackers. Dieses herrliche Schauspiel hat sich in den vorhergehenden Kapiteln unsern Blicken dargeboten. Alle Völker haben diese Stunden unbefangener Begeisterung gekannt, aber nicht alle haben sie zu nutzen gewußt. Glücklich diejenigen, die ihre ursprüngliche Ausdrucksweise bewahrt haben, trotz aller wechselnden Schicksale und trotz der Pedanterie der Akademien. Ja, hochbeglückt dürfen wir die Völker preisen, welche nicht durch die Freude an rhetorischem Prunk jene Frische der Empfindung einbüßten, der alle echte Poesie entspringt!

Das deutsche Volkslied, das erstgeborene Kind des Volkes und der Freiheit, schien ganz dazu bestimmt, fessellos aufzuwachsen. Leider war ihm dies nicht beschieden. Die Theologie stellte sich ihm feindlich entgegen, der dreißigjährige Krieg würdigte es herab und die litterarische Pedanterie erstickte es vollends. Im achtzehnten Jahrhundert lebte das echte Volkslied nicht mehr; was noch unter seinem Namen ein kümmerliches Dasein fristete, war nur sein Schatten. Da belebten es die großen Dichter Deutschlands von Neuem und wiesen ihm eine neue Bahn an. Um die Geschichte des Volksliedes abzuschließen, müssen wir diesen schnellen Tod und die ihm folgende glänzende Auferstehung berichten.

Für Deutschland wie für Frankreich war das sechszehnte Jahrhundert eine Zeit großer Umwälzungen; es

schließt in Religion, Politik, in der bildenden und der Dichtkunst das naive Zeitalter ab und eröffnet das der Reflection. Alles wird in Frage gestellt und zum ersten Mal macht man sich das Warum der Dinge klar. Das Volk hatte seine Lieder gedichtet, ohne zu wissen, daß es Dichter sei; es reimte, so gut es ging und wie es seinem Ohr gefiel. Manchmal grüßte die Muse lächelnd im Vorübergehen jene Kinderherzen und dann klangen ihre Worte um so rührender, je weniger sie sich ihrer eigenen Macht bewußt waren. Der Bürger, selbst der Adel sang wie das Volk und mit ihm. Es gab mit einem Wort eine große gesungene und nicht geschriebene Volkspoesie, welche unter allen Klassen der Gesellschaft verbreitet war und von allen gepflegt wurde. Mit dem Ende des sechszehnten und vornehmlich im siebzehnten Jahrhundert ändert sich dies Verhältniß vollständig. Eine große Anzahl gebildeter und gelehrter Männer bemächtigt sich der Poesie, streitet über ihre Bedingungen, unterwirft sie Regeln und steckt ihr Grenzen ab. Nun ist es aus mit ihrer ungebundenen Freiheit im Reich der Träume; die Herrschaft des Schulzwanges hat angefangen. Da giebt es keine neuen Lieder mehr unter freiem Himmel, im Wald und auf Bergeshöhen, sondern nur gelehrte Verse in dicken Folianten. Ehe wir sehen, was aus dem Liede in der Feder des Gelehrten wird, müssen wir einen Blick auf die Volkspoesie des siebzehnten Jahrhunderts werfen.

Im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts hatten die unteren Schichten des deutschen Volks eine sehr bedeutende Stufe der Bildung erreicht, wie wir das an dem gelehrten und frohsinnigen Dichter Hans Sachs sehen können. Was für eine liebenswürdige und zugleich markige Gestalt ist der arme Schuhmacher von Nürnberg, der sein Leben lang dichtete, ohne sein Handwerk darüber zu versäumen, der ein Freund von Albrecht Dürer und Luther's begeisterter Sänger war. Er ist der beste Repräsentant des Volkes seiner

Zeit, mit seiner heiteren Gutmüthigkeit, der ein Körnchen Schelmerei beigemischt ist, seiner schlichten Frömmigkeit, seinem unauslöschlichen Wissensdurst und seiner grundbraven Rechtschaffenheit. Zu jener Zeit waren Bürger, Handwerker und Bauern von demselben Freiheitsdrang beseelt und nichts vereinigt die Menschen inniger als eine große gemeinsame Hoffnung. Man reiste, trank, tanzte, verkehrte ungezwungen mit einander und dank diesem gemeinsamen Leben blühte das Volkslied in ganz Deutschland. Aber ein Zusammentreffen anderer Umstände führte seinen Verfall herbei: vor Allem die Erfindung der Buchdruckerkunst. Seltsamer- aber nothwendigerweise mußte die bewundernswerthe Kunst, welche der stärkste Hebel der Demokratie geworden ist, der einfachen Volkspoesie den Todesstoß versetzen. Als das Volk lesen konnte, hörte es auf, zu improvisiren, denn das gedruckte Blatt ersetzte ihm jetzt das Gedächtniß und die Erfindung. Früher mußte man die alten Lieder auswendig wissen und für jede neue Gelegenheit neue ersinnen. Jetzt lieferten sie die Bücher in zahlloser Menge, freilich nicht mehr lebenathmend von zwei frischen Lippen, sondern todt auf staubigem Papier. Damit ging die Gabe der Improvisation verloren, die eigentliche Seele der Volksdichtung.

Bald trat ein noch gefährlicherer Feind für sie in der lutherischen Kirche auf. Luther liebte allerdings Musik und Volkslied als echtes Kind des Volkes; aber er hatte eine mönchische Erziehung erhalten und an dem Liebeslied nahm der strenge Reformator Anstoß. In jenen schmeichelnden Seufzern lag Etwas, das zugleich zärtlich und kühn war, etwas Ueppiges, Heidnisches, das sein christliches Bewußtsein verletzte, Etwas, in dem er des Satans Werk spürte. Luther eiferte daher mit aller Macht gegen das Liebeslied und suchte es durch das geistliche Lied zu ersetzen. Von seinem Standpunkt aus war das ganz logisch, denn er wollte dem Volk eine ernste Lebensrichtung geben, während das Liebes-

lied heiteren Genuß predigt. Entweder mußte er dem Liede die Herrschaft über die Seelen lassen, oder es unerbittlich verdrängen, und er versuchte das letztere. Indessen hatte das Liebeslied zu kräftige Wurzeln im Herzen des Volks geschlagen, als daß man es hätte leicht ausrotten können. Wie sollte man auch die geliebten Weisen vergessen, mit denen man sich in Freude und Schmerz gewiegt hatte!? Wenn die Blätter neu an den Hecken zu sprießen begannen und die Drossel wieder am Bach sang, lebten jene Worte voll Hoffnung und Verlangen in der kühnen Brust des Jünglings und dem frischen Mädchenherzen auf, wie die Lerche beim Morgenroth in ihrem duftenden Bett von Wiesenblumen erwacht. Wie ohnmächtig war jedes Verbot gegen die Zaubermacht des Frühlings und der Musik! Luther's Nachfolger verfielen auf seltsame Mittel, um ihrer Herr zu werden. Da sie wußten, daß das Volk noch mehr an den Melodien als an den Worten hing, so kamen die lutherischen Geistlichen darauf, die Liebeslieder durch fromme Texte zu ersetzen und sie nach der alten Melodie singen zu lassen. Sie gingen so weit, die alten Balladen zu erbaulichen Erzählungen umzustempeln, die manchmal jene naive Gutmüthigkeit haben, wie sie nur in der guten alten Zeit anzutreffen ist. Zum Beispiel giebt es ein hübsches Lied, in dem der Jäger drei schönen Jungfrauen im Walde begegnet und Eine mit sich auf das Pferd nimmt und entführt. Nun streicht der lutherische Pfarrer zwar nicht die drei Mädchen, aber in was verwandelt sie seine orthodoxe Feder? In Liebe, Glaube und Hoffnung! Und der christliche Jäger umfaßt den Glauben, hebt ihn auf's Pferd und reitet mit ihm davon zur Erbauung der Gläubigen. Anderswo bemächtigt sich der lutherische Dichter einer Romanze, in der ein Dritter den Abschied zweier Liebenden belauscht. Im Volkslied ist das Zwiegespräch lebhaft, rührend, reich an Thränen und Küssen. In der lutherischen Parodie verwan-

delt sich die Liebesscene in einen kleinen theologischen Streit zwischen der Seele und Gott über Erbsünde und Gnade. Diese abgeschmackten Erzählungen sind nur belustigend, weil man sieht, wie weit die theologische Pedanterie gehen kann, wenn sie die Poesie dem Dogma dienstbar machen will. Beim Anblick dieser Verunstaltungen muß man unwillkürlich an die herrlichen von Jugend und Schönheit strahlenden Feen denken, die, wenn ein mürrischer Greis des Weges kam, sich in runzelige Hexen verwandelten.

So mächtig auch die lutherische Kirche war, vermochte sie doch nicht, das Volkslied zu ertödten, und es bedurfte des dreißigjährigen Krieges, um ihm den Gnadenstoß zu geben. Dieser entsetzliche Krieg war für das deutsche Volk, was der Kreuzzug gegen die Albigenser fünfhundert Jahre früher für den provençalischen Adel gewesen war. Er zerstörte die erblühende Civilisation, wie man einen Wald mit der Axt niederhaut, und zog die edelste Blüthe des Geistes, die Poesie, in den Staub herab. Dreißig Jahre lang wüthete diese blutige Geißel in Deutschland von Norden bis Süden; unbarmherzig verwüsteten die Heere das Land; das Volk verwilderte und die Sitten verschlechterten sich. Da feierte man keine Frühlings- und Erntefeste mehr, tanzte nicht mehr unter der Linde, und wenn man sang, so waren es nur Schelmenlieder. Die frischen Quellen des Volksgeistes waren für lange Zeit versiegt, und als sie von Neuem hervorsprudelten, gaben sie nur trübes und unerquickliches Wasser. Das Volk war vom Wohlstand in Armuth gerathen, die Armuth hatte Erniedrigung zur Folge, und es bedurfte mehr als eines Jahrhunderts, um sich empor zu arbeiten. Der Deutsche hatte sein Vaterland verloren; denn Deutschland war nur noch ein großes Schachbrett, auf dem die Kabinette Europa's geschickt ihre blutigen Partien spielten. Wenn die Theilnahme am öffentlichen Leben abnimmt, denkt ein Jeder nur an sich, die

Selbstsucht triumphirt und die Begeisterung stirbt mit dem Gemeinsinn.

Während das bedrückte und ausgeplünderte Volk auf dem Lande schutzlos wie gehetztes Wild lebte, arbeitete eine Schaar gelehrter Männer hinter den befestigten Mauern der Städte. Sie waren die Nachfolger der Humanisten des sechszehnten Jahrhunderts, die die griechische und lateinische Litteratur in Aufnahme gebracht hatten. Ruhig saßen diese Leute in ihren Bibliotheken, lasen Virgil, Petrarca und Ronsard, dichteten Hymnen an den Kaiser und die Fürsten und schielten mit neidischen Blicken nach dem Hof des großen Königs. Wie beneidete man diejenigen, die im Gefolge eines vornehmen Mannes oder einer Gesandtschaft eine Reise nach Paris und Versailles machten. Bei ihrer Rückkehr erkannte man sie kaum wieder, denn sie thaten sich groß mit ihrem Französisch, trugen gestickte Hofkleider und ordneten ihre Perrücken nach dem Vorbild der zierlichen französischen Marquis. Bald ahmte man den Hof von Frankreich in jeder Beziehung nach, selbst die Sprache wurde mit französischen Brocken und Wendungen gespickt. Einige dieser höfischen Gelehrten unternahmen es, die gesunkene Poesie zu heben, und mit ihnen beginnt die gelehrte und gekünstelte Dichtweise, die einhundert und fünfzig Jahre lang herrschte, bis Goethe und seine Zeitgenossen ihr das Urtheil sprachen. Man wartete nicht mehr auf Inspiration, sondern hielt sich an festgesetzte Regeln, ließ das Volkslied unbeachtet, ahmte französische und italienische Vorbilder nach, sprach nicht mehr von Dingen, die man erlebt hatte, sondern von solchen, die man nur aus Büchern kannte; man sang nicht mehr, man schrieb. Die Poesie hört auf, ein Bedürfniß des Herzens zu befriedigen; sie wird ein gelehrtes Unternehmen. Sie, die einst die Freude der ganzen Nation gewesen, ist nur noch eine Eitelkeit pedantischer Männer, das Steckenpferd litterarischer Gesellschaften.

Seit jener Zeit entsteht eine Kluft zwischen der großen Menge und den Männern der Wissenschaft. Der Gelehrte, der sich viel auf seinen verschnörkelten Styl einbildet, blickt verächtlich auf den Mann des Volks herab, und dieser, der die Sprache des ersteren nicht versteht, mißtraut ihm und macht sich über ihn lustig. Auf der einen Seite stehen die Litteraten ohne Verständniß für das Volksleben, auf der anderen eine sich selbst überlassene Nation, ohne Kultur des Geistes und ohne Streben nach dem Ideal. Das ist eine unheilvolle Spaltung, der Tod aller großen Kunst; denn eine Poesie, die nicht aus dem Herzen des Volkes hervorsproßt, wie die Eiche aus kräftigem Boden, ist ein in den Sand gepflanztes Reis. Es giebt Völker, die den nationalen, provinzialen, ursprünglichen, poetischen Geist erstickt und eine höfische, prunkvolle Poesie an seiner Stelle gepflanzt haben. Andere glücklichere haben zwar lange ihre große Poesie vergessen über gekünstelte Werke, aber sie sind begeistert zu ihr zurückgekehrt als zu der echten Quelle aller Schönheit. Deutschland bietet dafür ein glänzendes Beispiel. Vom siebzehnten Jahrhundert an beginnt ein geheimer Kampf zwischen der gelehrten und der ursprünglichen Poesie, der nachher zu einem offenen Kriege wird, mit einem glänzenden Siege der letzteren und mit der Auferstehung des Liedes endet. Diesen Kampf wollen wir uns jetzt vergegenwärtigen.

Der Gründer der gelehrten deutschen Poesie des siebzehnten Jahrhunderts und ihr vornehmster Vertreter ist Opitz. Um seine Stellung in der deutschen Litteratur kurz zu bezeichnen, brauche ich nur zu sagen, daß er für sein Land gleichzeitig Ronsard, Malherbes und Boileau war. Er ahmte zuerst griechische und lateinische Vorbilder nach, stellte die neuen Regeln der Dichtkunst fest, und gab, wie man bei uns in Frankreich sagt, dem Parnaß Gesetze. Wenn ihm das Talent Ronsard's fehlte, so besaß er dafür

die Pedanterie der beiden anderen, und sein ganzes Leben „schrieb er poetische Prosa und prosaische Poesie."

Martin Opitz (1597 in Schlesien geboren) war ein Wunderkind und zeigte Anlage zum Gelehrten seit er lesen konnte. Mit fünfzehn Jahren machte er lateinische Verse, die seine Beschützer so sehr in Entzücken versetzten, daß sie sie veröffentlichten; und nun fühlte er sich als berühmter Dichter so gut wie ein Laureat unserer Zeit. Ob ihn dieser erste Erfolg in die poetische Laufbahn hineingedrängt hat, weiß ich nicht, jedenfalls war es nicht ein Ueberströmen der Begeisterung, das ihn dazu vermochte. Mit einundzwanzig Jahren bezog er die Universität Frankfurt an der Oder; sein Betragen war musterhaft, sein Eifer unermüdlich, er hielt sich fern von den jungen Leuten und verkehrte nur mit den Gelehrten. Vierundzwanzig Jahre alt wurde er Hofdichter des Herzogs von Liegnitz und im folgenden Jahre Professor der Philosophie und schönen Künste in Weißenburg in Siebenbürgen. Seitdem war sein friedliches Leben eine ununterbrochene Reihe von Erfolgen; Kaiser Ferdinand der Zweite krönte ihn eigenhändig und als Opitz starb, betrauerten ihn alle gelehrten Gesellschaften als einen zweiten Horaz.

Opitz war freilich nur ein tüchtiger Gelehrter und gewandter Verskünstler, aber er hat sich zwei große Verdienste erworben. Erstens hielt er die Reinheit der deutschen Sprache so viel als möglich aufrecht in einer Zeit, in der man im Verkehr und in Büchern zahllose italienische und französische Worte benutzte, und zweitens gab er den deutschen Gedichten das strenge Versmaß, das ihnen bis dahin fehlte. Aber im Ganzen ist er der echte Typus des höfischen Dichters, der mittelmäßige Geist, der geschmeidige Höfling, der sich in der Welt fortzubringen weiß und aus seinem Ruhm seinen Vortheil zu machen versteht. Darin ist er eben ein Kind seiner Zeit. Das erste Merkmal des höfischen Dichters ist

der Mangel an Unabhängigkeit des Charakters. Opitz war zeitlebens im Dienst von Fürsten, denen er schmeichelte und die er pries, selbst wenn sie gegen seine Ueberzeugung handelten. Trotzdem er Protestant aus Ueberzeugung war, blieb er lange Jahre im Dienst des Burggrafen von Dohna, des unbarmherzigen Verfolgers der Protestanten. Einst hatte er einen Aufruf an seine Landsleute zur Freiheit gedichtet, aber er wagte ihn nicht zu veröffentlichen aus Furcht, seinen Mäcen zu beleidigen. Mußte er nicht der ergebene, gehorsame Diener Kaiser Ferdinand des Zweiten sein, der ihn mit dem Lorbeer gekrönt hatte?

Ferner theilt er mit dem offiziellen Dichter jenen Mangel hoher, geistiger Originalität, tiefen Gefühls und mächtiger Phantasie. Hätte er nur eine jener Eigenschaften besessen, so würde er die gekünstelte Poesie verachtet und die leichten durch Schmeichelei gewonnenen Erfolge gering geschätzt haben. Doch Opitz hat nichts gefühlt, nichts erlebt; er kennt nur den Horaz gründlich, den Menschen aber sehr wenig; er ruft die Götter der griechischen Mythologie an, hat aber keine Liebe zur Natur. In seinen Oden und Gesängen ahmt er augenfällig Horazens Oden an den Frühling nach. Nicht der Thauwind schmilzt den Schnee, sondern Favonius. Ueber die Länge seiner Prüfungen tröstet sich der schlesische Dichter mit Odysseus, der zehn Jahre herumirrte, ehe er sein Ithaka wiederfand, und den weder der verführerische Mund der Circe, noch die Stimme der Sirenen zu verlocken vermochte. Damit verleumdet sich der gute Gelehrte; denn er hat Circe nie gesehen und ist nie in Gefahr gewesen, den Verstand zu verlieren. An einer andern Stelle lobt er mit dem Dichter des Augustus die aurea mediocritas. Er, der berühmte Gelehrte, der gefeierte Professor, der gekrönte Hofpoet, er fühlt sich wohl an der Stelle, an der er steht, er will seine Flügel nicht höher erheben und wünscht sich Glück, daß er das hohe Meer gemieden habe,

das reich an Stürmen ist. Er behauptet, daß er allem Golde und allen Schätzen der Welt die Schäferin Phillis vorziehe, (die niemals gelebt hat)! Wenn man seine kühlen Klagen liest, möchte man dem mattherzigen Verliebten rathen, was Goethe einst einigen Dichtern wünschte, nämlich ein hübsches, derbes, recht verliebtes Mädchen kennen zu lernen, damit sie doch einmal wüßten, was eine Frau wäre. Aber Opitz würde glauben, sich dadurch etwas zu vergeben, und sobald er die Feder ergreift, vergißt er, daß er Mann ist, und meint, auf diese Weise ein Dichter zu werden. Für ihn steckt die Poesie in Büchern statt in der lebendigen Natur. Wenn er auch sagt, daß er Platon verlassen will, um die Felder zu durchstreifen, glaubt man es ihm doch nicht, denn er hat nie aus dem Bach getrunken, dessen Frische er lobt, und den Fischer, von dem er redet, kennt er nur aus der Ode von Horaz an Sestius. Wie viele Dichter machen es leider wie er, sie ergrauen über den Büchern, in denen sie die Inspiration suchen, ohne zu ahnen, daß sie vielleicht mit den Schwalben um ihr Dach zwitschert oder zu ihrem Fenster in dem Liede eines armen Landmädchens heraufklingt.

Gegenüber dem Hofpoeten, der sein Arbeitszimmer nur verließ, um die schwere Atmosphäre der litterarischen Gesellschaften oder die beengende Hofluft zu athmen, gab es einen freien Dichter, ein Naturkind, zwar weit weniger berühmt in jener Zeit, aber unvergleichlich höher begabt. Das ist der milde, liebenswürdige und tiefe Paul Flemming. Daß die Deutschen schließlich in der Poesie über die Pedanterie der Schulen, die Tyrannei des Regelzwanges und die litterarische Charlatanerie gesiegt haben, verdanken sie der Zerstückelung ihres Vaterlandes, welche die Centralisation verhinderte, das heißt, den geistigen Despotismus einer Stadt, eines Hofes, einer Akademie oder irgend einer Clique über das übrige Land nicht aufkommen ließ. Sobald eine philo=

sophische oder litterarische Schule sich irgendwo bildet und alle Geister zu beherrschen sucht, entsteht in einem andern Theil des Landes eine rivalisirende Schule, die aus anderen Sitten, anderen Bestrebungen einen entgegengesetzten Geist zieht und die erstere unerbittlich bekämpft. Manchmal unterliegt sie in diesem Kampf, oder wenn sie siegt, muß sie sich wieder gegen eine Reihe neuer Geister vertheidigen, von denen sie sogleich angegriffen wird. Dadurch entstehen zahllose Zusammenstöße, welche Fortschritt und Aufklärung verbreiten. In der Geschichte der Poesie sind diese Kämpfe weniger in die Augen fallend, aber sie finden trotzdem statt. Kaum hatte Opitz in Schlesien die Schule der gelehrten Lyrik gegründet, als im Erzgebirge ein unabhängiger Dichter erstand, der das Lied zu der Wahrheit der Empfindung und zu der Anmuth der Form zurückführte.

Welch auffallender Gegensatz zwischen dem Leben der beiden Männer! Der eine strebt nach Ehren und Erfolgen, der andere ist nur stolz auf seine Freiheit. Paul Flemming (1609 zu Hartenstein geboren) war der Sohn eines Predigers; von früh an athmete er auf den Bergen und an den Ufern der Moldau eine frischere Luft als Opitz. Mit zwanzig Jahren widmete er sich in Leipzig eifrig dem Studium der Medizin, noch eifriger dem der Poesie. Schon lächelte ihm der Ruhm, als er sich plötzlich entschloß, sein Vaterland zu verlassen. Er wollte nicht um die Gunst der Fürsten buhlen; die Hofluft beklemmte ihn, sein Geist strebte höher, sein Herz aus dem gedemüthigten Deutschland fort, zu stolzeren Völkern und in die prächtige Natur des Orients. Er bewirbt sich um eine Stelle in der Gesandtschaft, die der Herzog von Schleswig-Holstein nach Rußland und Persien schickte, um Handelsverbindungen mit diesen Ländern anzuknüpfen, reiste mit ihr und lebte vier Jahre in Moskau, Reval, in Circassien und am caspischen Meere. Es muthet uns seltsam an, diesen deutschen Dichter des siebzehnten

Jahrhunderts zu sehen, der, angeekelt von der Pedanterie und Unterwürfigkeit seiner Zeitgenossen, sich nach Asien flüchtet und der in seinem Herzen das Vaterland wiederfindet, das man in Deutschland nicht mehr kannte. Sein Herz war offen für alles Schöne und Gute unter der Sonne; er genoß das Leben in vollen Zügen, ohne sich je Ausschweifungen hinzugeben, verachtete die Freude nicht und besang sein Glück mit liebenswürdiger Aufrichtigkeit. Flemming blieb nicht fühllos gegen die Sirenen Asiens, die schönen Circassierinnen. „Wir können uns nicht verstehen," erzählt er, „aber unsere Augen sprechen um so mehr." Dann verräth sich plötzlich sein deutsches Herz in dem Seufzer: „Aber die größte Freude der Liebe ist in der ewigen Liebe." Zwar sind die Circassierinnen schön und verführerisch, dennoch hat er Heimweh nach dem Vaterlande, nach seiner Moldau und seinem Hartenstein, dort „wünscht er ein Lied zu singen, nicht von Krieg, sondern von Frieden, ein Lied, in dem etwas vom Himmel und der Gottheit wäre, und das den Muth und das Blut aufregte." Er kehrte nach Deutschland zurück, verlobte sich mit einem jungen Mädchen aus Reval, wollte sich als Arzt in Hamburg niederlassen, als ihn ein Fieber seinem Vaterlande entriß. Er war erst einunddreißig Jahr alt.

Paul Flemming nimmt einen Ehrenplatz in der Geschichte des Liedes ein. Die Schule von Opitz hätte am liebsten die Poesie für die Gelehrten mit Beschlag belegt, sie zu einer rhetorischen Stylübung in schönen Versen herabgedrückt und eine unübersteigliche Kluft zwischem dem Sänger des Volks und dem gebildeten Dichter gerissen. Wir sehen Goethe später diesen Abgrund mit einem kühnen Satze überspringen, gerade auf das Volkslied zugehen, es aus seinem langen Schlummer erwecken und ihm ein schöneres Leben durch den Hauch seines Geistes verleihen. Paul Flemming scheint von dem Dasein des Volksliedes keine

Ahnung gehabt zu haben, aber er strebt demselben Ziele seines unvergleichlichen Nachfolgers zu. Er überschreitet die Kluft, indem er sie umgeht, und kehrt zu der Natur durch das Gefühl zurück. Seine Empfänglichkeit und Menschenliebe retten ihn vor der scholastischen Steifheit, an der alle seine Nebenbuhler zu Grunde gingen. Wenn er auch nicht aus der frischen Quelle der Volkspoesie getrunken, schöpft er doch wenigstens reichlich aus dem großen Strom der Volkssprache, und sein Schatz an Ausdrücken hat dadurch jene Biegsamkeit und Fülle gewonnen, welche es der Sprache erlaubt, sich jeder Abstufung des Empfindens anzuschmiegen. Die Dichtungen von Opitz gleichen guten Schulübungen, während sich unter denen von Flemming echte Lieder finden, sprudelnd, von gefälliger Form, tiefen Gedanken und so musikalisch, daß sie schon von selbst die Melodie zu enthalten scheinen, die der Musiker ihnen später entlockt. Wie zart und innig ist zum Beispiel der letzte Vers einer Elegie auf den Tod eines Kindes:

Diesen Korb voll Anemonen,
Den der Frost stets soll verschonen,
Streuen wir auf deine Gruft.
Schlafe ruhsam in dem Kühlen,
Um dich her soll ewig spielen
Die gesunde Maienluft.

Der Vers ist Uhland's würdig. Noch ein wenig mehr Wechsel im Rhythmus, Melodie im Verse, Gewandtheit im Verknüpfen der Bilder und Lebendigkeit des Gefühls, und das Goethe'sche Lied ist fertig. Paul Flemming ist Lyriker im vollsten Sinne des Wortes; er singt nur, wenn seine Seele von einer Fülle neuer Ideen überströmt, und dann fängt er ohne Grübeln mit dem Gedanken an, der sich mit stärkster Macht vordrängt und ihm zuerst auf die Lippen

kommt. So ruft er, als er von einem geliebten Mädchen das Bekenntniß unbegrenzter Gegenliebe empfängt:

Ein getreues Herz zu wissen,
Hat des höchsten Schatzes Preis,
Der ist selig zu begrüßen,
Der ein treues Herze weiß.
Mir ist wohl beim höchsten Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Bei anderen Gelegenheiten ist dieses urplötzliche Bekenntniß, das uns in das Geheimniß einer ringenden Seele einweiht, noch überraschender. Flemming wurde von seinen Zeitgenossen verkannt, gerade weil er einfach und wahr dichtete zu einer Zeit, in der die Poesie sich in leerem Pomp und Unnatur gefiel. Man erhob Opitz bis in den Himmel und wußte kaum etwas von Flemming, der dennoch in sich hundertmal mehr Seele und Talent fühlte. Zuweilen wurde er sogar geringschätzig beurtheilt, und dann verfiel der junge Dichter in tiefe Schwermuth. Wenn man es auch leugnen will, es giebt dennoch verkannte Genie's, selbst Talente; es ist das Schicksal aller Derer, die mehr der Zukunft als der Gegenwart angehören, und sicher ist diese geistige Einsamkeit eine der am schwersten zu bestehenden Prüfungen. Daß Flemming siegreich aus ihr hervorging, beweisen die Verse, welche ein Zeugniß ablegen, wie viel Energie in dieser leicht beweglichen Seele lebte:

Sei dennoch unverzagt. Gieb dennoch unverlohren.
Weich keinem Glücke nicht. Steh höher als der Neid.
Vergnüge dich an dir, und acht' es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt' alles für erkohren.
Nimm dein Verhängniß an. Laß alles unbereut.
Thu, was gethan muß sein, und eh man dir's gebeut.
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
Ist ihm ein jeder selbst. Schau alle Sachen an.
Dis alles ist in dir, laß deinen eiteln Wahn.

Und eh du fürder gehst, so geh' in dich zurücke,
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und alles unterthan.

So dachte Paul Flemming, eines der edelsten lyrischen Talente, einer der liebenswürdigsten Charaktere, die Deutschland hervorgebracht hat. Im prosaischsten Zeitalter geboren, um seinen Ruhm betrogen, bewahrte er dennoch jene unerschütterliche Seelenruhe, welche uns heute noch erquickt, wie der Anblick eines hellen, wolkenlosen Tages. Er ist zugleich aufrichtig und tief, milde und fest; er verstand heiter mit den Menschen zu leben und hielt die göttliche Quelle seiner reinsten Gefühle tief in seinem Herzen verborgen. Wilhelm Schlegel sagt von ihm:

Es drängt sich freudig an das Licht der Sonnen
Das herrliche Gemüth, das innere Streben:
Aufbrausend, wie der edle Saft der Reben,
Ein voller Becher, ein lebend'ger Bronnen.

Schöner ist noch die Grabschrift, welche sich Flemming selbst einige Tage vor seinem Tode dichtete:

„Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich.
Des Glückes lieber Sohn. Von Eltern guter Ehren.
Frei. Meine!“

Ein großes Wort für den, der es in seiner ganzen Bedeutung nimmt. Wie Viele, die sich rühmen frei zu sein, gehören sich nicht an; wie Viele, deren Empfindungen, Gedanken, Handlungen nur das schwache Echo des Treibens ist, das sich um sie her bewegt. Wenn Flemming sagt:

„Frei. Meine,“ so bedeutet das: Alles, was ich empfunden, gedacht, erlebt, habe ich aus mir selbst empfunden, gedacht, erlebt, meine Seele ist mein eigenes Werk, nicht das der anderen. Die große Masse der Menschen weiß freilich diesen Ruhm nicht zu schätzen, weil er prunklos ist. Sein Glanz fällt nicht in die Augen der Menge, sondern verbreitet nur sein mildes Licht in das Heiligthum des Gewissens und erweckt nur das Verlangen dessen, der würdig ist, ein Mann zu heißen. Aber darum ist er nicht weniger schön in den Augen des Denkers, weil er allein dem Menschen den vollen Genuß seines Inneren erschließt und dem Dichter das Bewußtsein seiner Kraft verleiht.

Leider fand Flemming's Beispiel keine Nacheiferer unter seinen Zeitgenossen. Sie blieben, was sie waren: schulgerechte Reimer und frostige Nachahmer. Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618 zu Breslau geboren) gründete die zweite schlesische Dichterschule. Opitz hatte die Alten und die Franzosen copirt, dieser nahm sich die Italiener zum Muster, und unter dem Vorgeben, der Steifheit seiner Vorgänger abzuhelfen, verfiel er in eine grobe Sinnlichkeit ohne alle Anmuth oder Leidenschaft, die bis zu einer affectirten Frechheit ging. Er meinte der Phantasie ihre Rechte zurückzugeben, indem er seine Verse mit Ambra, Nektar, Sapphiren, Purpur, Seide, Alabaster und Marmor überlud. Vergebene Mühe, sein Herz war kalt, seine Phantasie verderbt und der berühmte schlesische Dichter war im Grunde nur ein guter Präsident des Breslauer Rathes und daneben ein verwöhnter Epikuräer. Wir sahen in Flemming die Reaktion des Gefühls gegen den Schulzwang; wir können Günther Hoffmannswaldau gegenüberstellen, als die echte Leidenschaft im Gegensatz zu der Verderbtheit des Geistes. Das Ungestüm seines Temperaments brachte Günther zur Natur zurück. Es war ein tragisches Schicksal, das über ihm waltete; er wollte ein großer Dichter werden, trotz seines

Vaters, trotz seiner Zeit, und dieser Kampf kostete ihm das Leben. Günther wurde 1595 zu Striegau in Schlesien geboren, wo sein Vater Arzt war, ein beschränkter, engherziger, harter Mann. Seine Kinderjahre waren die glücklichsten seines Lebens, ihrer erinnert er sich später noch mit Rührung. Zitternd vor Frost kauerte er sich im Winter an den Ofen, um die alte Margarethe, seine einzige Freundin, erzählen zu hören. Als er vierzehn Jahr war, erregte seine große Begabung die Aufmerksamkeit eines Freundes seines Vaters; er nahm ihn zu sich und gab ihn auf die Schule. Mit zwanzig Jahren bezog er die Universität Wittenberg, um Medizin zu studiren; aber er that nichts als dichten, faßte eine glühende Leidenschaft für die Tochter des Doktor Jachmann und besang sie unter dem Namen Leonore. Das junge Mädchen nahm seine leidenschaftlichen Huldigungen an, versprach ihm ihre Hand, heirathete aber wenige Monate darauf einen Anderen. Günther war nicht aufbrausend zornig darüber, doch ein tiefer, unheilbarer Schmerz ergriff sein ganzes Wesen, und der einzige Schlag hatte genügt, diese glühende aber schwache Natur zu brechen. Die Kette seiner Leiden hatte indessen erst begonnen. Um sich zu betäuben, stürzte er sich in den Strudel studentischer Vergnügungen und besang den zügellosen Genuß so feurig, wie er einst die reine Liebe gepriesen hatte. Als sein schon erzürnter Vater dies hörte, verweigerte er ihm alle Geldmittel, erklärte, daß es zwischen ihnen aus sei und er den Sohn nicht mehr anerkenne. Er hielt Wort. Günther, der ohne Schutz, ohne Stand und Hülfsmittel war, wurde Gelegenheitsdichter, ein besonderer Stand zu jener Zeit. Damals feierte man Taufen, Hochzeiten, alle Feste durch Gedichte, richtete Verse an reiche und vornehme Leute und erwarb damit einen kümmerlichen Lebensunterhalt. Wie es mit der persönlichen Würde bei einem solchen Handwerk beschaffen war, kann man sich leicht denken. Aber seltsamer

Weise blieb bei diesem gefährlichen Verschleudern von Gefühl und Geist Günther ein Dichter, er erniedrigte sich nicht, weil er sich nicht zur Unwahrheit herbeiließ. Wenn man jene schnell entstandenen, längst vergessenen Dichtungen liest, muß man die Wärme des Herzens bewundern, durch welche der arme Improvisator selbst die alltäglichsten Ereignisse des Lebens zu adeln versteht.

Sein offenes und bewegliches Wesen erwarb ihm viel Gönner, aber sein beißender Witz, der unbarmherzig über Pedanten und Schurken herfiel, erweckte ihm eben so viel erbitterte Feinde. Nach langer Mühe hoffte sein Freund Burkhard Menke, ihm eine Stelle an dem sächsischen Hofe verschafft zu haben; eine Hofintrigue brachte ihn unwiederbringlich darum.

Während dessen war Leonore, die er noch immer liebte, Wittwe geworden und ein Sonnenstrahl fiel in sein trübes Herz; denn er klammerte sich an diese Liebe wie an einen Rettungsanker. Doch auch dieser Traum sollte wie alle anderen vergehen. Allerdings war Leonore von dieser Liebe gerührt, die so harte Proben bestanden hatte, und gab ihm ihr Jawort; aber er mußte nun einen Broderwerb haben, beschloß daher, seine Studien zu vollenden, um Arzt werden zu können, und begab sich nach Breslau, wo alte Freunde ihn mit offenen Armen empfingen. Allein als er zu prakticiren begann, wurde er krank und gerieth bald in Noth. Verzweifelt schreibt er an Leonore als Abschied: „Liebes Kind, nimm Dein Herz zurück und sorge Dich nicht um den Schmerz, mit dem ich es Dir zurückschicke. Dies Herz ist zu edel, um mein Gefährte zu bleiben.“ Er fühlte, daß er die Geliebte nur unglücklich machen könne, und er hatte die Kraft, ihr zu entsagen. Aber nach dieser Anstrengung brach er zusammen. Noch einmal raffte er sich auf und versuchte eine Aussöhnung mit seinem Vater; der unbeugsame Mann wollte in seinem Groll den Sohn selbst

nicht einmal sehen und verwies ihn für immer aus dem Vaterhause.

Dieser letzte Schlag vernichtete ihn; von dem Tage an irrte er erst in Schlesien umher und starb endlich elend und verzweifelt im Alter von achtundzwanzig Jahren in Jena.

Goethe war einer der Ersten, die Günther's Verdienste anerkannten. Nachdem er auseinandergesetzt hat, daß er alle Eigenschaften besessen, die den Dichter ausmachen, fügt er hinzu: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“ *

Man kann sich in der That vorstellen, daß unter glücklicheren Verhältnissen geboren und mit mehr Energie begabt, Günther die lyrische Poesie seines Vaterlandes hätte neu zu beleben vermögen. Trotz der Ungleichheit und des Unvollendeten seiner Werke muß man ihn in der Geschichte des Liedes gleich hinter Flemming stellen, denn wie dieser bereitet er auf Goethe vor. Flemming kehrte durch die Zartheit und Tiefe eines echten Gefühls zur Natur zurück, Günther durch die Macht der Leidenschaft. In dem Ton der Verse von allen Beiden fühlt man nicht das geschickte Machwerk, sondern den Nachhall ihrer Seele. Beide sind gleich aufrichtig, ihre Lieder sind nicht Erfindungen, sondern Bekenntnisse, und bei Günther ist dies noch in vollerem und kühnerem Maße der Fall. Mit seinem Herzblut hat er alle die Irrthümer und Leiden seines Lebens geschrieben, und alle Lieder an Leonore tragen diesen untrüglichen Stempel der Wahrheit. Nach dem Verrath kommt er zu dem Baum zurück, unter dem sie ihre ersten Schwüre gewechselt haben.

Sieh, die Tropfen an den Birken
Thun dir selbst ihr Mitleid kund,
Weil verliebte Thränen wirken,
Weinen sie um unsern Bund.

* Dichtung und Wahrheit, 7. Buch.

Diese zährenvolle Rinden
Ritzt die Unschuld und mein Flehn,
Denn sie haben dem Verbinden
Und der Trennung zugesehn.

Dieses rührt die todten Bäume:
Dich, mein Kind, ach! rührt es nicht.

Und am Schlusse heißt es:

In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menschen will ich fliehn,
Mit verwaisten Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde ziehn,
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte sich verschrei'n,
Und da soll ein Grab von Laube
Milder als dein Herze sein.

Der Schmerz und das Entsetzen eines jugendlichen Gemüths, das zum ersten Mal an der Liebe und dem Glück zu zweifeln beginnt, tönt aus diesen Versen, die rührend wie Thränen und anmuthig wie ein Volkslied sind. Der Schmerz war noch entsetzlicher, als Günther Leonore zum zweiten Male verlassen mußte; der Schrei der Verzweiflung, den er da ausstößt, ist tief erschütternd. Nun hat er die Geliebte weinen sehen und diese angebeteten Thränen, diese Thränen, die er nie wieder sehen soll, machen ihn wahnsinnig.

Schweig du doch nur, du Hälfte meiner Brust,
Denn was du weinst, ist Blut aus meinem Herzen.
Ich taum'le so und hab' an nichts mehr Lust,
Als an der Angst und den getreuen Schmerzen,
Womit der Stern, der uns're Liebe trennt,
Die Augen brennt.

Zuweilen ist er still in sein Unglück ergeben; er spricht mit Gott wie mit einem Vater und sein Lied tönt dann

sanft wie ein Kindergebet. Aber als die Schale des göttlichen Zorns sich über ihm leert, als die Ungerechtigkeit zu entsetzlich wird, steht er stolz, kühn und unbezähmt dagegen auf. Der Fluch des Vaters trifft ihn an seinem Lebensende wie der Blitz den schon vom Unwetter erschöpften Reisenden. Ein Anderer wäre in den Staub gesunken, er nicht. Ehe er den letzten Athem aushaucht, richtet sich der mißhandelte Dichter noch einmal stolz empor. Den Gott, der ihn quält und der ihn richten wird, ihn bittet er nicht um Gnade, er trotzt ihm:

Ich höre, großer Gott, den Donner deiner Stimme.
Du hörest mich nicht mehr; ich soll vor deinem Grimme
Aus Größe meiner Schuld ein ewig Opfer sein.
Ich soll, ich muß, ich will, ich gebe mich darein.
Ich trotze deinem Zorn, ich fleh' nicht mehr um Gnade,
Ich will nicht, daß dein Herz mich dieser Straf' entlade.
Du bist kein Vater mehr, als Richter bitt' ich dich —
Vergiß vorher dein Kind, nachher verstoße mich.

Alles verließ ihn, der Vater, die Zeitgenossen, das Glück. Von Allen aufgegeben, verzweifelt und schuldig gegen sich selbst, erlag er den vielen Prüfungen, ein Opfer seiner Leidenschaften, wenn man will, aber auch ein Opfer seines Zeitalters. Günther ist ein Vorläufer jener revolutionairen Geister, die ungefähr vierzig Jahre nach seinem Tode erstanden, sich Originalgenies nannten, jede Regel verwarfen und nur ihrer eigenen Eingebung folgten. In einer Zeit, in der die Religion zum Formelwesen neigte, das öffentliche Leben unwahr und die Poesie pedantisch geworden war, wagte er allein nur das zu glauben, was er für wahr erkannte, nach seinen Neigungen zu leben und das zu besingen, was er erlebt hatte. Er hatte den Muth, das zu sein, was Goethe eine „Natur" nannte, ein origineller Geist, der sich nicht scheut, sich ungekünstelt zu zeigen.

Dadurch sticht er scharf von seinen Zeitgenossen ab und damit hat er mächtig auf die edelsten Geister gewirkt; denn sie konnten seine Dichtungen nicht lesen, ohne aus ihnen die große Lehre zu ziehen, daß Wahrheit gegen sich selbst wie gegen die Andern des Dichters so würdig wie des Menschen ist.

Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts weht ein neuer Hauch durch die Gesellschaft; alle jungen und edlen Geister erwachen plötzlich und schütteln den Druck der Knechtschaft ab. Mit einem Mal erblicken sie die Welt, den Menschen, die Religion in einem anderen Lichte. Es ist eine entscheidende Stunde für die Geschichte des deutschen wie für die des französischen Geistes und man kann sie nicht mit Stillschweigen übergehen, wenn man das Geschick der lyrischen Dichtung aufmerksam beobachtet. Während des siebzehnten Jahrhunderts hatten die Menschen geduldig die Tyrannei des Staats und der Kirche ertragen. Dem großartigen Aufschwunge der Reformation war eine schlaffe Abspannung gefolgt. In Süddeutschland herrschten die Jesuiten allmächtig im Staat, übten einen verderblichen Einfluß auf die Familie und bedrohten widerstrebende Fürsten; im Norden verengten die Lutheraner die Geister und nahmen dem Leben jeden Reiz. Aber bald lebte der protestantische Geist in seiner ganzen Macht auf, nicht der Protestantismus des sechszehnten Jahrhunderts, der sich damit begnügte, der Autorität des Papstes zu trotzen, sondern ein kühnerer, durchaus logischer Protestantismus, der jede Autorität zu leugnen wagte: die des Buchstabens in der Religion, des Rechtes von Gottes Gnaden in der Politik, der Tradition in der Philosophie und der Regeln des Geschmacks in der Poesie. In der Wissenschaft, der Kunst, im Leben, überall Revolution. Deutschland begann mit der aesthetischen Revolution und gab das Zeichen zu der endlichen Befreiung der Kunst. Seit Luther's Tode war die

Poesie nur noch eine demüthige Dienerin der Kirche oder die Lobrednerin der Vornehmen gewesen. Aber die edle Sklavin erinnerte sich ihrer göttlichen Natur, brach die Ketten ihrer Bedrücker und, von Neuem frei, schickte sie sich zur Besiegung der Welt an. Nicht in einem Tage vollzog sich diese Umwälzung; sie hatte ihre Propheten, Vorläufer, Tribunen, Fanatiker und Diktatoren und erst nach vielen Stürmen führte sie zur Freiheit, das heißt zur Abschaffung der kleinlichen Regeln und zur Verkündigung der großen Gesetze des Schönen. Das sind in kurzen Worten die hauptsächlichsten Stufen und die endlichen Erfolge jener Revolution.

Der erste große Mann, der Deutschland aus seiner Gleichgültigkeit gegen die Poesie erweckte, war Klopstock, dessen Oden und dessen Messias die Jugend begeisterte. Rechtzeitig machte er Gottsched verstummen, einen treuen Schüler Boileau's, der sich seit Jahren als Gesetzgeber auf dem deutschen Parnaß geberdete. Allerdings war Klopstock weder ein großer schöpferischer Geist, noch ein vollendeter Künstler, aber er besaß das, was den Sieg sicherte, was Allen fehlte, nach dem sich Alle sehnten: Begeisterung. Aus zwei Quellen schöpfte er sie, aus der Religion und der Vaterlandsliebe; nicht aus der überkommenen Religion, sondern aus der des Herzens, aus dem freien Glauben des Gemüths, und nicht aus dem von oben befohlenen höfischen Patriotismus, sondern aus der Liebe zu dem großen deutschen Vaterlande, für das Armin und Luther gekämpft hatten. Dies Ueberströmen religiösen Gefühls, diesen mächtig hervorbrechenden Patriotismus hauchte er in Hymnen, Oden und Dithyramben aus und folgte sorgfältig den Pfaden Pindar's, David's und Ossian's. Er war es, der zuerst den Hexameter und viele andere griechische Versmaße anwendete und der den Reim wegließ, um seinen Gedanken größeres Gewicht zu verleihen. Sich mit Entzücken in die

Herrlichkeit des Himmels vertiefen, sich mit einem Ruf der Anbetung in die unendliche Majestät der Gottheit zu versenken, das ist seine höchste Wonne. Seine Zeitgenossen erhoben ihn in den Himmel, weil sie in ihm die siegreiche Macht der Begeisterung fühlten. Und er verdiente ihre Bewunderung, denn er hatte die Schule des nüchternen Menschenverstandes durch die Schule der Begeisterung verdrängt und die Würde des Dichters hergestellt, indem er verlangte, daß dieser wie ein Priester inmitten seines Volks stehen solle.

Wieland, der Gegner Klopstock's, ein epikuräischer, realistischer, weltgewandter Geist, erweiterte den Horizont seiner Landsleute nach einer anderen Richtung hin. Durch seine Romane eröffnete er ihnen einen Einblick in die heitere Welt des alten Griechenlands und durch seine Uebersetzung Shakespeare's zeigte er ihnen zuerst die ernste Charaktertragödie, die einzige rein menschliche Tragödie. Aber der bedeutendste Vertreter des deutschen Denkens im achtzehnten Jahrhundert, der mächtigste Neuerer jener Zeit ist der unvergleichliche Lessing. Ein kritischer, lichtvoller, kühner und gerechter Geist, ein edles und muthiges Gemüth, ohne einen Schatten von Sentimentalität, greift er die falschen Götter jener Zeit an und stürzt sie schonungslos zu Boden. Die schulgerechte Tragödie, die gekünstelte Dichtungsweise und die Bibel hatten scharfe Angriffe zu bestehen und entsetzt wichen die Heuchler, Intriganten und Perrückenhelden vor diesem unermüdlichen Kämpfer zurück. Er fürchtete nichts, nahm auf Niemand Rücksichten, hatte nur einen Gott, die Wahrheit, und kannte nur einen Ehrgeiz, den, sie zu vertheidigen. Und die Wahrheit war für ihn nicht eine fertig überlieferte Formel, sondern ein unendliches Reich, in dem man immer weiter vordringen kann, ohne je seine Grenze zu erreichen. Lassen wir ihn selbst von dieser Wahr=

heit reden, die der Stern seines schweren Lebens war. In seiner Streitschrift gegen den Pastor Goeze heißt es:

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz der Mensch ist oder zu sein meint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich unsere Kräfte, worin allein seine innere wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge und stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! — ich fiele ihm in Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein."

Diesen unermüdlichen Forschertrieb wendete Lessing auf die Religion, Wissenschaft und Kunst an; überall zeigte er den Weg, der zum Besseren führte, und bahnte der neuen Generation den Pfad. Zuerst nahm er die klassische französische Tragödie vor und das, was man in der Poesie den Geschmack Ludwig des Vierzehnten nennen könnte. Es war ihr Todesstoß; denn nach der Hamburger Dramaturgie hatte kein Deutscher mehr Lust, sie sich als Muster zu nehmen. Die Regel von den drei Einheiten, die Alexandriner und die griechischen Helden, die wie Hofleute aus Versailles aussahen, verloren in einem Tage ihren hundertjährigen Glanz. Man warf sie in die Rumpelkammer, wie zerbrochene Marionetten, und wunderte sich nur, daß man so lange Gefallen an ihnen gefunden hatte. Seitdem versenkten sich alle Dichter, die nur etwas Kraft in ihrer Seele fühlten, in das Studium Shakespeare's, trotz Voltaire's und des großen Friedrichs entgegengesetzter Meinung. Durch den Laokoon ließ Lessing endlich einen Lichtstrahl auf das innere Wesen der Poesie fallen, der einer Offenbarung

glich. Bis dahin hatten Kritiker und Dichter das Wesen der Malerei und Poesie um die Wette verwechselt, indem sie sich auf das ut pictura poesis des Horaz stützten. Der Dichter mühte sich mit Beschreibungen ab und setzte seinen höchsten Stolz darin, mit der Palette des Malers zu wetteifern. Lessing geht von einem Vergleich aus zwischen der Stelle im Virgil über den Tod des Laokoon und der Marmorgruppe, die dieses Ereigniß darstellt, und beweist, daß der Dichter ganz anders verfährt, als der Bildhauer oder Maler. Die bildenden Künste entwickeln sich im Raum und wenden sich an das Auge. Sie können eine Handlung nur in einem einzigen Augenblick darstellen, aber mit allen ihren Einzelnheiten und mit ungewöhnlicher Lebendigkeit. Die Poesie dagegen entwickelt sich in der Zeit und wendet sich an die Einbildungskraft. Sie kann eine Handlung in der Reihenfolge der Momente darstellen, aus denen sie zusammengesetzt ist; sie darf — sie soll sogar uns Ursprung, Entwickelung und Ausgang zeigen. Daher soll sie sich hüten, der Malerei nachzuahmen, sondern uns lieber in die Triebfedern der Handlung sehen lassen. Handlung, äußere oder innere, sichtbare oder unsichtbare, aber Handlung, Handlung und nochmals Handlung! Das war Lessing's Wahlspruch in Bezug auf die Dichtkunst. Mit dem Aufstellen dieses Gedankens hatte er die Grundlage zur Aesthetik gelegt, die Nichtigkeit der beschreibenden Poesie bewiesen und das Drama als Bekrönung des Gebäudes der Kunst aufgestellt. *

* Man kann allen denen, die sich für Lessing interessiren, nicht genug Herrn Ad. Stahr's treffliches Buch empfehlen (Lessing, sein Leben und seine Werke. Berlin, Guttentag. 4. Auflage. 1868), das sich in Deutschland eines Rufes erfreut, der des großen Vorkämpfers für Freiheit und Wahrheit würdig ist. Herr Ad. Stahr, einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden deutschen Schriftsteller, schildert tiefbewegt das an Kämpfen reiche Leben seines Helden und giebt eine geistvolle Beurtheilung seiner Werke. Wenn Lessing in den Familien

Lessing begann die Reform der Poesie durch die Kritik aller Vorurtheile. Herder setzte dieses Werk fort durch seine leidenschaftliche Bewunderung aller unsterblichen Meisterwerke, durch seine prophetische Erkenntniß des wahrhaft Schönen und durch seine die ganze Menschheit umfassende Begeisterung. Hätte dieser Mann zur Zeit der Könige von Israel gelebt, so würde er ein mächtiger Prophet nach Art des Jesaias oder Ezechiel geworden sein. In einem kritischen und philosophischen Zeitalter geboren, wurde er Weltbürger, und auch darin verrieth er Prophetengeist. Niemand hatte vor ihm in Deutschland oder außerhalb ganz die Schranken der Nationalität zu übersteigen vermocht. Herder mit seiner weiten, weltumfassenden Begabung suchte mit Liebe, ja mit Leidenschaft in den Geist einer jeden Nation einzudringen. Er war der Erste, der die Geschichte als eine ewige Entwickelung der Menschheit auffaßte, in welcher jedes Volk nur eine Rolle in einem endlosen Drama spielt, der Erste, der in der Poesie nicht eine kunstvolle Erfindung hochgebildeter Zeiten, sondern die Muttersprache der Völker sah, der Erste, der das fruchtbare Wort aussprach: die wahre Poesie ist die ursprüngliche Poesie; der Erste, der zu den Dichtern zu sagen wagte: hört auf die Volkslieder aller Nationen, sie sind eure Meister; der Erste, der der entzückten Welt die „Stimmen der Völker“ brachte, jene zauberhaften, unsterblichen, so lange vergessenen Klänge. Homer, die Bibel, Shakespeare und die Volkslieder, das waren die Muster, deren siegreiche Schönheit er mit prophetischer Begeisterung pries. Damit bahnet er, so weit als möglich, den schönen und breiten Weg, der zur Natur, zur Einfach-

und auf den Schulen heimisch geworden, so ist das zum großen Theil dieser Biographie zuzuschreiben, die ein Meisterwerk ist sowohl an Auffassung und Gedankenreichthum, als auch in Hinsicht des Styls.

Anmerkung des Verfassers.

heit zurückführt. Es war mehr als eine bedeutende Entdeckung, es war eine große That, zu der eben die Kühnheit des Genies gehört, und wir werden bald sehen, wie unermeßlich ihr Einfluß auf die Entwickelung der lyrischen Poesie wurde.

In jener revolutionairen Bewegung, von der damals die ganze Jugend erfaßt war, kann man verschiedene große Gedankenströmungen unterscheiden, die zur Erneuerung der ganzen Kunst führten. Erstens der Grundgedanke der Herderschen Philosophie und Aesthetik: die Einheit, Brüderlichkeit und unbegrenzte Verbesserungsfähigkeit der Menschheit. Welch herrliches Schauspiel für das Auge des Denkers und Dichters, alle bis dahin feindlichen, getrennten, durch Jahrhunderte in Haß und Blut getauchten Nationen plötzlich wie heldenmüthige Schwestern unter dem Zeichen des siegreichen Menschengeistes vereint zu sehen! Das träumerische, pantheistische Indien, das schönheitsliebende Griechenland, das siegreiche Rom, Gallien und Deutschland sich die Hände reichen sehen und einander von Jahrhundert zu Jahrhundert die religiöse und poetische Auffassung überliefern! Bei diesem Anblick mußten die Schranken, welche die Völker trennten, wie einem Zauberschlage weichen. Die Geschichte hatte einen neuen Inhalt: den Fortschritt; die Menschheit einen erhabeneren Zweck: die Vereinigung aller ihrer Kräfte, die Begeisterung konnte sich aus einer heiligeren Flamme, aus der der allgemeinen Brüderschaft, neu beleben. War das im Grunde nicht nur die philosophische Rechtfertigung des erhabenen Traumes Jesu?

Diese weitere Auffassung der Menschheit mußte auch ein höheres Ideal des Menschen mit sich bringen. Bis dahin hatte sich der Einzelne in einem engen Sinn entwickelt, er lernte gewissermaßen nur sein Handwerk und kümmerte sich nicht um das Allgemeine. Man war Soldat, Hofmann, Advokat, Arzt, vielleicht auch Gelehrter, aber man dachte nicht daran, Mensch zu sein. Der Dichter, selbst der

Philosoph, der der Natur der Sache nach sich hätte höher erheben müssen, ging nicht über die engen Grenzen seines Berufes hinaus. Allein seit man die Menschheit unter allen ihren Gestalten kennt, seit man sie in Sokrates wie in Jesus, in Brutus wie in den christlichen Märtyrern verehrte, die antiken wie die modernen Tugenden schätzt, nun begann man von dem vollendeten Menschen zu träumen. Die Entwickelung der Körperkraft, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Fechten, außerdem Deklamation, Gesang, Pflege der Musik und Dichtkunst, Kenntniß und Verständniß von Allem, das wurde jetzt die Aufgabe der Erziehung. Sonst war man nur darauf bedacht gewesen, ein Talent auszubilden, um sich in seinem Beruf auszuzeichnen, und wurde dadurch zur Maschine; jetzt strebte man nach harmonischer Entwickelung aller Anlagen. Der Zweck der Erziehung war nicht mehr der Beruf, sondern die Entfaltung des Menschen selbst, der den Vollgenuß seines Wesens in dem Gleichgewicht der Kräfte finden sollte.

Wer so groß von der Menschheit und dem Menschen dachte, mußte nothwendiger Weise auch die Poesie und den Dichter edler auffassen. Was war die Poesie des siebzehnten Jahrhunderts gewesen? Ein gesellschaftliches Talent zur Zerstreuung der Vornehmen und Fürsten, die gelehrte Verkünderin hochtrabender Leidenschaften, herkömmlicher Gefühle und der bestehenden Religionsauffassung. Wie weit war man jetzt von dieser kleinlichen Ansicht entfernt! Die Poesie erkannte man nun als eine ursprüngliche Anlage des Menschen, als den freisten Ausdruck des Geistes der Nationen. Sie sprach nicht mehr ausschließlich im Königsschloß, sie sang auch in der Hütte, nicht allein bei hochgebildeten Völkern, sondern sie erhob ihre ernste, erhabene und heilige Stimme im Anbeginn der Civilisation. Man lauschte achtsam auf die tausend Melodien, welche in allen Zeitaltern von allen Theilen des Erdballs her ertönten,

seltsame, wehmüthige, tiefsinnige Stimmen! Wie reich, wie großartig in ihrer Einheit war diese Symphonie! Es war der ewige Gesang der Seele, immer derselbe und dennoch immer neu. So wurde die heilige Dichtkunst eine Nebenbuhlerin der Religion, denn wie ihre erstgeborene Schwester drückt auch sie die ewigen Bestrebungen des Menschen aus. Die Religion, sagte man, nennt sich eine Offenbarung Gottes. Zugegeben; aber ist es die Poesie nicht auch? Ist sie nicht die Offenbarung alles dessen, was Göttliches in der Menschenseele lebt?

Und wie groß war der Dichter geworden! War er als Priester dieser Religion nicht berufen, das zu sein, was die Weisen und Propheten für die frühesten Zeiten gewesen waren? Allerdings war die Einfachheit des heroischen Zeitalters dahin, die Gesellschaft in eine Menge enger Kreise getheilt, der Mensch verkümmert unter dem Druck des Berufs. Aber das machte gerade den Dichter nothwendig; denn an ihm war es, unter dem Modetand und dem Theaterputz einer unwahren Gesellschaft den einfachen, kraftvollen, energischen, ganzen Menschen in seinen vielfachen Gestalten hervorzuziehen. An dem Dichter war es, in seiner eigenen Person den vollendeten Menschen darzustellen, an ihm, in seinen Mitbrüdern die verwischten Züge des Ideals aufzusuchen, allen denjenigen eine Stimme zu verleihen, die eine Seele haben, aber nicht sprechen können, deren einzige Sprache ein unaufhörliches, aber unbestimmtes Verlangen ist, an ihm endlich, uns die Harmonie alles dessen, was lebt und athmet, fühlbar zu machen.

Das waren die Ideen, welche in allen jungen und feurigen Köpfen um das Jahr 1760 gährten. Man formulirte sie noch nicht, aber man ahnte sie und sie schwebten gewissermaßen in der Luft. Je unbestimmter sie waren, desto ungeheurer schienen sie und desto mehr erregten sie die Geister. Ohne Besinnen überließ sich die neue Generation einer wil-

den Schwärmerei und grenzenlosen Hoffnungen. Sie wußte nicht, was aus ihr werden sollte, aber sie erwartete etwas Neues, Unerhörtes, Großartiges. „Natur“ wurde das Losungswort und feurig stürzte man sich in den Strudel aller Leidenschaften. Freundschaft, Liebe, Patriotismus, Religion, Alles wurde zur Schwärmerei. Bald war man gefühlvoll bis zur Ueberschwänglichkeit und ergoß sich in Thränen, bald naturwüchsig, rauh, von wüster und cynischer Sinnlichkeit. Man zitterte vor Freude, sobald man die Kutte der Heuchelei abstreifte, und sang Jubellieder, während man die Ketten der Mode und des Herkommens brach. Das ist die Sturm- und Drangperiode, die Zeit der Originalgenie's, wie sie sich selbst nannten. In den ersten Reihen ihrer Kämpfer sehen wir Lenz, Klinger, den Maler Müller, Basedow, die Brüder Stollberg, und für eine Zeit auch Jakobi, Lavater und Goethe. Man kann sich heute keinen Begriff mehr von den schwärmerischen Tollheiten und dem aufgeregten Beginnen jener Jünglinge machen; die Philister hielten sie für toll, und einige wurden es auch, wie zum Beispiel Lenz; andere, wie Stollberg, thaten nachher Buße und flüchteten in den Schooß der katholischen Kirche. Nur einer von ihnen führte ihre kühnsten Träume aus und verwirklichte durch die Machtfülle seines unbegrenzten Genie's und seines titanischen Willens das Dichterideal, das seine Freunde von ferne geschaut hatten: das war Wolfgang Goethe.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Goethe.

Achtes Kapitel.

Goethe.

Goethe's Wesen zeigt sich am deutlichsten in seiner Lyrik. — Das Wunderkind. — Seine eigenthümliche poetische Erziehung. — Der Student in Leipzig. — Der Neuerer von Straßburg. — Drei Offenbarungen: durch Shakespeare, Herder, Friedrike. — Die Idylle von Sesenheim. — Die Lyrik bricht sich Bahn. — Rückkehr nach Frankfurt. — Die tolle Zeit. — Der neue Prometheus. — Weimar. — Abklärung und höchste Blüthezeit seiner Lyrik. — Die Balladen: das Veilchen, der Fischer, der Sänger. — Die Schönheit der Goethe'schen Lyrik, ihre Wahrheit und Musik. — Goethe's Lied ist das verklärte Volkslied.

Deutschland suchte nach Erkenntniß seiner selbst, Goethe war bestimmt, sie ihm zu offenbaren. Nicht umsonst war eine zweitausendjährige Kultur über diesen Boden gegangen, dem frankfurtischen Patriziersohn war davon zu Gute gekommen. Der ernste Sinn der alten Deutschen, das mystische Ritterthum des Mittelalters, die Reformation, die Renaissance und die moderne Philosophie hatten ihm ihren Geist eingehaucht und dem zum Dichter Bestimmten ihre Feuertaufe ertheilt. Von diesen inneren Stimmen angetrieben, konnte er seinem Vaterlande sagen: Du kennst Dein Wesen nicht, ich will es Dir zeigen. Und das that er nicht in abstracten

Theorien, sondern in lebenden Beispielen, und darum erweckte er, der lyrische Dichter, das echte Lied.

Ich kann hier nicht von dem epischen, dem Romanzendichter, dem Dramaturgen, Naturforscher und Denker reden, denn Goethe war das Alles und noch mehr: nämlich ein Mann im vollsten Sinne des Worts. „Er war ein Mann," wie Shakespeare sagt, der vollkommene Mann des Terenz, dem nichts Menschliches fremd ist, eine unendlich thätige und tief harmonische Natur. Nur von dem lyrischen Dichter will ich eine flüchtige Skizze entwerfen und dennoch wird sie sein ganzes Bild zeigen, denn das eben ist das Bewundernswürdige an den vollendeten Menschen: daß ihre Thätigkeit eine vielfache ist, sie selbst aber immer ganz in dem sind, was sie sagen und thun.

Man kennt in Frankreich seine Bedeutung als epischer und dramatischer Dichter, wie aber soll man die Macht des ersten Lyrikers Deutschlands fühlen, da für uns die feinsten Schwingungen seiner Seele mit dem Klange seiner Muttersprache verloren gehen? Goethe's Lyrik ist bisher ein versiegeltes Buch für uns gewesen, weil keine Uebersetzung auch nur einen entfernten Begriff ihres Zaubers zu geben vermochte. Kennt man seine Lyrik nicht, so kennt man eben die Tiefe jener großen und einfachen Natur nicht, die sich am unmittelbarsten in den lyrischen Werken enthüllt. Nicht Alle haben den eigentlichen Goethe gekannt, Viele sahen nur den Minister und den Philosophen, selbst Frau von Staël gehörte dazu! Diejenigen, die sich seines ganzen Vertrauens erfreuten, wie Schiller, Herder, Eckermann, haben die unendliche Empfänglichkeit, die Seelenwärme und den Reichthum an Gefühl kennen gelernt, die sich in allen seinen Gedichten aussprechen, aber die sich im alltäglichen Leben hinter der olympischen Ruhe verbargen.

Jedes Genre ist in Fülle vorhanden, oder vielmehr fast jedes Lied bezeichnet ein neues Genre. Von den einfachen

Liebesliedern bis zu den pantheistischen Hymnen über Gott und die Welt, von den Trinkliedern bis zu den leidenschaftlichen Elegien, von der naiven Legende bis zur philosophischen Ballade, von den übermüthigen Studentenliedern bis zu den orphischen Aussprüchen des indo-europäischen Weisen hat er Alles empfunden, erlebt, besungen. Es würde allein ein Buch füllen, wollte man zeigen, wie sich der Student in Leipzig, der junge Schwärmer in Straßburg, der Held von Weimar, der Bewunderer Italiens und Griechenlands, der Naturforscher, Philosoph und Weltbürger in Goethe's Lyrik wiederspiegeln. Wir müssen uns begnügen, die bedeutendsten Abschnitte seiner Entwickelung anzudeuten, und vornehmlich in ihm den Schüler der Volkspoesie, den Erwecker des neuen Liedes zeigen.

Schon sehr frühe verräth sich bei Goethe die poetische Gabe mit unmittelbarer, hinreißender, unwiderstehlicher Anmuth. Man sagt oft, daß sich die Muse der Wiege eines Dichters genaht habe, sich mit begeistertem Lächeln über ihn gebeugt und ihm ihren feurigen Kuß auf die Lippen gedrückt. Daher stamme jener himmlische Duft auf den Lippen, jenes nach oben gewendete Verlangen, das bis zu dem letzten Athemzuge in dem Herzen bleibt. Diese liebliche Fabel wurde bei Goethe zur Wahrheit. Die schöne Muse, die über seiner Wiege wachte, war seine Mutter, denn die junge, liebenswürdige, heitere „Frau Rath" wurde zur Muse für jenen Liebling der Götter. Sie war erst achtzehn Jahr, als ihr Sohn geboren wurde, und bald fing die junge Mutter an von früh bis spät mit ihrem Kinde zu scherzen und zu singen. „Ich und mein Wolfgang," sagte sie noch später, „haben immer gemeinsame Sache gemacht." Und was konnte köstlicher für ein Kind mit lebhafter Phantasie sein, als diese Mutter, die noch in Geist und Erscheinung ein junges Mädchen war, die ernst und frohsinnig zugleich, enthusiastisch und scharfsinnig war, und deren gute Laune

stets unerschütterlich blieb. Von ihr hat er die „Frohnatur, die Lust zum Fabuliren.“ Schon als er vier Jahre alt war, erzählte sie ihm Märchen, in denen Luft, Feuer, Erde und Wasser in Gestalt schöner Prinzessinnen erschienen. Es machte der Mutter selbst Vergnügen und das Kind auf ihren Knien zitterte vor Erregung und sah sie gespannt mit den ernsten, weitgeöffneten Augen an. „Nicht wahr, Mutter,“ rief er manchmal, „die Prinzessin heirathet den abscheulichen Schneider doch nicht, selbst wenn er den Riesen todtschlägt?“ Oft brach die schelmische Mutter ihre Erzählung ab und verschob die Auflösung für den kommenden Abend. Aber die Geschichte arbeitete in dem kleinen Köpfchen weiter, er träumte von ihr und hatte am folgenden Tage nicht Ruhe, ehe er nicht seinem Liebling die Hand der Prinzessin verschafft. Dann vertraute er der Großmutter unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Lösung an und diese erzählte es lächelnd der Mutter. Kam der Abend, so jubelte das Kind laut auf, wenn es seine kühnsten Hoffnungen verwirklicht sah. Selbst die Musen hätten den Dichter nicht besser vorbereiten können.

Schon als Knabe wurde Goethe von dem zwiefachen Verlangen, zu lernen und zu produciren verzehrt, und mit sieben Jahren zeigt sich seine poetische Begabung mit wunderbarer Entschiedenheit. Er ersinnt einen besonderen Kultus für die Gottheit und errichtet ihr in seinem Zimmer einen geheimnißvollen Altar; mit elf Jahren bringt er hinter die Coulissen des französischen Theaters von Frankfurt unter dem Schutz eines jungen Mannes von der Truppe und entwirft sogar ein französisches Trauerspiel. Mit zwölf Jahren dichtet er ein biblisches Gedicht über Joseph und eine Anzahl religiöser Oden. Vierzehn Jahr alt, verliebt er sich in Gretchen und die erzwungene Trennung, welche diesen Roman abschließt, verursacht ihm lebhafte Schmerzen. Zum ersten Mal fühlt er wirklichen Schmerz und dieses Gefühl

bringt eine große Umwandlung in ihm hervor. Bis dahin hatte das frühreife Kind nur mit der Poesie gespielt, jetzt ist sein Herz bewegt, sucht nach einem Ausdruck dafür, und seltsamer Weise fehlt ihm zum ersten Mal das Wort. Die Erregung ist zu stark, der Jüngling bleibt betroffen vor dem Geheimniß der Liebe stehen und versinkt in düstere Schwermuth und tiefes Sinnen.

In Leipzig tritt der junge Student des Rechts zum ersten Mal in die Welt ein; aber der Dichter tastet noch umher und sucht den Weg. Voller Illusionen über die großen Männer seiner Zeit kommt er an und glaubt ihnen treuherzig, wenn sie sich unter einander den Virgil, Horaz oder Homer ihres Jahrhunderts nennen. Allein er wurde schnell enttäuscht und sein Besuch bei Gottsched brachte ihn um seine glänzenden Vorstellungen. Ein Diener führt ihn in das Vorzimmer des deutschen Boileau und deutet auf die Thür des Kabinets, um ihm anzuzeigen, daß der berühmte Mann alsbald erscheinen werde. Goethe hält dies für eine Aufforderung, einzutreten, öffnet die Thür und sieht den großen Gottsched mit vollkommen kahlem Haupt vor sich stehen, während der Diener ihm eben die prächtige, gepuderte Perrücke bringt. Gottsched nimmt sie gravitätisch mit der einen Hand, während er mit der anderen dem ungeschickten Diener eine Ohrfeige verabfolgt, setzt sie feierlich auf den Kopf, giebt dann ohne alle Befangenheit Goethe ein Zeichen, Platz zu nehmen, und beginnt eine lange Rede. Die Mehrzahl der damaligen Dichter machte es nicht anders, als der Professor; ehe sie das Wort nahmen, stülpten sie sich die klassische Perrücke auf. Doch der junge Student nahm sich eine Lehre daran und mit seiner Bewunderung war es aus. Dem Collegium philosophicum et mathematicum folgte er gleichfalls nicht sehr regelmäßig, denn es kam ihm sehr sonderbar vor, daß der Philosoph lehrte, ein Ding in drei Malen zu thun, das man auf ein Mal thun konnte.

Um so mehr sah er sich in der Welt um und schloß sich besonders an Frau Böhme an, eine geistvolle Frau, der er auch seine ersten poetischen Versuche zeigte. Allein sie sagte ihm aufrichtig, daß sie nichts taugten, weil sie nicht natürlich wären. Dies Urtheil entmuthigte ihn sehr, er verbrannte alle seine Schriftstücke und schwor, nicht mehr um die Gunst der Musen zu buhlen. Aber bald macht er die Bekanntschaft von Käthchen, der Tochter seines Wirths; sie lächelt ihm zu, er fängt Feuer und ist mehr Dichter als je vorher. Der siebzehnjährige Goethe war damals ein sehr fantastischer und unbeständiger Träumer; mit seinen Freunden ging er bald von der stolzesten Zurückhaltung zur leidenschaftlichsten Mittheilsamkeit über; ausgelassen heiter den einen Tag, war er am folgenden ganz melancholisch; wochenlang machte er Vergnügungen, Gesellschaften und Bälle mit, dann verschwand er, irrte durch die Felder und suchte Lieder im Waldesrauschen. Er liebte Käthchen schwärmerisch, wurde von ihr geliebt, quälte sie aber mit der tollsten Eifersucht, daß sie oft über seine ungerechten Anklagen in Thränen ausbrach und er sie auf den Knien um Verzeihung bat. Als er eines Tages durch ein Wäldchen ging, das er sehr gern hatte, sah er seinen Namen in einen Baum geschnitten, den von Käthchen etwas höher, und erinnerte sich, es selbst gethan zu haben. Es war Frühling; der frische Saft strömte reichlich unter der Rinde und stand in glänzenden Perlen auf Käthchens Namen, während der Einschnitt seiner Buchstaben schon verharrscht und trocken geblieben war: „Es sah aus, als ob sie Thränen über meine Kälte und Fühllosigkeit vergösse,“ erzählt er. Ihm traten selbst die Thränen in die Augen und in tiefster Seele bewegt, dichtete er eine Idylle, in der er seine unerhörte Ungerechtigkeit und die engelhafte Sanftmuth der Gequälten schildert, um seine Gewissensbisse zu beschwichtigen und ihre Verzeihung zu erlangen. Aber es kam zu spät; Käthchen war durch

seine Kälte beleidigt und gekränkt und liebte ihn nicht mehr.

Ich habe dieses kleine Liebesabenteuer angeführt, weil der zukünftige Dichter sich darin in seiner naiven und tiefen Empfänglichkeit zeigt. Schon sucht er nicht mehr die Poesie außerhalb, sondern findet sie in seinem Inneren, seinem Leben und seiner Geschichte: „Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Inneren deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl Niemand nöthiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extrem in's andere warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession." *

Das ist der echte Goethe. In Leipzig kämpft er schon gelegentlich gegen die Tyrannei der Mode. Doch der junge Mann ist noch nicht frei, er kennt sich selbst noch nicht vollständig, denkt viel an die öffentliche Meinung, giebt Regungen der Eitelkeit nach, macht sich sein Benehmen zurecht wie die Andern, weil er noch nicht weiß, daß der Grundzug seines Wesens die vollständigste Unabhängigkeit, eine stolze Aufrichtigkeit und eine edle Theilnahme für alle Menschen ist. Aus diesem Grunde entspringen die Schwankungen des Dichters; zwar bricht sich seine gewaltige Begabung hie und da Bahn, aber die Lieder sprudeln noch nicht voll hervor, man merkt ihnen noch die Reflexion und den Einfluß ihrer Vorbilder an. Doch bald wird er alle Fesseln abstreifen, denn das Genie muß am schwersten ringen, um seine eigene

* Dichtung und Wahrheit, Buch VII.

Natur zu erkennen; wenn das geschehen, ist es frei und Herr seines Geschicks.

In Straßburg war es, wo dem zwanzigjährigen Goethe sich sein eigenes Genie offenbarte. Er kam dort in einen Kreis junger Leute voll Feuereifer und Unabhängigkeitssinn, die, wie er, bereit waren, offen mit den Vorurtheilen der Gesellschaft zu brechen und nach eigenem Wohlgefallen zu denken und zu leben. Hier athmete der junge Dichter mit der olympischen Stirn, dem Apolloblick und der Prometheusseele frei auf, hier fühlte er sich unabhängig und als König. Bei dem Anblick der mächtigen Kathedrale erschien ihm ein lebendes Volk in dem Volk steinerner Bilder; das mittelalterliche Deutschland lebte plötzlich vor ihm auf mit seinem gewaltigen Glauben, seinen Legenden und dem Heer seiner Heiligen und Märtyrer. Dann las er Shakespeare und dieser wurde ihm zu einer noch größeren Offenbarung. Noch nie hatte ihn ein Dichter so mächtig ergriffen und sein geliebter William wurde sein Gott. Man muß ihn über seine Entdeckung selbst reden hören — und die Worte, die er damals zu seinen Freunden redete, sind uns erhalten, keine litterarische Studie, sondern ein Dithyrambus zu Ehren Shakespeare's:

„Erwarten Sie nicht, daß ich viel und ordentlich schreibe; Ruhe der Seele ist kein Festtagskleid; und noch zur Zeit habe ich wenig über Shakespeare gedacht; — geahnet, empfunden, wenn's hoch kam, ist das Höchste, wohin ich es habe bringen können. Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen; und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblick schenkt. Ich erkannte, ich fühlte auf's lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert, Alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. . . .“

„Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen von Natur zu urtheilen? Wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf Alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an Andern sehn? Ich schäme mich oft vor Shakespeare, denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke, das hätte ich anders gemacht, hinterdrein erkenne ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weissagt und daß meine Menschen Seifenblasen sind von Romangrillen aufgetrieben. . . .“

„Auf, meine Herren, trompeten Sie mir alle edlen Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben und weil sie nicht müde genug zu ruhen, und doch zu faul sind, um thätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrthen und Lorbeerbüschen verschleudern und vergähnen.“

So hört man den Dichter des Götz von Berlichingen zu seinen Freunden auf der Plattform des Münsters zu Straßburg reden, hoch über dem grünen Elsaß, im Angesicht von Deutschland und Frankreich, während die Strahlen der Abendsonne goldig roth glühen und die Gläser mit funkelndem Rheinwein an einander klingen.

Der große Schatten Shakespeare's hatte den Dichter in Goethe geweckt, ein Lebender war bestimmt, ihm auch noch die letzten Schuppen von dem Auge zu nehmen: das war Herder. Er war fünf Jahr älter als sein junger Freund, aber dieser tastete noch umher, während Herder, der scharfe Kritiker, der gründliche Kenner aller alten und neuen Litteraturen genau seine Bahn erkannt und über alle Gegenstände ein sicheres Urtheil gewonnen hatte. Er näherte sich Goethe aus dem lebhaften Bedürfniß, das alle ungewöhnlichen Menschen fühlen, ihre Ideen mitzutheilen und die

jüngeren Geister damit zu befruchten. Goethe nahm ihn gern als Führer an, liebte ihn als Meister, trotzdem er ihn fürchtete, und ertrug mit stoischer Geduld den Spott, den ihm der reizbare und leidende Mann nicht ersparte. Gegen die niedrigen Seiten seines Charakters schloß er die Augen; er wollte nur die Größe seines Geistes sehen. Deutschland durfte sich später Glück dazu wünschen, denn nie ist die Berührung zweier zukünftiger Größen segenbringender gewesen. Herder führte Goethe zur Natur, zur Einfachheit, zur ewigen Quelle der großen Poesie: zum Volk zurück, und hob vor seinen Augen den Schleier, der die Armuth der gleichzeitigen deutschen Poesie verhüllte. Hamann, Ossian, Goldsmith, Swift lehrte er ihn kennen und zeigte ihm die Bibel als einen glänzenden Beweis der Wahrheit: „daß die Poesie eine über die ganze Welt verbreitete Gabe sei, nicht ein Talent eines einzelnen Volkes oder das besondere Erbtheil einiger hochgebildeter Männer.“

Als ihm Goethe einige lyrische Versuche mittheilte, verwies er ihn an das Volkslied, das damals von Allen mißachtet wurde, aber nach seiner Aussage ungeahnte Schätze von Poesie enthielt. Er rieth ihm, Klopstock, Hagedorn und Gellert zu lassen, durch die Felder zu streifen, auf die Lieder der Landleute zu achten, über die er gewiß die Bücherpoesie vergessen werde. Das ließ sich der junge Neuerer nicht zweimal sagen und studirte mit Feuereifer die Volkslieder, die ihm Herder mittheilte, sammelte andere auf seinen zahlreichen Ausflügen durch das Elsaß, versenkte sich in ihre Harmonie, tränkte sich mit ihrem Geist und fand das wahrste Gefühl unter ihren einfachsten und kühnen Formen. Seitdem wurde die Muse des Volkes seine geliebte Lehrerin.

Bald ließ eine plötzliche, ungeahnte Leidenschaft den jungen Dichter in einer neuen, reichen Sprache aus der Fülle seines Herzens und Genie's reden. Ein Jeder kennt

die Idylle von Sesenheim und Friederike Brion aus der reizenden Beschreibung, die Goethe selbst in Dichtung und Wahrheit giebt. Man weiß, wie Weyland Goethe's Neugier erregte, indem er ihm erzählte, das die ideale Familie des Vikar von Wakefield leibhaftig im Pfarrhause zu Sesenheim lebe. Man weiß, unter welcher Verkleidung Goethe sich in Gesellschaft des Freundes bei Pastor Brion einführte und wie komische Scenen daraus entstanden, vor Allem steht uns die reizende Erscheinung Friederike's vor, die Goethe vom ersten Augenblick an fesselte. O unerwartetes Glück! in der einfachen Landpfarre fand der junge Dichter sein Ideal verwirklicht und sogar übertroffen; der Roman wird ihm zu Gefallen zur Wirklichkeit, er lebt und athmet reine Poesie. Er, der nach Natur dürstete, nach einfachen Sitten, nach Wahrheit und Unbefangenheit, er findet sich wie durch Zauber in ein kleines irdisches Paradies versetzt. Hier kann er leben, wie es ihm gefällt, mit den Kindern spielen, die Familie durch seine tollen Feenmärchen unter der blühenden Laube erheitern, mit Friederiken durch die Felder streifen, nach Herzenslust mit ihr reden und sich ganz dem naivsten, reinsten Wesen widmen, das ihm unter dem Himmel begegnet ist. Denn das war Friederike, ein sehr einfaches, sehr offenherziges Naturkind, anmuthig, munter, von unbestechlicher Aufrichtigkeit und unerschütterlicher Heiterkeit. Auf ihren Lippen fand er die Volkslieder wieder, die er so sehr liebte und die ihm gewiß tausendmal theurer wurden, da sie aus dem Herzen und Munde der Geliebten kamen. Als er sie zum ersten Mal sieht, nöthigt sie der Vater, sich an das Klavier zu setzen, um ein gefühlvoll trauriges Lied zu singen, das ihr indessen durchaus nicht gelang. „Sie stand auf und sagte lächelnd oder vielmehr mit dem auf ihrem Gesicht immerfort ruhenden Zuge von heiterer Freude: „Wenn ich schlecht singe, so kann ich die Schuld nicht auf das Klavier und den Schulmeister werfen; lassen Sie uns aber nur

hinauskommen, dann sollen Sie meine Elsasser und Schweizerliedchen hören; die klingen schon besser.“ *

Mit diesen Worten hatte sie den Dichter bezwungen. Abends machte man im Mondschein einen Spaziergang.

„Weyland bot der ältesten den Arm, ich der jüngsten, und so zogen wir durch die weiten Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenstande habend, als die Erde, die sich neben uns in der Breite verlor. Friederikens Reden jedoch hatten nichts Mondscheinhaftes. . . . Sie wurde zuletzt immer redseliger und ich immer stiller. Es hörte sich ihr gar so gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Gesichtsbildung aber so wie die übrige Welt in Dämmerung schwebte, so war es mir, als ob ich in ihr Herz sähe, das ich höchst rein finden mußte, da es sich in so unbefangener Geschwätzigkeit vor mir eröffnete.“ Schon fühlte er, daß er sie liebte und sein Herz nicht mehr frei sei. Seitdem kam er oft nach Sesenheim, blieb dort wochenlang wie gebannt, vergaß seine Promotion, die Freunde und die ganze Welt. Sonntags vor der Kirche machte man einen Spaziergang durch die thaufrischen Wiesen. „Es giebt Frauenspersonen,“ sagt Goethe, ** „die uns im Zimmer besonders wohlgefallen, andere, die sich besser im Freien ausnehmen. Friederike gehörte zu den letzteren. Ihr Wesen, ihre Gestalt traten niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte. Die Anmuth ihres Betragens schien mit der beblümten Erde und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern.“

Gewiß ist in einer jener göttlichen Stunden, in denen

* Dichtung und Wahrheit, Buch X.

** Dichtung und Wahrheit, Buch XI.

das Leben gipfelt und jeder Augenblick eine Ewigkeit enthält, das Mailied entstanden, jene Hymne an den Frühling und die Liebe, in der die Seele des jungen Mannes in ihrer ganzen Macht hervorbricht.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst. *

Wohl denen, die es im Original lesen können, dieses in seinem Rhythmus hinreißende Lied. Wie ein Strom stürzt und braust es hervor, der unabsehbare grüne Fluren vor sich sieht und der meint, daß sein Lauf eine Ewigkeit dauern wird, ohne zu ahnen, daß er schon in wenig Tagen das Meer erreicht. Goethe schwamm in der Wonne der ersten, ernsten Liebe und mit einem Mal war die so lange verschlossene Quelle der Lyrik entsiegelt und strömte voll, klar und schäumend aus den Tiefen seines Wesens hervor. Er dichtete für Friederike eine Anzahl von Liedern zu bekannten Melodien und schickte sie ihr. Sie bewahrte sie liebevoll in einem Album auf, als einzigen Schatz, der ihr aus diesen sonnigen Tagen blieb, als Reliquie ihrer ersten einzigen Liebe. Eine Randbemerkung ihrer Hand zeigt die entzückende Einfachheit und die heilige Treue dieser unerkünstelten Seele. Neben ein Gedicht, in welchem Goethe eines Baumes erwähnt, in dessen Rinde er seinen und ihren Namen geschnitten hat, schrieb sie an den Rand: „Im Nachtigallenholz." Sie lebte ganz in diesen Erinnerungen.

* Componirt von Beethoven, op. 52.

An ihrer Seite hat Goethe Augenblicke so reinen und vollkommenen Glückes durchlebt, wie sie ihm später in seinem an Ruhm und Triumphen reichen Leben nicht wieder zu Theil geworden sind. In Straßburg ließ es ihm nicht mehr Ruhe; oft ergriff ihn das Verlangen Friederike zu sehen mitten am Tage; dann verließ er plötzlich den Hörsaal, ließ ein Pferd satteln, sprang hinauf, gab ihm die Sporen und fort ging es wie der Wind. Kam er mit sinkender Nacht in das Pfarrhaus, wie groß war da das Glück, wenn Friederike der Schwester in's Ohr sagte: „Da ist er! Habe ich es nicht gesagt?"

Die Freude des Wiedersehens und den Schmerz des Scheidens besang er in Willkommen und Abschied:

Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!
Es war gethan fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.

Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Die vollständige Trennung war näher als Beide ahnten. Ohne an die Zukunft zu denken, hatten Goethe und Friederike ganz ihrer Liebe gelebt. Wohl hätte der Frankfurter Patriziersohn den Vorurtheilen seiner Familie trotzen und die Tochter des Pfarrers von Sesenheim heirathen können, und gewiß wäre Friederike's großes Herz seiner werth gewesen. Es waren nicht die äußeren Umstände, die ihn daran hinderten, aber er war einundzwanzig Jahre, lernte eben die Welt kennen, fühlte Genie in sich, den Drang nach unbegrenzter Freiheit und eine stärkere Stimme als die der Liebe rief ihm zu, sich noch nicht zu binden. Nun entspann sich ein schmerzlicher Kampf zwischen dem tiefsten Gefühl und der unerbittlichen Forderung des Genies. Das Genie blieb Sieger und es mußte auch so sein; doch der Mensch trug eine Wunde für das Leben davon, den Vorwurf, das treueste Herz, das er je gekannt, gebrochen zu haben. Ein schweres Verhängniß, das noch der Brust des ruhmbekränzten Greises Seufzer entlockte. Goethe sagt nur wenig über den letzten Abschied und geht schnell über diese schmerzliche Seite seines Lebens fort: „Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen und mir war

sehr übel zu Muthe. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist.“ *

Nun kehrte er nach Frankfurt zurück, das Doktordiplom in der Tasche, aber mit schmerzerfülltem Herzen. Ein heiterer Familienkreis, fröhliche Freunde, eine Anzahl geistreicher Frauen und zahllose Feste warteten seiner, aber er war düster und mißgestimmt. Niemand in Frankfurt liebte ihn so wie Friederike und er hatte sie verlassen können! Ueberall, wohin er geht, schwebt ihm ihr Bild vor und an sie denkt er in des Jägers Abendlied:

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach! mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir gescheh'n.

Trotz der Elasticität seiner Natur dauerte „die Wonne der Wehmuth,“ wie er sie nennt, noch lange an. Die Muse tröstete ihn, und seine Lieder, in denen eine sanfte Melancholie vorherrscht, sind nur der Ausfluß seines übervollen Herzens. „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen was ich leide,“

* Dichtung und Wahrheit, Buch XI.

spricht er im Tasso. Immer wieder taucht auch nach langer Zeit Friederike's Andenken auf und die milde Resignation der armen Verlassenen hat etwas so Tiefes und Rührendes, das die eingeschlummerte Liebe stets von Neuem und in alter Kraft weckte. Dann ließ er seine Thränen in der Einsamkeit rinnen und die folgenden Zeilen sagen mehr, als die längsten Gedichte:

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde, wie todt die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

Tief aus dem innersten Herzen dringt dieser halb unterdrückte Seufzer herauf und läßt einen Abgrund des Leidens ahnen. Auch er, der Olympier, der Liebling der Götter, liebte die Thränen und konnte sich in seinen Schmerz versenken, und das Gefühl war so mächtig, daß er sich mit Energie daraus emporreißen muß, um ihm nicht gänzlich zu unterliegen. Was ihm am besten dabei half, war seine lebhafte Theilnahme für die Mitmenschen, sein unstillbarer Wissensdurst und das Bewußtsein seines Berufs. Friederike hatte den großen Lyriker erweckt und in dem Verkehr mit ihrem jungfräulichen Herzen und ihrem unbefangenen Gemüth hatte sich der kühne, stürmische junge Mann zum ersten Male selbst verstanden. Plötzlich und für immer hatte er jenen Ton der Wahrheit, jene Melodie der Seele gefunden, die er nie wieder verlor. In den folgenden Jahren macht er seine Sturm- und Drangperiode durch, wie man damals zu sagen pflegte. Die schöpferische Kraft offenbart sich ihm plötzlich mit Siegesmacht und Herrschergewalt, nimmt sein Leben ganz in Anspruch und überströmt ihn so mächtig, daß er selbst davor erschrickt. In diesem höchsten Taumel des Genies, der vier Jahre anhielt und

während dessen er hundert riesenhafte Pläne entwarf, schuf er außer vielen kleineren zwei große Meisterwerke: Götz und Werther, und entwarf die ersten Grundzüge zu Egmont, Wilhelm Meister und Faust. Nie war er später so schön, so herrlich, wie in dieser Zeit. Wenn er damals in ein Wirthshaus trat, hoben die Leute die Köpfe, um ihn anzusehen; wenn er in einer Gesellschaft sprach, so war er der König des Festes. Männer, Frauen, berühmte Schriftsteller, Pietisten und Zweifler, Alle beugten sich seinem siegreichen Zauber. Niemand vermochte ihm zu widerstehen und seine Ueberlegenheit machte sich so wenig breit, sie strahlte nur mit der vollen Kraft seines Wesens, daß selbst der Eifersüchtigste sich getrieben fühlte, sie zu verkünden, und sich gehoben schien, wenn er es gethan. „Der schöne fünfundzwanzigjährige Jüngling," sagt Heinse, ein Schriftsteller jener Zeit, den Goethe besucht hatte, „ist Kraft und Genie von Kopf bis zu Fuß, ein von Gefühl überströmendes Herz und ein Feuergeist mit Adlerflügeln." Goethe selbst giebt wenig auf alle diese Huldigungen, sondern ist mit tiefen Gedanken über Kunst, Poesie und Religion beschäftigt und nährt im Stillen eine kühne Auflehnung gegen die Gesellschaft seiner Zeit und vor seinen Augen schwebt ein glänzendes Bild der freien, siegreichen Menschheit der Zukunft. Dem jungen Prometheus gleich, der, stolz auf seine Schöpfermacht, den Zeus verspottet und ihm zuruft: Wie elend sind deine Menschen, ich will sie nach meinem Bilde umschaffen, damit sie dich einst stürzen können. Er träumt von einem epischen Gedicht über Ahasverus, einem religiösen Drama über Mahomet, und Faust „schwirrt ihm im Kopf wie eine tausendstimmige Symphonie." Daneben vertieft er sich in Platon, Sophokles und die Bibel. Doch das hindert ihn nicht, sich in ein paar Liebesabenteuer zu stürzen und den betäubenden Weihrauch einzuathmen, mit dem die Frauen junge Männer von Genie und Schönheit

zu umgeben lieben. Und wie um dieser heißen Atmosphäre zu entfliehen und noch glühend von irdischen Freuden, flüchtet er zu Spinoza und findet Ruhe in seiner Weltanschauung durch das klare Erfassen der Menschennatur.

Oft auch sucht er den Frieden in der Natur, unter freiem Himmel und auf den Bergen. Urplötzlich verläßt er dann das Haus, streift tagelang durch die Umgegend, bis sich der innere Sturm gelegt hat. Während er geht, wirbeln ihm Gedichte, Dramen, lyrische Lieder, das Andenken an vergangene und gegenwärtige Liebe, lebende Menschen und Romanhelden toll im Kopf herum. Umsonst wollte er ihnen gebieten, still zu stehen, der Wirbel dauert fort, und da er nichts festhalten kann, singt er unterdeß seltsame Lieder von wildem Rhythmus, die ihm unwillkürlich auf die Lippen kommen. Eines derselben, das er während eines Sturmes sang, zeichnete er auf:

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen;
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

In diesem Liede liegt recht eigentlich die Empfindung des Stürmens und Drängens. Die Wolken wirbeln, der Wind peitscht in das Gesicht, der Donner grollt, durch die Nebelschleier blicken hier und da liebliche Thäler wie Stätten des Friedens und des Glücks, und der Wanderer stürmt vorwärts, neuen Herrlichkeiten zu. Aus dem Rhythmus klingt der schnelle Schlag seines Herzens, des Herzens, das von tausend Gedanken, tausend Liebesgefühlen bedrängt, sich nur im Kampf mit den Elementen betäuben kann. Es möchte seinem Geschick entfliehen, vergebens, immer wieder muß es zu seiner Qual und ewigen Freude zur Liebe zurückkehren.

Wie so viele andere Lieder Goethe's, gleicht es auch dem echten Volksliede. Wie das Volkslied spiegelt es im Rhythmus und dem musikalischen Klang der Verse unmittelbar die Seelenregung ab, die sich nothwendiger Weise durch entsprechende Bewegungen in der körperlichen Erscheinung ausdrücken. Darin liegt eben die fortpflanzende Macht des Liedes. Freilich ist zwischen Goethe's Liedern und denen des Volks derselbe Unterschied, wie zwischen einem Geist ersten Ranges und einem einfachen Gemüth, wie zwischen einem vollendeten Künstler und einem Sänger vom Dorfe. Aber dafür besteht zwischen Beiden jenes geheime Band, das immer zwischen dem wahren Genie und der echten Einfalt vorhanden ist. Goethe ist wie ein Improvisator des Volkes in die höchsten Sphären einer glänzenden, hochgebildeten Gesellschaft versetzt. Seine poetische Gabe strömt ihm überreichlich zu, er schüttelt die Verse so mühelos hervor, wie der Tausendkünstler die Blumen aus seinem Aermel. Und merkwürdiger Weise hatte dieser unerschöpfliche Geist einen Abscheu davor, sich gedruckt zu sehen, eben weil er kein Dichter auf dem Papier oder in der Stille seines Arbeitszimmers war, sondern ein Dichter unter Menschen, zu jeder Stunde und immer thätig und lebendig. Gern theilte

er den Freunden seine Lieder durch das lebendige Wort mit, durch den Klang der Stimme, von Blicken und Handbewegungen begleitet. In der gelehrten, staubigen Luft eines pedantischen Kreises fühlte er sich beklommen, aber als er mit Jakobi und Lavater im Segelboot den Rhein herunterfuhr, Burgen, Felsen und Dörfer an ihren Blicken vorüberglitten, die Sonne vom hohen blauen Himmel tausend Goldfunken auf den schäumenden Strom warf, der sie freuderauschend forttrug, drängten sich kühne Verse auf seine Lippen. Man sprach über Religion und Jakobi wollte ihnen seine Idee über die Gottheit aufdrängen, da fühlte er sich als Prometheus gegenüber dem unbarmherzigen Gott der Theologen und recitirte seine berühmte Rede des Prometheus an Zeus:

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöh'n;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Seine Freunde bewunderten halb entsetzt jene Ode von titanenhaftem Pantheismus, der man gleichzeitig die Schule des Aeschylos und des Spinoza anfühlte. Sie sahen wohl, daß Goethe selbst jener Prometheus sei, der jetzt mit weitgeöffneten Augen und schön wie Lucifer vor ihnen stand. In seinen Oden ist er weit von dem Volksliede entfernt; dann spricht der Mann der Zukunft mit feurigen Zungen aus ihm. Aber sobald man am Ufer des Flusses in einem Dorfe Tanzmusik hört, wird Goethe mit seiner wunderbaren Elasticität des Geistes zum heiteren Gesellen. Wir wollen landen! ruft er den Freunden zu, und während sie der Wiese zueilen, auf der Bauerburssche und Mädchen tanzen, singt er munter:

Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So geht's von Ort zu Ort!
Und nach dem Takte reget
Und nach dem Maaß beweget
Sich alles an mir fort.

Und weiter:

Denn wie ich bei der Linde
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich sie.
Der stumpfe Bursche bläht sich,
Das steife Mädchen dreht sich
Nach meiner Melodie.

So überträgt er die Poesie immer auf das Leben, denn das Träumen in der Einsamkeit genügt ihm nicht. Er muß handeln, die widerstrebenden Seelen bezwingen, sie begeistern und sie in Einklang mit seiner Empfindung bringen; das war der einzige Ruhm, auf den er stolz war.

Die ersten Jahre in Weimar waren für Goethe eine Reihe von Triumphen. Der Freund Karl Augusts erschien

dem Hofe wie ein Gott und eroberte sich durch die Macht seiner Persönlichkeit eine Ausnahmestellung, welche ihm seine Freiheit sicherte. Noch einmal ließ er zuerst der tollen Phantasie des Genies, das sich als Herrscher der Herzen und Gedanken der Menschen fühlt, die Zügel schießen. Aber nachdem er sechs Monate mit dem Herzoge tolle Streiche getrieben, Feste gefeiert und Weihrauch aller Art geathmet hat, kehrt er mit größerer Energie in sich selbst zurück und beginnt Egmont, Wilhelm Meister und Iphigenie. Auch der Lyriker ist nicht müßig, aber er spricht nur in Zwischenräumen, wenn ihm eine Bewegung zu reden gebietet oder ein flüchtiges Gefühl sich krystallisirt. Eines Abends schrieb er einige Verse auf die Bretterwand einer kleinen Hütte bei Ilmenau, von der aus man einen weiten Kreis von Bergen übersieht. Jene flüchtigen Zeilen sind ein Meisterwerk, gleichzeitig ein vollendetes Landschaftsbild und vollkommenste Musik:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Die Stille des Abends, das Verstummen der Wünsche in dem Schweigen des Waldes, die schönste Auflösung aller Mißklänge in den vollendeten Einklang der Natur, der naive und großartige Pantheismus einer Seele, die sich eins fühlt mit der Welt; das Alles ist nicht besonders ausgesprochen in des Wanderers Nachtlied, aber es klingt durch wie die vereinten Stimmen in einer lieblichen Symphonie.

Mehr als je fühlte Goethe jetzt die Vereinsamung des Genies. Während ganz Weimar ihn feiern wollte, zog sich

der Dichter mehr und mehr zurück und lebte wochenlang in seinem Gartenhause an der Ilm, mit poetischen Arbeiten und botanischen Studien beschäftigt. Frau von Stein, die einzige Frau, die er leidenschaftlich und ernstlich liebte, ließ sich zwar seine Huldigungen gefallen, hielt ihn aber in kühler Entfernung. Dies Gefühl vollständiger Einsamkeit mitten in dem übervollen Reichthum des Herzens und Geistes hat seinen Ausdruck in einem der schönsten Lieder Goethe's gefunden, welches man als den Höhepunkt seiner lyrischen Gedichte bezeichnen kann. Es ist Nacht, der Dichter hat sein Gartenhaus verlassen, geht in Gedanken versunken durch das Thal der Ilm, läßt sein vergangenes Leben an seinen Blicken vorüberziehen und fühlt in dem tiefen Dunkel noch lebhafter die Stärke des Verlangens und die Nichtigkeit des Glücks. Wenn man so liebt, wenn man so geliebt worden ist, so allein sein zu müssen! Da steigt der Mond hinter den Bäumen auf und gießt sein Zauberlicht über die nebelgrauen Wiesen. Von dem milden Schein getröstet, wendet sich der Dichter an das wohlthätige Gestirn:

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt!

Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Wie ein leichter Kahn schwebt die Melodie über das geheimnißvolle, unergründliche Meer der Seele. Ruhig und gleichmäßig gleitet sie in den ersten zwei Strophen dahin, eine leise Bewegung läßt sich in der dritten spüren: „Jeden Nachklang fühlt mein Herz froh und trüber Zeit." Doch das Wogen wird stärker. Mit den Worten: „So verrauschte Scherz und Kuß und die Treue so," ist der Dichter schon auf dem hohen Meer der Leidenschaft. Ein-

mal hat er es besessen, „was so köstlich ist,“ und wenn dies höchste Glück auch dahin, so kehrt er doch immer wieder auf das stürmische Meer zurück. Mögen die Wogen schäumen und tosen, er will sich von den wildesten Stürmen des Lebens schaukeln lassen, in der Entfesselung aller Leidenschaften schwillt sein unbezwungenes Herz von wilder Lust. Aber aus dem Drängen des Sturmes strebt sein Herz von Neuem dem Frieden zu, die Wellen besänftigen sich, die Stille kehrt zurück und der Dichter steuert den schwankenden Kahn in den Hafen der Freundschaft. Dort wird ihm ein Augenblick des Glücks zu Theil, dort erschließt er dem Freunde in der Stille der Nacht die verborgensten Tiefen seines Wesens.

Das ist das echte Lied; so stellt es sich überall dar, wo die Poesie ihre natürliche Stellung bewahrt hat. Es ist keine rhetorische Erläuterung, sondern der reine und einfache Ausdruck eines Gedankens, wie ihn das Volkslied giebt. Wohl ist in diesen Versen an den Mond das Gefühl erhabener, der Gedanke tiefer, die Sprache edler als in den bescheidenen Liedern des Volks, aber man darf sich dadurch nicht täuschen lassen, sie haben denselben Grundzug, dieselbe Entwickelung und denselben Geist gemein.

Man weiß, daß der Himmel von Italien, seine Marmorbilder, seine herrlichen Tempel und sein künstlerisches Volk zu einer neuen Offenbarung für Goethe wurden. Umgewandelt kehrte er zurück; er war kein Deutscher mehr, sondern ein Grieche oder vielmehr der wiedererstandene Mensch der antiken Welt. Das zeigen seine römischen Elegien. Aber die Muse des Volks, das einfache Naturkind, das mit bloßen Füßen durch die bethauten Wiesen schreitet, mit einem Feldblumenkranz im wallenden Haar und einem Maaßliebchen in der Hand, diese Muse war doch seine erste Liebe gewesen, und zu ihr kehrte er unablässig zurück. Eine liebe alte Melodie, ein freundlicher Blick aus Mädchenaugen,

eine Blume am Waldesrande, irgend eine unbedeutende Veranlassung entlockte diesem reichen Dichtergemüth immer wieder Verse von der edlen Einfachheit des Volksliedes. Wie man weiß, war Christiane Vulpius lange Zeit Goethe's Geliebte, ehe er sie heirathete. Als sie ihm einen Sohn geboren hatte, nahm er sie in sein Haus und betrachtete sie von da an als seine Gattin. Er feierte diese Uebersiedelung durch ein kleines Lied.*

Gefunden

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah' ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

* Man vergleiche das Kapitel „Christiane Goethe" in Adolf Stahr's „Weimar und Jena," II. S. 186—205.

Ist das nicht ein Volkslied? Hat es nicht die dem Volkslied eigenthümliche zarte Symbolik? Denn das Volk liebt nicht, seine Gefühle zu enthüllen; je theurer sie ihm sind, desto mehr verschleiert es sie; und in den Stunden seiner innigsten Erschließung spricht Goethe diese Sprache aus dem Instinkt des Herzens. Sich in Einklang mit den einfachsten Gemüthern fühlen, ist eine der reinsten Freuden für einen hohen Geist.

Bis in das höchste Alter hinauf blieb ihm diese Gabe. Wohl ließ er nach einander alle Saiten der alten und modernen Leier erklingen und war der Nachfolger Pindar's, Catull's, wie auch des Hafiz, aber wenn er sich recht tief bewegt fühlt, kehrt er immer zum Liede zurück. Er zählte neunundsiebzig Jahre, als der Großherzog Karl August starb, der Freund seiner Jugend, mit dem er sein ganzes Leben über in den nahesten Beziehungen geblieben war. Ein schwerer Schlag für den unermüdlichen und ungebeugten Greis, der sich auf das Land in vollkommene Einsamkeit zurückzog. Aus drei Versen, die er unter dem Eindruck dieses Todes schrieb, können wir die Macht seines Schmerzes und die Erhabenheit seiner Resignation ersehen. Er nannte das kurze Gedicht: „Dem aufgehenden Vollmonde," in der That war es aber an den dahingeschiedenen Freund gerichtet.

Willst du mich sogleich verlassen?
Warst im Augenblick so nah!
Dich umfinstern Wolkenmassen,
Und nun bist du gar nicht da.

Doch du fühlst, wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf als Stern!
Zeugest mir, daß ich geliebt bin,
Sey das Liebchen noch so fern.

So hinan denn! hell und heller,
Reiner Bahn in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Ueberselig ist die Nacht.

Der Dichter, der lange geschwiegen hat, glaubt das Bild des Freundes in dem herrlichen Gestirn zu erblicken, das langsam am Himmel aufsteigt. Da versinkt plötzlich die goldene Scheibe hinter dunklen Wolken und ein tiefer Schmerz durchzuckt den Greis, denn dies schnelle Verschwinden mahnt ihn an das eigene unerbittliche Scheiden. Aber wieder hebt sich das geliebte Gestirn von glänzenden Wolken umgeben, so wie der verlorene Freund in der Erinnerung auflebt, und wie der volle Mond in reinerem, verklärtem Lichte strahlt. Mit Freudenthränen begrüßt der Dichter diese ideale Auferstehung und im Anblick der Herrlichkeit des Himmels gebietet er dem eigenen Schmerz zu schweigen. Wie einfach ist die Form, wie groß der Gedanke.

Unter den lyrischen Dichtungen Goethe's befindet sich noch eine Gruppe von Meisterwerken, die sich eng an die Volkspoesie anschließen, nämlich die Balladen. Vor Goethe hatte sich Bürger das Verdienst erworben, die Ballade aus dem Munde des Volkes wieder aufzunehmen, und seine „Lenore" und „der wilde Jäger" bezeichnen einen Abschnitt in der deutschen Poesie. Auch ist es keine romantische Laune, welche die Welt zu diesen sagenhaften Gebilden hinzog, sondern der Reiz ihrer lebhaften poetischen Auffassung und ihrer dramatischen Form. Im Liede ließ der Volksdichter dem persönlichen Gefühl freien Lauf, in der Ballade lenkt er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf ein außergewöhnliches ergreifendes Ereigniß, das Bewunderung oder Entsetzen erregt, und sucht ihnen die Empfindungen mitzutheilen, welche der Vorfall in ihm selbst erregt hat. Dazu bedurfte es eines knappen, belebten und fesselnden Vortrages. Wie das Lied, ist auch die Ballade eine ursprüngliche, poetische

Form, welche ihre Berechtigung aus dem Leben und der Natur des Menschen herleitet. Den geselligen Abenden des Volks verdankt sie ihre Entstehung; sie zieht ihre Kraft aus dem gemeinsamen Gefühl des frommen Schauers, der Rührung oder der leidenschaftlichen Begeisterung, welche die Zuhörer bewegt und zu deren Dolmetscher sich der Dichter macht. Bei dem Volk besteht der Hörerkreis in einer gefüllten Spinnstube oder einer fröhlichen Zechergesellschaft, für die neuen Dichter war es die ganze Nation. Daher hatte die Ballade jetzt mehr als je ein Recht auf Pflege. Von den Lyrikern des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts aufgenommen, veredelte sich die Ballade und gewann über die Seelen eine Zaubermacht, wie die Nixe, die unten im See auf ihrer Wunderharfe spielt und die Menschenkinder verlockt.

Bürger, der erste Wiederhersteller der Ballade, nahm besonders das fantastische Genre auf, machte damit hohes Aufsehen, erreichte aber nicht die rührende Einfachheit seiner Vorbilder. Dieser Triumph war Goethe vorbehalten. Seine Balladen verbinden den Reiz eines tiefen Gedankens in dem Gewande einer einfachen, belebten Erzählung. Welche lebensvolle, bewegte Welt tritt uns in ihnen entgegen. Heitere, sogar humoristische Balladen, Blüthen des Gefühls, Blüthen der Weisheit, philosophische und fantastische Balladen, Alles ist bei ihm vertreten. Das Blümchen Wunderschön ist eine vollständige Idylle, die Rückkehr des vertriebenen Grafen ein vollständiges Drama, der Erlkönig, der in der ganzen Welt durch die Composition Schubert's bekannt ist, übertrifft in dem Eindruck des Schauerlichen und Dämonischen alle Schöpfungen des Volks; die Braut von Corinth und der Gott und die Bajadere erheben sich wie spielend auf die Höhen der Philosophie. Ich werde nur drei Balladen verschiedener Gattung anführen, in denen Goethe die Volkspoesie erweitert und veredelt hat.

Wie wir bei früherer Gelegenheit gesehen haben, liebt das Volk die Symbolik der Blumen. Der unendliche Reichthum der Formen und Farben in dem Pflanzenreich offenbart dem ursprünglichen Menschen die unbeschreibliche Fülle der inneren Welt, die in seinem Herzen keimt, wächst und blüht. Daher kommt die Freude, die er an ihr hat. Auch war Goethe bekanntlich ein guter Gärtner und leidenschaftlicher Botaniker. Nur das halbe Wissen zieht durch seine Beschränktheit von der Poesie ab; die echte Wissenschaft dagegen entdeckt unaufhörlich neue Welten voll Poesie, weil sie uns überall die Individualität und das reiche Leben in der großen Harmonie des Weltalls zeigt. Die Wissenschaft erweiterte Goethe's Poesie zu ihrer eigenen Unendlichkeit. Der große Naturforscher, der die Urpflanze suchte, war auch zugleich der liebenswürdige und tiefsinnige Sänger der Blumen. Besser als irgend ein Anderer wußte er sie sprechen zu lassen, denn er kannte und liebte sie wie lebende Wesen.

Als Beweis dafür das reizende „Veilchen“:

Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt;
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her, und sang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es sank und starb und freut sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch.

Kann man die liebevolle Hingabe anmuthiger und lebendiger darstellen, das Glück, sich für das geliebte Wesen ganz aufopfern zu dürfen? Mozart hat für dies Lied eine seiner göttlich rührenden Melodien gefunden. Nur wenn man es von einer schönen Frauenstimme singen hört, geht uns sein unsterbliches Leben ganz auf.

Die Zauberballade übt eine andere Art der Anziehungskraft aus. Das Volk verkörpert in seinen Wasser- und Waldgöttern bekanntlich die unbegreiflichen und unbeschreiblichen Gefühle, die ihm die Natur erregt; ein mondbeglänztes Erlengebüsch verwandelt es in einen Elfenreigen, das Rauschen des Bachs in Nixengekicher und einen finstern Bergsee in den Nixenkönig. Diese Götter der modernen Mythologie üben einen ebenso großen Zauber auf uns aus, wie die der alten Welt; sie sind nicht todt, wie man wohl meint, ein großer Dichter braucht sie nur anzurufen und sie erscheinen in ihrem unsterblichen Glanz. Hören wir zum Beispiel den „Fischer" von Goethe:

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach der Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Was fesselt uns so mächtig bei dieser Ballade? Ist es nur die seltsame Anziehungskraft, die der Anblick des Wassers auf uns hat? Ist es die Bethörung des Gesanges, der mächtigste aller Zauber, der sich in unsre erregten Sinne einschmeichelt? Ist es die ewige Macht des Weibes über den Mann, das uns umstrickt und in seine beglückende Umarmung hinabzieht? Ist es die Anziehungskraft des Unendlichen, das den Menschen in seinen verlockenden Abgrund reißt? Ich weiß es nicht. Das Alles liegt wohl darin und noch mehr. Denn jede echt poetische Schöpfung enthält ein

unfaßbares Geheimniß, das sich nicht zergliedern läßt, aber das sich der Empfindung zu erkennen giebt und das die Liebe allein in seiner ganzen Tiefe zu ermessen vermag.

Wir schließen mit einer ritterlichen Ballade, in welcher der Grundgedanke in lebhaftem und schnellbewegtem Dialog ausgesprochen ist:

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seyd mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergetzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.

Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

Das ist ganz der treuherzige Ton der alten Balladen; Alles daran erinnert an die ungekünstelten Dichtungen des Volks: die Einfachheit des Aufbaues, die Lebhaftigkeit des Dialogs und die vollkommene Klarheit des Vortrags; trotzdem ist sie in künstlerischer Beziehung vollendet und von hohem Gedankeninhalt. Wie oft haben Dichter die Erhabenheit ihres Berufs und ihre Uneigennützigkeit gepriesen. Dies Gedicht enthält keinen Lobspruch, keine Hyperbel, sondern die edle Stellung des Sängers wird durch die Handlungsweise des fröhlichen Greises bethätigt. Er wird gerufen, erscheint und singt, ohne sich bitten zu lassen sein bestes Lied. In allen Herzen weckt er Begeisterung, auf allen Stirnen ruft er die Freude hervor, erst durch ihn wird sich dieser glänzende Kreis des Werthes seines Daseins bewußt. Doch er weist die goldene Kette zurück; denn seine Kunst kennt keinen besseren Lohn, als die Freude, Menschenherzen bewegt zu haben. Nur um einen Becher des edelsten Weins und um ein freundliches Andenken bittet er, gleichsam als Zeichen, daß die Poesie nur von Begeisterung und der leb-

haften Theilnahme der Zuhörer lebt. Dann verschwindet er so schnell er gekommen, und läßt in seinem Abschiedsgruß einen Hauch von Hoffnung und Glück zurück. Welch' lebendiges Bild von der Macht der Tonkunst und dem Beruf des Dichters! Bei diesem Grade von Einfachheit und Vollendung vermag die Kunst das Kind zu erfreuen, den Jüngling zu begeistern und den Weisen zu befriedigen.

Ich habe auf dem weiten Felde der Goethe'schen Lyrik nur einen kleinen Strauß gepflückt und hätte doch eine reiche Ernte halten können; aber ich hoffe, daß diese Beispiele genügen werden, um dem Leser zu zeigen, daß der größte Lyriker Deutschlands der eifrigste Schüler der Volkspoesie gewesen ist. Allerdings trägt ihn sein Flug höher hinauf, aber er athmet doch in vollen Zügen die Luft des Volksliedes ein, und in diesem erfrischenden, belebenden Hauch ist er frei und glücklich und vergißt den Staub der Schule. Goethe hatte schon von der Natur das empfangen, was den siegreichen Zauber des Volksliedes ausmacht: die Unmittelbarkeit und den Reichthum der Empfindung, die ursprüngliche Lebhaftigkeit der Sprache und den von Herzen zu Herzen gehenden Ton. Allein würden sich diese herrlichen Fähigkeiten so vollkräftig entwickelt haben, wenn ihm die Volkspoesie nicht in dem Augenblick entgegen getreten wäre, in dem er unschlüssig über seinen Weg dastand? Gewiß nicht. Ihr hat er es zu danken, daß er sich in seiner Jugend mit dem Geist seines Volkes erfüllte, den er in der Flamme seines Genie's geläutert und der aus seinem Munde geredet hat zum ewigen Entzücken der Welt.

Goethe ist kein Volksdichter in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes; denn er besitzt ganz die Individualität, Originalität und selbst die Grillen eines ungewöhnlichen Genies, das seines Gleichen nicht hat; und will man den Grundzug seines Wesens mit einem Ausdruck bezeichnen, so möchte ich sagen, daß er ein kosmopolitischer Dichter ist, der erste und

größeste, den es bisher gegeben hat. Die Volkspoesie seines Landes ist wie ein schöner Bergsee, durch den der Strom seiner Lyrik geht, um seine Wellen durch diese unerschöpfliche Wassermenge zu bereichern. Goethe ist so offen und wahr in seinen Liedern, wie das Volk in den seinen. Wahrheit und Aufrichtigkeit sind die Haupteigenschaften seiner Poesie; er hatte den Muth, eine wahrhaftige Natur zu sein, darin besteht seine Größe und sein Heroismus; nichts hat er versteckt und bemäntelt, weder seine Schwächen und Irrthümer, noch seine Großmuth und seine weitumfassende Theilnahme; Alles das tritt in seinen Worten und Handlungen an das Licht. Sieht man ihm gerade in die Augen, so sieht man bis auf den Grund seiner Seele hinab. So ist der Mensch, so der Dichter. „Was er lebt, ist noch viel schöner, als was er schreibt," sagte sein Freund Merk von ihm, und darum ist das, was er schreibt, so fesselnd. Man muß sehr groß sein, um nie zu affektiren, und Goethe that es nie. „Ich habe in meiner Poesie nie affektirt," sagte er zu Eckermann.* „Was ich nicht liebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte." Aus dieser Quelle entspringt die überzeugende Gewalt der Dichtungen Goethe's, und er hat die Poesie aus dem Studirzimmer der Gelehrten wieder auf den Schauplatz des Lebens zurückgebracht. Im Kreise der Gefährten und Mitstrebenden, in irgend einer schönen Gegend empfing er die Begeisterung, oder in einer glänzenden Gesellschaft von Frauen, unter den Blitzen der schönen, Geist und Witz sprühenden Augen sprach er jene bezaubernden Verse, welche die Spötter verstummen hießen und Begeisterung erweckten. Für eine Frau, die er bewunderte,

* Gespräche mit Eckermann, Th. III. S. 315.

für einen neuen Freund, wurde er gleich zum Dichter. Nach den anonymen Dichtern des Volksliedes war Goethe der erste, von dem man mit Bestimmtheit sagen kann: Er dichtete nicht als Litterat für Litteraten, sondern als echter Dichter für die Menschen, von Herzen zu Herzen, mit lebendiger Stimme für andre lebendige Stimmen. Er hat wie ein Künstler gelebt, wie ein Mensch gesungen.

Außerdem hat Goethe dem Volksliede noch ein anderes Geheimniß abgelauscht, nämlich die geheimnißvolle Beziehung zwischen Inhalt und Form. Man höre nur ein echtes Lied, das ist nicht nur Poesie, es ist Musik, auch ohne die dazu gehörende Melodie, oder vielmehr ist diese in ihm enthalten, wie der Schmetterling in der Puppe; er braucht nur die Hülle zu sprengen, die Flügel zu entfalten, um sich in die Lüfte zu schwingen. Liest man den Anfang eines Volksliedes: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus," oder „So viel Stern' am Himmel stehen," oder

„Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus,
Ade!
Feinsliebchen schaute zum Fenster hinaus,
Ade!"

so hört man unwillkürlich eine gewisse Melodie, die sich bei jeder Strophe wiederholt und steigert, bis sie in der letzten verhallt, ohne daß ein einziges Wort oder ein Vers aus ihren harmonischen Biegungen herausfällt. Durch diese geheimnißvolle Melodie drückt das Lied die Stimmung der Seele aus und theilt sie mit. Ebenso verhält es sich auch mit den schönsten Liedern Goethe's; jedes derselben hat seine eigene Melodie, die im Zauber des Klanges, des Rhythmus und Reims wohnt. So wie ein schöner Körper der Ausdruck einer schönen Seele ist, wie seine anmuthigen Bewegungen ihre Absichten vollkommen ausdrücken, ist die Musik,

die den Liedern Goethe's innewohnt, der vollkommene Ausdruck ihres Gedankens. Die Töne, die sich an einander schmiegen oder gegen einander prallen, der sanfte oder beschleunigte Rhythmus, die Reime, die weich verhauchen oder scharf abbrechen, sind wie das Wogen der Seele, dessen besänftigte oder stürmische Wellen eine nach der anderen auf dem Ufer zerfließt. Durch diese bestrickende Musik dringen die Lieder Goethe's tief in das Herz und sind unvergeßlich; einmal gehört, klingt ihr Wiederhall immer nach.

Nothwendiger Weise muß diese verborgene, eingeborene Melodie mit aller Bestimmtheit ausgedrückt werden und sie nimmt, wie das Volkslied, dazu die Hülfe der Tonkunst in Anspruch. Auch haben zahllose Musiker in der Composition von Goethe's Liedern gewetteifert, von Reichhardt und Zelter an bis zu den größten Genie's, wie Mozart und Beethoven. Am vollkommensten ist Schubert die musikalische Wiedergabe der Goethe'schen Lieder gelungen. Seine großartigen Melodien haben ganz den herrlichen Aufschwung und das unendliche Wogen der Seele des großen Dichters; sie heben uns auf die höchsten Höhen des Gefühls und hören doch nie auf, das Wort schwesterlich zu umfassen. Durch einen überraschenden Reichthum an Motiven im Accompagnement theilen sie uns die Erschütterung der Sinne durch den Sturm der Leidenschaften mit. Diese bewundernswerthen Compositionen verleihen den Liedern ihre volle ursprüngliche Kraft; Goethe selbst hörte sie gern singen, nur die Musik schien ihm seine Gedanken rein und unverfälscht wieder zu geben. In einem seiner Lieder sagt er zu einer Freundin, der er einige Gedichte schickt:

Laß die Saiten rasch erklingen
Und dann sieh in's Buch hinein.
Nur nicht lesen! immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein.

So gesungen, besitzt die Poesie Goethe's den höchsten Zauber, den Heine, jener andre Meister des Liedes an ihr preist: „In diesen Liedern waltet ein unaussprechlicher Zauber. Die süßen Verse umschlingen dein Herz wie eine zärtliche Geliebte; das Wort umarmt dich, der Gedanke küßt dich."

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald.

Uhland.

Der Dichter wurz'le tief in seinem Volke
Und steig' empor frisch wie ein Tannenbaum,
Mag dann er brausen mit der Wetterwolke
Und auch sich wiegen in des Lenzes Traum;
Denn mit dem Weltgeist eins in jeder Regung
Fühlt er des Daseins leiseste Bewegung.

Julius Mosen.

Neuntes Kapitel.

Das Lied im neunzehnten Jahrhundert.

Die Romantiker. Novalis. Brentano und Arnim. — Die kämpfenden Dichter von 1813. Arndt, Schenkendorff, Rückert. — Eichendorff. — Heinrich Heine. — Uhland und die schwäbische Dichterschule. — Wilhelm Müller. — Die politische Lyrik von 1840. Herwegh, Hoffmann von Fallersleben. — Die pietistische Reaction nach 1849. Oskar von Redwitz. — Die Dichter der Jetztzeit. Geibel, Kinkel u. s. w. — Die Stellung des Liedes im deutschen Leben.

Nicht umsonst hatte Goethe den abgezirkelten Garten der klassischen Litteratur verlassen und den Urwald der deutschen Volkspoesie aufgesucht. Er hatte das Dornröschen geweckt, die seit Jahrhunderten in ihrem Zauberschloß schlummernde Volksmuse, und sie mit Rosen bekränzt, strahlend in Jugend und Schönheit seinen erstaunten Zeitgenossen zugeführt. Neubelebt und durch die Liebe eines so großen Mannes gehoben, fehlte es ihr nicht an Anbetern und Bewunderern, und seit der Zeit wird sie verehrt und herrscht sie als Fürstin. Wie im sechszehnten Jahrhundert, wie zur Zeit der Minnesänger, fliegt nun das lebende, tönende Lied von Mund zu Mund, und von 1770 bis 1848 und selbst darüber hinaus, herrscht ein ewig sich erneuernder Liederfrühling: „Das Blühen will nicht enden," wie Uhland sagt.

Kommt das moderne Lied auch dem alten Volksliede nicht an Kraft des Gusses gleich, so übertrifft es dieses an Ideenreichthum und büßt nicht seine Einfachheit ein, wenn es auch den Bestrebungen der Neuzeit Rechnung trägt. Es hat sich nicht dem Volke abgewendet, sondern ist die Fee der Kindheit, die Botin der Liebenden, die Trompete der Schlachten und die Trommel der Revolution, mit einem Wort das immer wache Echo des persönlichen, politischen, sozialen und religiösen Lebens der Nation geblieben; und darin besteht seine Kraft. Ich will diese Entwickelung nur in ihren Hauptzügen schildern; die Stellung der Schulen und ihrer Häupter bezeichnen und unter den Dichtern nur diejenigen anführen, die dem Geiste des Volksliedes treu geblieben sind.

Nach den großen Triumphen Goethe's und Schiller's erstand 1798 die romantische Schule. Während ihrer Doppelherrschaft hatten die beiden Organisatoren der deutschen Litteratur die Herrschaft der griechischen Kunst verkündet. Sie wollten nicht die homerische Mythologie oder die Tragödie des Aeschylos wiederherstellen, sondern nur auf den griechischen Geist zurückgehen: Adel der Idee, Reinheit der Form, Klarheit des Ausdrucks, das war es, was sie durch Wort und Beispiel lehrten. Iphigenie, Torquato Tasso, die Braut von Messina und Schiller's philosophische Gedichte waren die Musterbilder dieser neuen Kunst. Aber die Zeitgenossen sahen nicht, wie sehr die beiden eifrigen Apostel der großen universellen und allgemein menschlichen Poesie selbst modern, deutsch und sogar revolutionär blieben, trotzdem sie sich mit dem griechischen Geist erfüllten. Kurz, das große Publikum, dem Alles gar schnell überdrüssig wird, verlangte etwas Neues, ihm Näherliegendes und echt Deutsches.

Das war der Ausgangspunkt der Romantiker.

Es handelte sich hier nicht darum, wie zwanzig Jahre später in Frankreich, einen zweihundertjährigen litterarischen

Schulzwang zu bekämpfen, sondern nur einen neuen Weg zu eröffnen. Man muß zugestehen, daß die Romantiker, indem sie die altdeutsche, mittelalterliche und ritterliche Poesie erweckten, die Minnesänger und die Volkslegenden hervorzogen und Shakespeare übersetzten, daß sie darin Herder's hochverdienstliches Werk fortsetzten. Aber sie gingen sehr viel weiter; sie wollten eine neue Aesthetik gründen, und das war ihr Verderben. Sie begingen den großen Irrthum zu meinen, daß die Poesie etwas Höheres sei, als die Natur, unabhängig von der Wirklichkeit, deren sie entbehren könne und solle. Friedrich Schlegel, ein mystischer und unklarer Geist, behauptete schließlich, daß alle Gesetze in der Poesie thöricht wären und daß auch die ungeheuerlichsten Formen zulässig, sobald sie nur originell seien. „Die romantische Poesie," sagt Schlegel im Athenäum, „ist unendlich, wie sie allein frei ist und das als ihr erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide."

Die persönliche und ungezügelte Phantasie war das Einzige, was sie überhaupt noch bestehen ließen. Mag die schöne Schwärmerin wild, mit aufgelöstem Haar durch die Welt schweifen, dachten sie, mag sie sich auch von der Erde erheben, das schadet nichts, wenn sie uns nur die mittelmäßige Wirklichkeit vergessen hilft! Wenn sie sich darüber in den Wolken verliert, um so besser! Das ist ihr schönster Triumph!

Sobald der Künstler aufhört, der Natur zu folgen und die Menschheit zu lieben, so kann er wohl ein genialer Schwärmer werden, aber er ist nicht mehr, was er sein soll: das begeisterte Orakel der Wahrheit.

Indessen wird man leicht begreifen, daß diese Lehren zahlreiche Anhänger fanden, die bereit waren, sie praktisch anzuwenden. Unter dem bequemen Schilde dieser Theorie konnte Jeder seinen Grillen freien Lauf lassen, und das

Talent der meisten litt darunter. Einige, wie Tieck, verloren sich in allegorischen, priesterlich geheimnißvollen Deutungen der Natur, andere, wie Friedrich Schlegel, gelangten zu dem strengsten Katholizismus, wieder Andere, wie Brentano und Arnim, versenkten sich in eine übernatürliche Zauberwelt. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die beiden letzteren Männer einen außerordentlich großen und wahrhaft umgestaltenden Einfluß auf ihre Zeitgenossen übten, durch die Veröffentlichung von „Des Knaben Wunderhorn," die erste Sammlung deutscher Volkslieder.* Man kann die Wichtigkeit dieses Buches für die Geschichte der deutschen Poesie nicht genug betonen. Heine, Uhland und der ganze Sternenkreis, der sie umgiebt, haben mit vollen Händen daraus geschöpft und diese Sammlung wurde die Wiederbelebung des Volksliedes für das große Publikum. Leider zogen Brentano und Arnim selbst nicht Nutzen davon, so wenig wie überhaupt die Romantiker der ersten Periode. Sie verstanden ihren Mustern nicht das Geheimniß des schnellen Aufbaues und der eindrucksvollen Kürze abzulernen.

Kurz, die deutschen Romantiker gingen an der Theorie des zügellosen Genies und an der übertriebenen Verehrung des Mittelalters zu Grunde. Heinrich Heine behauptete einmal scherzend, daß sie sich wie jene Magd in dem Märchen betragen hätten. Diese etwas ältliche Schöne bemerkte, daß sich ihre Herrin jedes Jahr verjünge, indem sie einen Schluck von einem Zaubertrank nahm. Es gelang ihr, sich des köstlichen Safts zu bemächtigen; nun wollte sie sich wie die Fürstin verjüngen, und da sie sich sehr alt fand, trank sie den ganzen Inhalt der Flasche auf einmal aus. Doch wie groß war ihr Schrecken, als sie sich im Spiegel besah; denn die Unglückliche entdeckte, daß sie statt eines jungen Mädchens ein ganz kleines Kind geworden sei. So, meint Heine,

* Siehe erstes Kapitel.

wurden die Romantiker kindisch, weil sie zu viel vom Mittelalter getrunken hatten.

Zu dieser Schule gehört indessen ein lyrischer Dichter, eine wahre, echte und originelle Natur, Georg von Hardenberg, bekannter unter seinem Dichternamen Novalis. Nur zu oft wurden die Dichter jener Zeit aus litterarischem Geschmack gute Katholiken. Auf Friedrich Schlegel würde zum Beispiel die treffende Definition sehr gut passen, die Mr. Sainte Beuve von Châteaubriand giebt: „ein Epikuräer mit katholischer Phantasie." Das ist durchaus nicht bei Novalis der Fall; er ist ein geborener Mystiker und einer der edelsten Vertreter dieser Richtung. Alles vereinigte sich, um ihn der Religion zuzuwenden: sein Temperament, seine schwankende Gesundheit, seine Erziehung und Lebensverhältnisse. Mit zwanzig Jahren verlobte er sich mit einem dreizehnjährigen jungen Mädchen, die bald darauf starb, und seitdem wendeten sich alle seine Gedanken der anderen Welt zu. Er wählte einen Beruf, der mit seinem Hange zur Einsamkeit stimmte, und wurde Aufseher der Salinen im Thüringer Kreise. Zurückgezogen in den Bergen lebend, versenkte er sich mit dem lebendigsten Glauben in religiöse Grübeleien. Sein weiches Gemüth neigte sich mehr der persönlichen und innerlichen Richtung der böhmischen Brüder, als dem Pomp des Katholizismus zu. Er war eine jener liebreichen, aber schwachen Naturen, die den Stürmen des Lebens nicht gewachsen sind, die nur Liebe, Hingebung, Frieden und Freudigkeit sehen möchten und statt dessen überall Haß, Egoismus, Kampf und Elend finden. Abgestoßen, ziehen sie sich in sich selbst zurück und erheben die Augen zu dem Heiland der Unglücklichen, der vom Himmel herabsteigt, den Menschen die Arme entgegenbreitet, um sie in seiner brüderlichen Umarmung aus dieser Welt zu führen. Diesen Jesus empfindet Novalis nicht nur, sondern er sieht ihn leibhaftig vor sich stehen:

Noch steht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier,
Gerührt von seinem Dornenkranze
Und seiner Treue weinen wir.
Ein jeder Mensch ist uns willkommen,
Der seine Hand mit uns ergreift,
Und in sein Herz mit aufgenommen
Zur Frucht des Paradieses reift. *

Die mystische Versenkung in die Gnade Gottes tröstet ihn in allem Kummer:

Unzähligmal stand'st du bei mir,
Mit Kindeslust sah ich nach dir,
Dein Kindlein gab mir seine Hände,
Daß es dereinst mich wiederfände;
Du lächeltest voll Zärtlichkeit
Und küßtest mich: o himmlisch süße Zeit. **

Das, was bei Novalis rührt, ist eine Art persönlichen Verhältnisses zu Jesu. Er weiß, daß der Gläubige in der modernen Welt immer mehr vereinsamt, und das schmerzt ihn:

O! einsam steht und tief betrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Nur um so inniger wird seine Hingabe zu dem Herrn:

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' doch ich dir treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz. ***

* Geistliche Lieder. Novalis Schriften, 2. Theil, S. 15.
** Ebendaselbst, S. 33.
*** Novalis Schriften, 2. Theil. Berlin 1826, Reimer.

Wer wollte in diesen Worten nicht den edlen Aufschwung von der Erde erkennen? Aber diese Religion, welche die Aufmerksamkeit des Menschen nur auf das zukünftige Leben richtet, führt verhängnißvoll zu einem tragischen Ende, zum Verlangen nach dem Tode. In den Hymnen der Nacht strebt Novalis mit allen Kräften zu dem Jenseits, auf das seine letzte Hoffnung gerichtet ist:

Hinunter in der Erde Schooß,
Weg aus des Lichtes Reichen.
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Ist froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geschwind am Himmelsufer an.
Gelobet seist du ew'ge Nacht,
Gelobt der ew'ge Schlummer.*

Schon meint er in der Ferne die Stimmen der Seligen zu vernehmen und diese Ahnung erfüllt ihn mit unbeschreiblichem Entzücken:

Unendlich und geheimnißvoll
Durchströmt uns süßer Schauer,
Mir deucht, aus tiefen Fernen scholl
Ein Echo unsrer Trauer,
Die Lieben sehnen sich wohl auch
Und sandten uns der Sehnsucht Hauch.**

Man sieht, wie diese Poesie bestrebt ist, der Welt zu entfliehen. Die Erde mit ihrer Herrlichkeit, die Menschheit mit ihren Leidenschaften versinken vor dem Himmel der Seligen, in den sich die entzückte Seele hinaufschwingt. Novalis hat alle Stadien der Mystik durchgemacht, von der

* Novalis Schriften, 2. Theil. Berlin 1826, Reimer.
** Hymnen der Nacht, Novalis, 2. Theil, S. 14.

kindlichen Anbetung der Heiligkeit bis zur Schwärmerei für den Tod und den Entzückungen der Ewigkeit. Hegel hat Recht, diese Poesie die „Schwindsucht des Geistes" zu nennen. Die Seele von Novalis verzehrt sich, weil sie jeden Zusammenhang mit der Natur, die sie allein neu beleben könnte, von sich abweist. Sich selbst überlassen, sehnt sie sich nach der Ewigkeit, wird sie von dem Feuer des Verlangens verzehrt, schwankt, erbleicht und verlöscht im Winde. Novalis ist vielleicht der am meisten romantische Romantiker. Sie alle wollen der wirklichen Welt entfliehen; Tieck rettet sich in das Märchen, Friedrich Schlegel in die katholische Kirche, Hölderlin in das alte Griechenland, Novalis in den christlichen Himmel. Hölderlin wird geisteskrank, Novalis erliegt mit achtundzwanzig Jahren dem Traum der ewigen Liebe. Gewiß waren sie auf falschem Wege, diese kranken Träumer; aber sie waren groß in ihrer Verirrung durch den Ernst ihres Strebens; Thoren, wenn man will, aber jedenfalls Märtyrer des Ideals.

Diese Beispiele beweisen, daß die Romantiker im Anfang unseres Jahrhunderts fast ganz das innige Verständniß für das Leben verloren hatten, das allein die Kunst zu erneuern vermag. Ein großes politisches Ereigniß rief sie indessen in die Gegenwart zurück und erschütterte sie so gewaltig, daß aus den Träumern über Nacht Männer der That wurden. Der Frieden von Tilsit (1807) hatte Deutschland Napoleon unterworfen. Die Rheinlande waren zu einer französischen Provinz geworden, Preußen zerstückelt, Oesterreich unterjocht, ganz Deutschland geknebelt, und das war nicht einmal das schlimmste Uebel in den Augen der deutschen Patrioten; denn das Nationalgefühl schien überhaupt in Deutschland erloschen, so tief war die Entmuthigung. In jenen Stunden der Erniedrigung hatten Könige, Minister, Schriftsteller, Denker und Staatsmänner, Alle, den Glauben an die Unabhängigkeit des Vaterlandes auf-

gegeben.* Weil er Fürsten feig vor seinem Thron gebeugt sah, meinte Napoleon, es überhaupt mit einem Volk von Knechten zu thun zu haben; doch darin irrte er gewaltig. Deutschland, das so lange schweigend die Mißhandlungen ertragen hatte, richtete sich eines Tages finster, vor Wuth zitternd und bewaffnet auf. Zuerst erhoben sich die trotzigen Bergbewohner von Tyrol; zwar büßte ihr Anführer, der kühne Andreas Hofer, das Unternehmen mit dem Leben, denn Napoleon ließ ihn erschießen. Der Aufstand in Tyrol wurde erdrückt, aber ein Schrei der Wuth ertönte in allen Gauen Deutschlands und in den männlichen Seelen regte sich die Empörung. Preußen bereitete sich durch freisinnige Verbesserungen zu einem Kriege vor. Zwei große Patrioten, Stein und Scharnhorst, gestalteten die Verwaltung und das Heer um. Doch in dem Volk und durch das Volk vollzog sich ein großer Umschwung. Auf den Universitäten bildete sich der Tugendbund, der Herzog von Braunschweig sammelte die Schaar der Rache und Lützow die schwarzen Jäger. Als der Tag des Kampfes anbrach, stand nicht nur ein geordnetes Heer, sondern das ganze Volk unter Waffen. Alle kräftigen Männer von funfzehn bis zu sechszig Jahren strömten begeistert herbei, um die Landwehr und den Landsturm vergrößern zu helfen. Beamte, Handwerker, Bürger, Edelleute, Bauern exercirten neben einander und mitten unter ihnen die Professoren der Berliner Universität, auch Künstler, wie der Bildhauer Schadow, Dichter, wie Iffland, der Dramatiker und Direk-

* Doch gab es in Deutschland, zumal in Preußen und Norddeutschland, gar Viele, und es waren gerade die Tüchtigsten, welche an die Dauer der Napoleonischen Gewaltherrschaft nicht glaubten. So Stein und Blücher, Jahn, Marwitz, Fichte u. v. a. Selbst der neueste französische Geschichtsschreiber Napoleons, P. Lanfrey, hebt diesen Unglauben als ein wichtiges Zeichen der Stimmung hervor. (S. Histoire de Napoléon, Th. III. S. 515—516.) (Ad. St.)

tor des Theaters. Auf dem Exercirplatz in Berlin sah man Fichte unter den Soldaten und sie durch seine Reden begeistern. Schleiermacher weihte ihre Fahnen in der Kirche, entflammte ihre Vaterlandsliebe durch seine hohe religiöse Auffassung und stählte die jungen Seelen für den Tod. Ein mächtiger Wille durchdrang die Massen und verlieh den Herzen der Führer eine eiserne Stärke. Zum ersten Mal sahen sie in dem Tempel des Vaterlandes die einzige Zufluchtstätte der nationalen Sitten, der Familie, der Religion, des Gedankens, alles dessen, das dem Menschen am theuersten ist. Und in diesem Tempel lagerte frech der Fremde mit seinen Waffen und Kanonen. Krieg! rief es von der Memel bis zur Elbe, von den Karpathen bis zur Ostsee. Krieg! rief der Adel und der Bauer. Krieg! wiederholten Mütter und Bräute. Selbst Frauen legten Männerkleider an, um mitkämpfen zu können. So Dorothea Sawosch, die zu einem Landwehr-Cavallerie-Regiment gehörte, Charlotte Krüger, die im Regiment Kolberg diente und als Unteroffizier aus dem Kriege heimkehrte, und Eleonore Prochaska, die bei den schwarzen Jägern eintrat und 1813 erschossen wurde. Nur Kriegslieder wurden in den Wirthshäusern gesungen, nur Kriegsmusik erscholl auf den Dörfern und in allen Schmieden schmiedete man Waffen. Wohl durfte Körner sagen:

Das Volk steht auf! der Sturm bricht los!

Blieb die Lyrik theilnahmlos bei diesem Erwachen des Volksgeistes? Gewiß nicht! Sie griff thätig ein und man darf behaupten, daß dies Aufleben ohne sie gewiß nicht so kühn, begeistert und plötzlich gewesen wäre. Wenn es in der Neuzeit ein glänzendes Beispiel des edlen Berufes giebt, den der lyrische Dichter an seinem Volk erfüllen kann, des kräftigen und sichtbaren Einflusses, den er auf die Menge auszuüben vermag, so sehen wir ihn hier. Als Deutsch-

land sich wie Ein Mann erhob,* um das eiserne Joch der Gewaltherrschaft abzuschütteln, stand auch eine Schaar Dichter mit ihm auf, um den Muth des Volkes anzustacheln, seine empörten Leidenschaften zu läutern und seiner Vaterlandsliebe Flügel zu verleihen. Wir werden an Tyrtäus erinnert, wenn wir Körner sehen, wie er den Genossen seine Lieder mittheilt, um sie zum Kampf zu begeistern. Aus den Wolken, in die sich die Poesie verirrt hatte, fuhr sie wie ein Blitz auf das Schlachtfeld herab, um die Krieger mit ihrem heiligen Feuer zu durchglühen. Da zeigt sich der Vorzug des Liedes, der volksthümlichen und gesungenen über die rhetorische und deklamatorische Poesie. Das aufgeregte, empörte Volk hätte gewiß nicht auf gedruckte, in Sammlungen oder Zeitschriften verstreute Verse geachtet, selbst wenn sie noch so schön, noch so beredt gewesen wären. Aber auf den Flügeln der Melodie fanden diese einfachen, markigen Lieder selbst bei den Ungebildeten Eingang, bewegten selbst die ungestümsten Herzen, denn sie redeten zu Allen in der ursprünglichen, allgemein verständlichen und ewig siegreichen Sprache der Musik. Sie flogen von einem Ende Deutschlands zum anderen und ihr Strom von edlem Zorn und von Begeisterung verlieh fünfzehnjährigen Knaben eherne Herzen. Die Kriegeslieder lebten nicht nur im Munde der Männer, sondern auch der Frauen, und der Historiker Karl August Meyer erzählt eine Erinnerung aus seiner Kindheit, die dafür bezeichnend ist. Seine Mutter wohnte mit ihm in einem alleinstehenden Hause und in der Nacht hörte man fernen Kanonendonner. Das Kind lag im Fieber und die Mutter, die sich über sein Bett beugte, murmelte dabei Körner's Lied:

* Leider bei weitem nicht das ganze Deutschland, sondern zunächst nur Preußen und Norddeutschland!

(Ad. St.)

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze,
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!

Es ist ein erhabenes Schauspiel, die Poesie so innig mit dem Volksleben verschlungen zu sehen, ein herrliches Schauspiel, und wir sollen unsere nationale Eitelkeit besiegen, um es bewundern zu können. Auch war der größte Feind Frankreichs nicht Deutschland, sondern Napoleon selbst, der beide Länder ausbeutete, um seine grenzenlose Selbstsucht zu befriedigen. Wie hatten sich die Zeiten geändert! Als 1793 die Sieger von Jemappes und Fleurus die Marseillaise unter den Geschützen der Oesterreicher und Preußen sangen, hatten diese kein Lied, mit dem sie den siegreichen Freiheitsgesang würdig beantworten konnten. Damals waren jene unsterblichen Krieger, jene achtzehnjährigen Knaben, die, in Lumpen gehüllt, mit bloßen Füßen und doch strahlenden Auges einherschritten, von dem heldenmüthigen Bewußtsein durchdrungen, daß sie sich für die Völker und gegen die Fürsten schlugen. Aber womit beantworteten bei Leipzig die Helden der großen Armee die Freiheitslieder der Deutschen? Sie hatten nur einen Ruf: Es lebe der Kaiser! Dieser Ruf wurde erstickt und er verdiente es. Denn unsere Soldaten schlugen sich für einen Fürsten und gegen die Völker. Die Tyrannei kann gute Soldaten, selbst große Führer heranbilden, aber Helden oder Dichter nie! Nur die Freiheit singt bis in den Tod.

Ich nannte bereits Theodor Körner (geboren 1791, gestorben 1813), dessen edle Gestalt für seine Landsleute der Typus des kriegerischen Dichters geblieben ist, das Ideal des begeisterten Jünglings, der sich mit Leib und Seele dem Vaterlande geweiht hat. Die Natur und das Glück schienen ihn mit ihren Gaben ungewöhnlich reich überschüttet

zu haben, um die Größe seines Opfers doppelt hervortreten zu lassen! Er war aus einer angesehenen Familie und verrieth schon zeitig ein weiches, aber von einem starken Willen beherrschtes Herz. Eine ausgezeichnete und freisinnige Erziehung entwickelte früh seine lebhafte Empfänglichkeit und seinen raschen Verstand. Mit siebzehn Jahren war er ein trefflicher Reiter, vollendeter Schütz, guter Musiker und vor Allem ein hochbegabter Dichter. Mit zwanzig Jahren wurde er Dichter am Hoftheater in Wien, auf dem mehrere seiner Dramen mit gutem Erfolg gegeben worden waren. Kurze Zeit darauf verlobte er sich und nichts schien nun zu seinem Glück zu fehlen, als 1813 die Erhebung des Volks stattfand. „Eine große Sache fordert große Herzen," schrieb er an seine Eltern, und ohne sich durch den litterarischen Ruhm, durch seine Familie oder die Liebe zurückhalten zu lassen, trat er als Freiwilliger bei Lützow ein. Schon früher hatte er einige patriotische Lieder gedichtet, seitdem dichtete er keine andere mehr. Als die schwarzen Jäger in einer Dorfkirche ihre Weihe erhielten, stimmten sie einen feierlichen Gesang Körner's an. Auch hörte er nicht auf, seine Waffengefährten zu begeistern, die seine Kriegslieder und sein jugendliches Ungestüm schwärmerisch liebten. Bald wurde er Lützow's Adjutant und wagte freudig sein Leben in allen Reitergefechten. Bei Leipzig empfing er eine gefährliche Wunde und entging kaum dem Tode. Doch sobald er genesen, eilte er wieder zu den Lützow'schen Jägern, die sich unter Befehl des General Wallmoden gestellt hatten und der Armee unter Marschall Davoust täglich zu schaffen machten. Eines Morgens, bei Tagesanbruch, nachdem er die ganze Nacht zu Pferde im Hinterhalt zugebracht hatte, dichtete er das berühmte Schwertlied. Es ist ein leidenschaftliches Zwiegespräch zwischen dem Reiter und der treuen Waffe, dem man den Pulverdampf und die funkensprühende Luft des Kampfes anmerkt:

Schwertlied.

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heit'res Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Mich trägt ein wackrer Reiter,
Drum blink' ich auch so heiter,
Bin freien Mannes Wehr,
Deß freut das Schwert sich sehr.
Hurrah!

Ja, gutes Schwert, frei bin ich,
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut,
Wie eine liebe Braut.
Hurrah!

Dir hab' ich's ja ergeben,
Mein lichtes Eisenleben.
Ach wären wir getraut!
Wann holst du deine Braut?
Hurrah!

Zur Brautnachts-Morgenröthe
Ruf' festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrei'n,
Hol' ich das Liebchen ein.
Hurrah!

O seliges Umfangen!
Ich harre mit Verlangen.
Du Bräut'gam hole mich,
Mein Kränzchen bleibt für dich.
Hurrah!

Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so?
Hurrah!

Wohl klirr' ich in der Scheide,
Ich sehne mich zum Streite,
Recht wild und schlachtenfroh:
Drum Reiter klirr' ich so.
Hurrah!

Bleib doch im engen Stübchen.
Was willst du hier mein Liebchen?
Bleib' still im Kämmerlein;
Bleib', bald hol ich dich ein.
Hurrah!

Laß mich nicht lange warten,
O schöner Liebesgarten,
Voll Röslein blutigroth
Und aufgeblühtem Tod.
Hurrah!

So komm denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide,
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich in's Vaterhaus.
Hurrah!

Ach herrlich ist's im Freien,
Im rüst'gen Hochzeitsreihen!
Wie glänzt im Sonnenstrahl
So bräutlich hell der Stahl!
Hurrah!

Wohlauf, ihr kecken Streiter,
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!

Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm!
Hurrah!

Erst that es an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut!
Hurrah!

Drum drückt den liebeheißen
Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippen fest!
Fluch! wer die Braut verläßt!
Hurrah!

Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen;
Der Hochzeitsmorgen graut! —
Hurrah, du Eisenbraut!
Hurrah!

Körner hatte eben das Lied auf ein Blatt Papier geschrieben und las es den Freunden vor, als Lützow das Zeichen zum Angriff gab. Er und Körner gaben den Pferden die Sporen und sprengten an der Spitze des Zuges auf die Feinde. Einige Augenblicke später sank Körner von einer Kugel getroffen nieder und starb. Man begrub ihn unter einer Eiche, seinem Lieblingsbaum. Unter den Freunden, die den Hügel des frühgeschiedenen Dichters mit Rasen belegten, war ein junger, edler Mann Namens Bärenhorst, der wenige Tage darauf einen gefährlichen Posten bei einem Vorpostengefecht übernahm. Er stürzte sich unter die Feinde, die ihn umringten. Mit dem Ruf: „Körner, ich folge Dir!" fiel er von Kugeln durchbohrt nieder. So tief war die Seele des jungen Dichters in seine Freunde eingedrungen.

Unter den Dichtern von 1813 ist Körner der echte Vertreter des kühnen, schwärmerischen, von Großmuth überströmenden Jünglings, und seine Lieder wirken um so mächtiger, wenn man bedenkt, daß er sie mit dem Tode besiegelt hat. Indessen, mit Ausnahme des Schwertliedes, zeigen sie mehr die flammende Beredtsamkeit Schiller's, als den herzlichen Volkston; aber trotzdem wird immer ein Glorienschein auf ihnen ruhen.

Neben Körner, dem Jüngling, steht Ernst Moritz Arndt, der reife, ruhige Mann, nicht weniger energisch und vielleicht noch unerschütterlicher als jener. Arndt ist 1769 auf der Insel Rügen, der nördlichsten Spitze Deutschlands, geboren. Diese wildromantische Insel mit ihren Hünengräbern, dem dunklen Herthasee, der in einem uralten Eichenwalde schlummert, den kühn in das Meer springenden Vorgebirgen, den stillen Buchten, auf deren Dünen sich dunkle Tannenwälder erheben — diese Insel mit ihrem ernsten und düsteren Charakter versetzt uns wie durch Zauber in das alte heidnische Deutschland. Die mächtigen Kreidefelsen von Stubbenkammer, die senkrecht aus dem Meer aufsteigen, mit herrlichen Buchenwäldern bekränzt und von denen aus man über die weite Fläche der Ostsee blickt, scheinen schon der großartigen skandinavischen Natur anzugehören. Von dieser Insel aus sollen die ersten Besieger Roms gezogen sein. Und Arndt ist einer jener alten Deutschen in modernem Kleid, in seinem männlichen Zorn und seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit. Als Gefährte Odoaker's würde er mit Keulenschlägen über die römischen Legionen hergefallen sein, unter Napoleon empörte er sich entrüstet gegen die Schmach der Fremdherrschaft. 1806 wurde er zum Professor in Greifswald ernannt. Sein kühner Geist, seine feurige Vaterlandsliebe ließen sich nicht durch die napoleonische Gewaltherrschaft einschüchtern, noch weniger durch die feige Unterwürfigkeit der deutschen Fürsten oder die Ernie-

drigung des Volks. Vom Katheder rief er zum Kriege auf und schleuderte seine berühmte Broschüre: „Der Geist der Zeit" in das deutsche Volk. Napoleon las das Buch, gerieth vor Wuth außer sich und schwor, den Mann zu vernichten. Nach der Schlacht von Jena mußte Arndt sein Vaterland verlassen; er ging nach Schweden, kehrte erst 1810 zurück, und war seitdem einer der eifrigsten Beförderer der großen revolutionären Bewegung, der Deutschland seine endliche Rettung verdankte. Der patriotische Zorn machte ihn zum Dichter und seine Lieder stählten die Streiter. Oft setzte er seine Schlachtgesänge gleich selbst in Musik und da flogen sie so schnell von der Elbe zum Rhein, wie der Funke in einer Pulvermine. Sein Lied „Deutscher Freiheit Schlachtruf" wurde zur wahren Sturmglocke und ist eine deutsche Marseillaise:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod, die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer um Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir in Scherben,
Der soll in deutschem Lande nicht
Mit deutschen Männern sterben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
Wir schwören dir auf's Neue:

Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der nähre Kräh'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Herrmannsschlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutsche Alle, Mann für Mann,
Zum heil'gen Krieg zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet Alle, Mann für Mann,
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Trompeten, Trommeln, Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röthen,
Mit Feindesblut, Franzosenblut,
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen,
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf! Fliege hohes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien!

In der Uebersetzung ist dies Lied freilich der Marseillaise nicht ebenbürtig, aber man vergleiche einmal das Original mit der unsterblichen Hymne von Rouget de l'Isle, der auch in einem Guß Worte und Melodie schuf. Das ist ein nicht wieder dagewesener Fall in der Geschichte der französischen Poesie und ein neuer Beweis dafür, daß

mächtige Empfindungen und bedeutende Lagen die große und echte Poesie hervorsprudeln lassen. In der französischen Hymne ist noch etwas Hinreißenderes, das Sturmesbrausen der ganzen Revolution. Hinter der „blutigen Fahne der Tyrannei" scheint die Morgenröthe der ewigen Freiheit über den Völkern aufzugehen. Bei ihren ersten Strahlen brechen die Menschen geblendet in einen Ruf des Dankes aus, wenden sich dann in einem heiligen Taumel gegen die Tyrannen und wissen nicht, ob es süßer ist, für die Freiheit zu leben oder zu sterben. Das deutsche Lied ist weniger schwungvoll, aber es liegt eine finstere Empörung, ein verhaltener Groll und ein eiserner Entschluß darin. Man fühlt, daß das ganze Volk gegen den Fremden aufgestanden ist, daß es wie eine eherne Mauer vorrückt und sich bis auf den letzten Mann tödten lassen wird, wenn es noth thut. Das ist nicht das einzige patriotische Lied Arndt's, das volksthümlich geworden ist; sie zählen nach Dutzenden. Die meisten sind Gelegenheitsdichtungen, weniger dafür bestimmt, gelesen, als von Soldaten gesungen zu werden, wie das Gebet bei der kriegerischen Weihe eines Jünglings und des Soldaten Abendlied. Oft verherrlicht er die Helden des Tages, wie Schill, Scharnhorst u. a., und am begeistertsten feiert er Blücher. Es ist nicht uninteressant, einen Vergleich anzustellen zwischen der volksthümlichen Vertraulichkeit, mit der die deutschen Soldaten von 1813 ihren greisen Führer besingen, und jener finsteren, mit Schrecken gepaarten Bewunderung, mit der die französischen Soldaten den Kaiser betrachteten. Diese Vertraulichkeit ist auch auf Arndt's Dichtungen übergegangen:

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall in fliegendem Saus!
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar;
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar.
So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein,
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Er ist der Mann gewesen, als Alles versank,
Der muthig auf zum Himmel den Degen noch schwang,
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Dem Franzmann zu weisen die deutsche Art.

Den Schwur hat er gehalten, als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land reingemacht.

Der lebhafte Ton machte die Lieder schnell allgemein beliebt. Arndt ist der größte aller patriotischen Dichter von 1813, weil er es verstand, populär zu sein, ohne dem Adel des Gedankens etwas zu vergeben. Es weht ein gewisser revolutionärer Hauch in seiner Poesie und man hat bemerkt, daß er die Fürsten nur nennt, um sie anzuklagen. Sein Gegenbild ist Max von Schenkendorf, der die aristokratische Richtung unter den Sängern von 1813 vertritt. Manchmal hat er etwas Weiches, Mystisches, zum Herzen gehendes, wie in dem Liede: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt," das besonders durch die Melodie von Groos wirkt. Aber Schenkendorf's Phantasie wird durch eine fixe Idee getrübt, durch seine Schwärmerei für die Wiederherstellung des alten deutschen Feudalreichs. Rückert übertrifft ihn in „den geharnischten Sonnetten" weit an Erhabenheit des Gedankens, Kraft des Ausdrucks und an treffenden Bildern. Er wendet sich an die Denkenden, an die Schriftsteller, die studirende Jugend, die Philosophen, die Frauen, an die Besten der Nation und stachelt sie zum Aufruhr an. Das bekannteste seiner patriotischen Lieder sind die drei Gesellen:

Es waren drei Gesellen,
Die stritten wider'n Feind
Und thaten stets sich stellen
In jedem Kampf vereint.
Der Ein' ein Oesterreicher,
Der andr' ein Preuße hieß,
Davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein jeder pries.
Woher war denn der dritte?
Nicht her von Oestreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutschland war er nur.

Und als die drei einst wieder
Standen im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätschensaat der Feind.
Da fielen alle dreie
Auf einen Schlag zugleich;
Der eine rief mit Schreie:
Hoch lebe Oesterreich!
Der andre sich entfärbend,
Rief: „Preußen, lebe hoch!
Der dritte ruhig sterbend,
Was rief der dritte doch?

Er rief: Deutschland soll leben!
Da hörten es die zwei,
Wie rechts und links daneben
Sie sanken nah dabei;
Da richteten im Sinken
Sich beide nach ihm hin
Zur Rechten und zur Linken
Und lehnten sich an ihn.
Da rief der in der Mitten
Noch einmal: Deutschland hoch!
Und beide mit dem dritten
Riefen's: und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei
Mit einem Palmenstengel,
Und liegen sah die drei.
Er sah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie sie im Todesbunde
Gerufen: Deutschland hoch!
Da schlug er seine Flügel
Um alle drei zugleich,
Und trug zum höchsten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

Man sieht, die lyrische Poesie hat gewissermaßen das Signal zu der großen Einheitsbewegung gegeben, die sich jetzt zu vollziehen beginnt, leider aber nicht in der Art, wie es Rückert geträumt hat.

Die patriotischen Lieder von 1813 bilden ein Intermezzo in der Geschichte der deutschen Romantik. So lange der Kampf dauerte, war man Soldat, Volksdichter, Parteimann. Als die Unabhängigkeit wiedergewonnen, der Friede gesichert war, weigerten sich die Fürsten, die in der Stunde der Noth gegebenen Versprechungen zu erfüllen, herrschten weit unumschränkter als vorher, und mit Ausnahme von Arndt, Uhland und einigen Andern kehrten die Träumer in das Reich der Träume zurück. So der Freiherr von Eichendorff, der von 1813 bis 1815 freiwilliger Jäger in der preußischen Armee gewesen war und nach dem Kriege einer der glänzendsten Vertreter der romantischen Lyrik wurde.

Eichendorff ist ein einfach gläubiges Gemüth und seine weiche, religiöse, treuherzige Seele scheint fremd und verbannt in der modernen Welt. Hätte er Troubadour am Hof der Hohenstaufen sein dürfen, er wäre der glücklichste Sterbliche gewesen und hätte das heilige römische Reich, die Jungfrau und die Dame seines Herzens besungen. Sein

Unstern machte ihn zum preußischen Regierungsbeamten im neunzehnten Jahrhundert und sein Lebelang sehnte er sich nach dem heiligen römischen Reich und dem Glauben der Väter. Durch diese ausschließliche Verherrlichung der Vergangenheit nimmt er einen besonderen Platz in der deutschen Lyrik ein. Er erinnert an die Eremiten, die sich in alten Zeiten mitten im Walde eine Klause bauten. Selten sah man sie, kannte kaum ihre Wohnstätte, aber manchmal hörten die Holzhacker am Abend einen feierlichen Gesang unter den uralten Tannen. Solch ein Einsiedler ist Eichendorff; so sehr lebt er außerhalb der Welt. Dennoch war es ihm gegeben, einige der Gefühle, die dem deutschen Volk theuer sind, mit vollendeter Zartheit auszusprechen. Er liebt die Natur und das macht seine Poesie wahr und lebendig. Der Mystiker Novalis will in den Himmel steigen und verliert sich in der Leere. Eichendorff ist nicht weniger gläubig als er, aber er sieht, daß die Erde schön ist; er läßt die Engel im Abendschein über die goldenen Erntefelder ziehen und uns im Waldesrauschen den Hauch Gottes vernehmen. Die stillen, feierlichen, von frommem Schauder erfüllten Wälder zieht er jedem anderen Aufenthalt vor. In ihnen und weit von der Welt sucht er Kraft und Freudigkeit, und als er den Hochwald verläßt, schwört er, ihn treu im Herzen zu tragen, um im Grunde seines Gemüths Jugend, Glauben und heilige Treue zu bewahren. Außerordentlich anmuthig ist auch der Cyclus von Liedern auf den Tod seines Kindes, indem der Dichter die Natur mit seinem Schmerz auf eine rührende Weise in Verbindung bringt.

Als ich zum ersten Male
Wieder durch den Garten ging,
Busch und Bächlein in dem Thale
Lustig an zu plaudern fing.

Blumen halb verstohlen blickten
Neckend aus dem Gras heraus,
Bunte Schmetterlinge schickten
Sie sogleich auf Kundschaft aus.

Auch der Kuckuck in den Zweigen
Fand sich bald zum Spielen ein,
Endlich brach der Baum das Schweigen:
Warum kommst du heut' allein?

Da ich aber schwieg, da rührt er
Wunderbar sein dunkles Haupt,
Und ein Flüstern konnt' ich hören
Zwischen Vögeln, Blüth' und Laub.

Thränen in dem Grase hingen,
Durch die abendstille Rund'
Klagend nun die Quellen gingen
Und ich weint' aus Herzensgrund.

Dieses innige Verhältniß des Dichters zur Natur zeigt den Schüler des Volksliedes; noch deutlicher tritt das hervor in den Liebes- und Reiseliedern, in denen Eichendorff herumziehende Sänger, Studenten, Matrosen und Soldaten sprechen läßt. Wie einfach ist das berühmte Lied von der Mühle:

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei;
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen,
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.

Ein Gegenstück zu diesem Liede bildet das, in welchem der Soldat aus dem Kriege heimkehrt und seine Braut verheirathet findet:

Ich kam vom Wald hernieder,
Da stand noch das alte Haus,
Mein Liebchen sie schaute wieder
Wie sonst zum Fenster hinaus.

Sie hat einen Andern genommen,
Ich war draußen in Schlacht und Sieg,
Nun ist Alles anders gekommen,
Ich wollt', 's wär wieder erst Krieg.

Am Wege dort spielt ihr Kindlein,
Das glich ihr recht auf ein Haar,
Ich küßt's auf sein rothes Mündlein:
Gott segne dich immerdar!

Sie aber schaute erschrocken
Noch lange Zeit nach mir hin,
Und schüttelte sinnend die Locken
Und wußte nicht, wer ich bin. —

Da droben stand ich am Baume,
Da rauschten die Wälder so sacht,
Mein Waldhorn, das klang wie im Traume
Hinüber die ganze Nacht.

Und als die Vöglein sangen
Frühmorgens, sie weinete sehr,
Ich aber war weit schon gegangen,
Nun sieht sie mich nimmermehr.

Jede Zeile dieser Lieder hätte auch das Volk dichten können, und wie vollendet ist dennoch das Bild, wie edel empfunden! Darum sind sie auch im Munde des ganzen deutschen Volks.

Die deutsche romantische Poesie feiert 1825 ihre schönsten Tage. Eine Schaar von Bewunderern drängte sich um sie, jeder Ritter entfaltete ihre Farben in der Rennbahn der Litteratur und Kritik, die Könige lächelten ihr Beifall, weil die Romantik ihnen Weihrauch streute, und selbst die Diplomaten begünstigten sie, weil sie die Völker die Gedanken an die Freiheit vergessen ließ. Da trat ein Dichter in die Schranken mit glänzender Phantasie und leuchtendem Geist und kündigte sich als ihr eifrigster Ritter an. Leider entdeckte er eines Tages, daß er Lanzen für eine zusammengeschrumpfte Alte brach, statt für die Reize einer blühenden Schönheit zu kämpfen. Roth vor Wuth, schleuderte er ihr nun den Handschuh in's Gesicht und theilte an alle ihre Ritter so kräftige Hiebe aus, daß die meisten von ihnen nicht wieder aufstanden und die Dame selbst vor Verdruß starb. Dieser mißrathene Sohn ist Heinrich Heine. Wie unzählige, lustige und entzückende Gestalten tauchen bei diesem Namen vor unsern Blicken auf und wirbeln in einem tollen Tanz durcheinander. Träumerische Feen sehen uns mit ihren großen, tiefblauen Augen an! Schelmische Nixen necken uns im Vorüberziehen, wie viel

drollige Karrikaturen, wie viel wehmüthige und tragische Figuren sehen wir vor uns!

Der Zauberwald der Märchenwelt öffnet sich von Neuem dem entzückten Blick, und aus dem hellen Dämmerschein des grünen Laubdaches, in den Blitzen der Sonne auf den üppigen Blättern taucht eine weiße Hand vor uns auf, die uns winkt und uns immer weiter und weiter nach sich zieht.

Die Geschichte Heinrich Heine's und der romantischen Poesie ist selbst eines der wundersamsten Märchen. Die Romantik hatte als stolzes Schloßfräulein ihren Wohnsitz in der alten Burg des Mittelalters aufgeschlagen und sie wieder neu hergestellt. Zwischen ihren wankenden Mauern hatte sie, freilich nur aus Holz, einen prächtigen Saal erbaut. Schlanke Säulen trugen stolz die maurische Kuppel, und die riesigen Steinbilder der alten Kaiser umstanden den Thron der heiligen, geheimnißvollen Poesie und schienen in jedem Augenblick bereit, das Schwert zu ziehen, um sie zu vertheidigen. In diesem Saal voll Springbrunnen, Fackeln und Kerzen versammelten sich die Romantiker zu einem glänzenden Fest. Wie fröhlich ging es zu, wie viel buntgeputzte Masken sah man da! Da kamen in den herrlichsten Prachtgewändern deutsche, fränkische, maurische und sarazenische Ritter, blonde Edelfräulein in himmelblauen, sternenbesäeten Kleidern, finsterblickende Königinnen mit Purpurmänteln, von denen goldene Sonnen strahlten, und Troubadours' mit langen wallenden Locken. Von Neuem besang man die kühnen Abenteuer und die süße Minne; die Ritter klatschten Beifall, der Busen der Frauen hob sich voll Verlangen und von dem gothischen Thron aus warf die romantische Poesie den Sängern duftende Siegerkränze zu. Nun begann der Tanz. Eine sanfte Melodie zog die Paare in den Zauberkreis und immer leidenschaftlichere Weisen rissen sie in einem wilden Wirbel fort. Da plötzlich

tritt ein geheimnißvoller spanischer Ritter ein. In seinem Sammetwams schreitet er so stolz wie der kühnste Hidalgo einher; auf dem goldgestickten Mantel erglänzen arabische und indische Schriftzeichen, und eine große Rabenfeder wallt vom Haupt herab. Er trägt keine Maske und sein Antlitz ist schön und verführerisch, wildes aber unterdrücktes Feuer lodert aus den großen Augen und um die vollen Lippen spielt ein stolzer, verächtlicher Zug. Vorn am Barett war sein Wappen in Silber gestickt, zwei Sphinxköpfe, von denen der eine zu weinen, der andere laut zu lachen scheint. Alles hört zu tanzen auf, um ihn sehen zu können, und nächlässig nimmt er die erste beste Guitarre und singt ein paar castilianische Romanzen in so stolzem Ton, mit so neuem Ausdruck, daß ein Sturm des Entzückens ausbricht. Nun beginnt der rasende Tanz von Neuem und der zuletzt Erschienene ist König des Festes. Doch bald hört Alles ermüdet auf: „Wohlan!" ruft der schöne Unbekannte laut, „es ist Mitternacht; jetzt nehmt die Masken ab. Genug der Komödie! Ich will wissen, wer ihr seid. Ich heiße Heinrich Heine, bin Jude oder Protestant, wie ihr es nehmen wollt, fürchte mich weder vor Gott noch dem Teufel, bete die Liebe und die Freiheit an und hasse die Heuchelei. Nun habe ich gesagt, wer ich bin, thut desgleichen!" Alles weigerte sich ärgerlich und der schöne Ritter lachte höhnisch laut auf: „Was, ihr fürchtet euch, schöne Masken? O, ich weiß, wer ihr seid!" Dann ging er auf einen majestätischen Templer zu, riß ihm die Maske ab und rief: „Du bist ein Jesuit und wirkst hier im Stillen für deine Gesellschaft! Und Sie, mein schöner, kleiner Graf, der Sie nur von den Kreuzzügen reden, sind nichts als ein Kammerdiener seiner Majestät des Königs von Preußen und thäten besser, bei der Garde einzutreten und mit Ihrer Taille Glück zu machen, als hier im Schloß der Poesie einherzustolziren, denn hier haben Sie nichts zu

suchen. Du, schöner Troubadour, der nach der Dame seines Herzens seufzt, bist nur ein Handlungsdiener, den eine Kammerjungfer begünstigt. Ihr Alle seid falsche Heilige, falsche Ritter, falsche Troubadours. Ich werde euch alle enthüllen, euch große Schwindler. Unter den glatten Masken will ich eure runzeligen Gesichter von Pedanten oder Charlatanen zeigen, und unter den seidenen Wämsern das abgetragene Kleid des Wucherers oder des Bureaukraten hervorziehen. Wäret ihr nicht zum Todtlachen, so verdientet ihr wahrhaftig mit Peitschenhieben hinausgejagt zu werden. Und was sie betrifft, meine hohen Damen, so will ich ihre Adelsbriefe nicht zu genau ansehen. Was würde aus der Komödie und Tragödie des Lebens, hätten sie nicht das Recht, mit uns zu spielen, uns wie Marionetten tanzen zu lassen und unser Herz mit göttlichen Qualen und wonnigem Weh zu erfüllen! Gräfinnen, Tänzerinnen, Zigeunerinnen und Courtisanen, ich liebe sie Alle und preise sie; ihnen gehören meine Lieder des Ruhmes und der Trunkenheit; sie sind schön und es lebe der Ball!" Diesem Ausfall folgte ein donnerndes Gelächter, wildes Geschrei und ein Durcheinander scheltender Stimmen. Die klare Stimme des Ritters drang bis in das Mark und hatte in ihrer Bitterkeit etwas so Herbes, Herzzerreißendes, das Alle durchschauerte und den alten romantischen Bau in seinen Grundfesten erschütterte. Einige forderten den Ritter wegen der ausgestoßenen Beleidigungen, sie fochten und er streckte sie so zu Boden, daß sie die Lust verloren, den Kampf wieder aufzunehmen. „Es ist hier zum Ersticken im Saal," rief der Sieger, „ich brauche Luft und Waldeshauch." Dabei riß er die große Thür auf, ein Windstoß drang herein, alle Lichter verlöschten, und im bleichen Fackelschein erschienen die Ritter und Damen einander selbst gespenstisch. Aber hinter der zertrümmerten Thür erblickte man eine zauberische, mondscheinbeleuchtete

Landschaft mit Wäldern, Bergen und stillen Seen. Da nahm der wunderbare Sänger eine alte, vergessene Harfe und entlockte ihr so herrliche Klänge, daß die fernen Wälder vor Wonne erbebten. Bei den süßen Melodien erwachten die Geister der Wälder und die Wassergöttinnen und tanzten wieder ihren lieblichen Reigen und sangen ihre bethörenden Lieder. Den wehmüthigen Klängen der Zauberharfe und dem gebieterischen Ruf des Zauberers folgte ein Schwarm luftiger Geister und schwebte unter den entzückten Augen der Zuschauer in den Saal. Da kamen sie aus ihren grünen Palästen die scheuen Elfen mit Kränzen von Waldblumen und Espenblättern und schlangen wieder ihren flüchtigen Reigen im Mondlicht. Aus ihrem Wasserschloß und den schäumenden Sturzbächen tauchten die kichernden Nixen mit dem schneeweißen Busen auf und wirbelten in wildem Tanze vorbei. Wenn die übermüthigsten von ihnen an dem Zauberer vorüberkamen, richteten sie sich hoch empor, die wilden Locken flatterten im Winde, die schönen Gestalten zeigten sich unverhüllt, die Lippen schienen ihm einen Kuß rauben zu wollen, aber sie konnten immer nur seine Harfe berühren. Mitten in dem Wirbel der tollen Undinen schwebte wie eine geheimnißvolle Vision die Vielgeliebte des Dichters, mit dem gesenkten braunen Köpfchen, den übereinander gelegten Armen und einem seltsamen Lächeln auf den Lippen? War es Zärtlichkeit oder Ironie? Plötzlich unterbricht der launenhafte Schwarzkünstler die zauberische Melodie mit einem gellenden Mißton und fängt an, so komische Weisen zu spielen, daß man sich nicht enthalten kann zu lachen. Diese Melodien hatten eine seltsame Wirkung, denn eine jede rief eine Person aus der Gegenwart in den Saal, welche Sprünge wie ein Hanswurst machte und ihre geheimsten Gedanken verrieth. Bald ist es der dicke Bankier Gumpel aus Berlin, der sich in Italien Marchese Gumpelino nennt, Shakespeare deklamirt, während

er im Stillen das Steigen seiner Aktien berechnet, sich als den Romeo einer überspannten Engländerin geberdet, die ihm freundlich ein Tränkchen beibringt und ihn dadurch für immer von seinen unvorsichtigen Liebesgedanken heilt. Bald ist es der Kantianer Saul Ascher „mit den abstracten Beinen, mit seinem engen, transcendentalgrauen Leibrock, und mit seinem schroffen, frierend kalten Gesichte, das einem Lehrbuch der Geographie als Kupfertafel dienen konnte. * Er geht wie eine Uhr und sagt: die Vernunft ist das höchste Prinzip. Oder es ist der alte Schlegel mit seinen dreißig verschiedenen Perrücken, kurz, eine ganze Galerie wohlbekannter Gesichter! „Wie, ihr lacht über diese reizenden Figuren?" sagt der Zauberer; „dennoch seid ihr es selbst und euer Geschlecht, das Albernheit, Heuchelei und Servilität heißt. Mit euern frömmelnden Redensarten, mit den feigen Zugeständnissen habt ihr eure Religion, eure Philosophie und euer ganzes Leben vergiftet. Uebrigens ist Alles nur Traum, Hirngespinnst und Illusion. Die Poesie ist so überspannt, wie die Wirklichkeit abgeschmackt. Die Geschichte ist eine Komödie, die der liebe Gott aufführen läßt, um die Zeit todt zu schlagen. Im Grunde glaubt ihr nicht mehr als ich an den lieben Gott, der nur Kinder und Ammen schreckt; ihr seid nur zu feigherzig, es einzugestehen, Selbstachtung habt ihr nicht, aber ihr gebt euch ein Ansehen vor der Welt, putzt euch mit Hüten, Ordenssternen und Bändern, und die Leute sehen euch für Helden an. Ich bin nur ein Narr, ich glaube nichts, ich verachte mich selbst, aber ich rede die Wahrheit. Mein Herz blutet, aber eure albernen Erbärmlichkeiten werden mir immer nur ein Hohnlachen entlocken, und ich habe ein Recht, euch gerade in das Gesicht zu schlagen!" So höhnte der Zauberer, der plötzlich in einen Hofnarren verwandelt war, mit der

* Reisebilder.

Narrenkappe auf dem Kopf und der Pritsche in der Hand. „Los auf den Elenden! drauf auf den Verrückten! Tod dem Lästerer!" schrie die ganze romantische, aristokratische und kirchliche Schaar. Aber er griff nach einer brennenden Fackel, schwang sie über seinem Haupte und stimmte aus voller Kehle die Marseillaise an. „Wie, mein Lied erschreckt euch?" fragt er; „und ihr möchtet ein Schaffot aufrichten, um es zu unterdrücken. Wartet, ich will euch helfen! Da berief er das Gespenst der Guillotine. In einen rothen Nebel gehüllt, richtete sie sich hoch und blutig empor und um sie herum schritten kopflose Gestalten, die einander tiefe Verbeugungen machten. Es war Marie Antoinette und ihr Hof. „Leiber ohne Kopf, das Bild eurer Gesellschaft," rief lachend der entsetzliche Narr. Schon hörte man in der Ferne die Marseillaise, Carmagnole und das Ça ira, und der Gesang kam näher wie Gewitterbrausen, während die Sturmglocke von 1848 erschallte. „Der Tag des Ruhmes ist da!" rief der Dichter und schleuderte die Fackel in das wankende Gebäude, das die rothe Flamme alsobald erfaßte und sich vor Freude prasselnd auf das Dach schwang. Da krachten die Balken, die Menge zerstob, in wenig Augenblicken war der glänzende Saal ein Flammenmeer; er stürzte zusammen, und der Dichter brach in einen Siegesruf aus. Plötzlich stand er wieder in dem alten düsteren Gemäuer allein, und wie im Märchen, wenn das Zauberschloß mit Fackelglanz, Knappen und Edelfrauen verschwunden ist, hörte er nur noch das Geschrei der Eule und das Rufen der Unke. Da sprach er schmerzlich: „Und dennoch habe ich geliebt! dennoch an das Ideal geglaubt!" und vielleicht war es ihm niemals mehr ernst, als in diesem Augenblick; aber er hatte zu viel gelacht, man glaubte ihm nicht mehr.

Das ist die wahrhaftige Geschichte von Heinrich Heine; er, der tollste Romantiker, steckte selbst das Schloß in Flammen. Doch im Grunde war der Brandstifter nur der un=

erbittliche Vollstrecker des Verhängnisses. Das heißt, die Grundsätze der romantischen Schule mußten sie einem frühzeitigen Ende entgegenführen. Hatte sie sich selbst nicht über alle Gesetze erhoben und eine Poesie außerhalb der wirklichen Welt gründen wollen? Hatte sie nicht selbst erklärt, daß ihr höchstes Gesetz die verächtlich herabblickende Ironie des Dichters sei, der Alles von den Höhen seiner Phantasie betrachtet? Das mußte sich rächen und Heinrich Heine übernahm die Vollstreckung dieses Urtheils. Nun kehrte er die Ironie gegen diejenigen, die sich ihrer schlecht bedient hatten, verscheuchte die ganze Schaar; aber weil er eine doppelschneidige Waffe führte, verletzte er sich selbst tief dabei. Nachdem er über die ganze Welt gespottet hatte, spottete er seiner selbst, vermochte seinen Charakter nicht zu bewahren, und das Genie überlebte den Menschen.

Heinrich Heine ist ein janusköpfiges Genie. Auf der einen Seite ist bei ihm eine heißblütige, feinfühlende, fast weiblich zarte Empfindung, auf der andern ein satanischer Geist, wilde, boshafte Ironie, die mit ihren vergifteten Pfeilen den Feind gerade in das Herz trifft, hier sanfte, träumerische Wehmuth, dort cynisches, böswilliges Gelächter; hier Engel, dort Teufel. Diese Doppelnatur ist eine der Hauptursachen des glänzenden Erfolges gewesen, den Heine in Frankreich gehabt hat. Denn man liebt bei uns diese scharfen Gegensätze, diese Dichter mit blutendem, zerrissenem Herzen, die zur Welt sagen: „Siehst du die Wunden, die du mir geschlagen hast?“ und die, wenn die Menge sich neugierig herzudrängt, sich aufrichten und mit der Geißel nach ihr schlagen. Man hat ihm bei uns die Excentricitäten des Gefühls und der Phantasie wegen seines beißenden Witzes verziehen. Redet er zum Beispiel von einer Jugendliebe, einem träumerischen, schönen blonden Mädchen, so spricht er so hinreißend, daß selbst die skeptischen Franzosen nahe daran sind, sich rühren zu lassen. Es kommen

ihnen die Thränen in die Augen und schon fürchten sie, das ruhige Behagen des Weltmanns einzubüßen. Da zuckt ein Witz wie ein Pfeil durch die Luft, die Madonna wird zum Kammerkätzchen, man lacht und athmet erleichtert auf. Denn man meinte schon, es mit einem Jean Paul zu thun zu haben; weit gefehlt, es ist ein zweiter Voltaire, und froh über die angenehme Ueberraschung klatscht man laut Beifall. Ganz anders die Deutschen, sie wollten weinen, haben lachen müssen und sind nun sehr ärgerlich.

Es genügt nicht, diese Gegensätze seiner Natur oberflächlich anzudeuten, ich muß sie genauer ausführen. Heine, der sich gern für den deutschen Byron ausgab, sagte, daß der Dichter, zwischen der Vergangenheit und Gegenwart stehend, von Beiden bedrängt, nothwendigerweise ein zerrissenes Herz haben müsse. Warum? Hängt das nicht von dem Dichter, selbst ab. Versteht er die Bestrebungen seines Jahrhunderts, erkennt er seine Ziele, so kann er sich kühn in den Kampf stürzen und sich die Ruhe der Seele bewahren, selbst wenn sich sein Blut im Streit erhitzt. Byron hatte den Sitten und Vorurtheilen seiner Zeit den Krieg erklärt, aber es war ihm ernst damit; er glaubte an seine Helden, zweifelte nicht an sich selbst und starb für die Freiheit der Griechen. Lord Byron lebt im Widerspruch mit seiner Zeit, Heinrich Heine ist vornehmlich im Widerspruch mit sich selbst, und das lag mehr an seinem Temperament als an seinem Jahrhundert. Die Natur hatte ihm einerseits eine ungewöhnliche poetische Empfänglichkeit verliehen, andererseits einen scharfen Blick für die Lächerlichkeiten und Erbärmlichkeiten des Menschen mitgegeben. Beide Gaben besitzt er in gleich großem Maaße, beide sind ihm gleich theuer und sollte er zwischen ihnen wählen, so würde er sich lange besinnen. Denn die Natur hatte ihm das Eine versagt, was die Seele des wahren Dichters, die Krone der poetischen Begabung ist: jene warme, reine, unüberwindliche und Alles

überwindende Menschenliebe, die einen Goethe den Erguß seines bittersten Zürnens über das „Menschenpack" mit den Worten schließen ließ:

„Und kaum seh' ich ein Menschengesicht,
So hab' ich's wieder lieb."

Heine liebt die Nordsee schwärmerisch und seine Phantasie schwebt auf Adlerflügeln darüber, doch darum sind die Philister von Berlin und München nicht minder sein Entzücken. Er versteht den höchsten Schwung der Liebe, aber sich über ein sentimentales Mädchen lustig zu machen, das der untergehenden Sonne ihre fraglichen Reize enthüllt und einen leichtgläubigen Studenten mit ihren Albernheiten fängt, dies Vergnügen kann er sich nicht um ein Königreich versagen. Er haßt die frömmelnde Heuchelei, die aufgeblasene Leerheit, den Alles überwuchernden Eigennutz, aber hassen an und für sich ist ihm ein Vergnügen, eine Wollust. Sieht er Schlechtigkeit mit Dummheit im Bunde, so geißelt er sie unbarmherzig, und wenn sie sich unter den Schlägen bäumen, so lacht er und freut sich königlich dabei. Gelegentlich aber verkehrt sich sein Lachen in Weinen. So spottet er zum Beispiel über einen alten Mönch, der sich in Bußübungen fast verzehrt hat, und plötzlich von Mitleid ergriffen, kann er sich kaum der Thränen enthalten. Viel häufiger aber schlägt bei dieser nervösen Natur die Rührung in Lachen um. Im Augenblick, als er von einer „Verkündigung" tief ergriffen ist, scheint ihm der Engel Gabriel einem glücklichen Seladon zu gleichen, und nun ist es mit dem Ernst vorbei. Das Ideal ist für Heine ein herrlicher Garten mit riesigen Bäumen, leuchtenden Blumen und göttlichen Menschengestalten; die Wirklichkeit in seinen Augen nichts als ein Pfuhl von Schurken, Pedanten und Heuchlern, und dennoch zieht ihn der Pfuhl an. Im Schmutz der Wirklichkeit träumt er von

dem Ideal, aber in den herrlichen Gärten des Ideals vermag er die lächerlichen Gestalten von dort unten nicht zu vergessen. Es ist ihm nicht gelungen, die beiden entgegengesetzten Welten zu versöhnen; in seiner Brust ringen unablässig ein Engel und ein Dämon und keiner kann den andern besiegen. Daher die gellenden Mißtöne in seinen Werken, und zuletzt weiß er selbst nicht mehr, wie es mit ihm steht. „Es giebt Herzen," sagt er in den Reisebildern, „worin Scherz und Ernst, Böses und Heiliges, Gluth und Kälte sich so abenteuerlich verbinden, daß es schwer wird, darüber zu urtheilen. Ein solches Herz schwamm in der Brust Mathildens; manchmal war es eine frierende Eisinsel, aus deren glattem Spiegelboden die sehnsüchtig glühendsten Palmenwälder hervorblühten, manchmal war es wieder ein enthusiastisch flammender Vulkan, der plötzlich von einer lachenden Schneelawine überschüttet wird."

Diese Lady Mathilde sieht Heine auffallend ähnlich. An einer andern Stelle sagt er: „Mein Herz duftet schon so stark, daß es mir betäubend zu Kopf steigt, und ich nicht mehr weiß, wo die Ironie aufhört und der Himmel anfängt.*

Es sollte fast scheinen, als ob ein so zwiespaltiges Temperament der Lyrik ungünstig sein müßte, die sonst im harmonischen Ausdruck der Gefühle ihre schönsten Triumphe feiert; aber trotzdem ist Heine der größte deutsche Lyriker des neunzehnten Jahrhunderts und seine Stelle kommt unmittelbar hinter Goethe. Er hat in seinen Liedern verstanden die lebhafte Empfindung zu concentriren, und läßt die Ironie nur leicht durchschimmern, als wolle er andeuten, daß unter dem Dichter ein Satyriker verborgen sei und daß er sich nicht von seinen Träumen betrügen lasse. Freilich hat sich Heine in seinen letzten poetischen Werken, im

* Reisebilder, Th. I. S. 123.

Romanzero, Atta Troll, dem Wintermärchen und Lazarus immer mehr und mehr von seiner aristophanischen Laune fortreißen lassen. Zuletzt siegt der Dämon über den Engel und tritt lachend seinen Leichnam mit Füßen. Aber in der ersten Sammlung seiner Gedichte, dem Buch der Lieder, welch' frisches Gefühl, wie viele Meisterwerke treten uns entgegen! Diese Lieder von zwei, drei Strophen besitzen eine geheimnißvolle Kraft, uns ihre Gefühle mitzutheilen, und durchdringen mit süßem Schauer wie gedämpfte Violintöne. An fesselndem Reiz kommen sie den Liedern Goethe's gleich. In der alten Sage wird berichtet, daß die Zauberer des Nordens hölzerne Scepter besessen hätten, mit Schriftzeichen, Runen genannt, die zauberkräftige Worte und Verse bildeten. Jedem Verse wohnte eine besondere geheime Kraft inne, entweder gewisse Gefühle und Leidenschaften in der Seele des Hörers zu entzünden, die Macht des Schwurs zu weihen oder bestimmte Gottheiten heraufzubeschwören. Eine ähnliche Kraft besitzen die Heine'schen Lieder; sobald wir den ersten Vers lesen, klingt irgend eine Saite unseres Wesens an, deren Vorhandensein wir vielleicht selbst nicht einmal ahnten; sie vibrirt erst leise, dann immer stärker und stärker, bis sie laut vor Schmerz klagt oder vor Freude jubelt. Wie geringfügig scheint oft ein solches Lied; enthalten sie doch meist nichts als einen Gedanken, ein Lächeln. Aber wie ausdrucksvoll das Lächeln, wie bestrickend der Gedanke! Jedes prägt sich dem Gedächtniß ein wie ein Bild von Rembrandt, mit seinem Helldunkel, und läßt in uns ein nachzitterndes, seltsam tönendes Echo von unerfüllten Wünschen zurück, das quälende Gefühl eines Gedankens, den man vergebens zu enträthseln strebt und den man nicht aus dem Sinn bekommt.

Die Liebesgeschichte, die dem Intermezzo als Thema dient, ist ganz alltäglich. Ein unbedeutendes junges Mädchen läßt sich von einem Dichter den Hof machen, giebt ihm

einige Hoffnung und heirathet dann einen reichen und wohlbestallten Philister. Das kommt alle Tage in Deutschland und auch anderswo vor; aber nicht alle so Betrogenen können ihre Täuschungen wie Heine besingen. Er sagt selbst:

Und als ich euch meine Schmerzen geklagt,
Da habt ihr gegähnt und nichts gesagt,
Doch als ich sie zierlich in Verse gebracht,
Da habt ihr mir große Elogen gemacht.

Und das ist im Grunde ganz natürlich, denn nur der Dichter vermag uns die menschlichen Bewegungen der Seele mitzutheilen und uns ihre Macht fühlen zu lassen. Immer vernehmen wir bei Heine jene innere Musik der Seele, die der wahre Pulsschlag des Lebens ist, immer sehen wir die Landschaft, die Scene, das ganze Bild, das bald schelmische, bald ernste Antlitz der Kleinen mit braunen Augen, und glauben selbst den Ton ihrer Stimme zu hören. Alles sehen wir vor Augen; der Lilienkelch singt und erzittert und auf den Flügeln des Liedes trägt er die Geliebte in ferne Lande.

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rothblühender Garten
Im stillen Mondenschein,
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Die Veilchen kichern und kosen
Und schau'n nach den Sternen empor,
Heimlich erzählen die Rosen,
Sich duftende Märchen in's Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n,
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Well'n.

Dort wollen wir niedersinken
Unter dem Palmenbaum
Und Liebe und Ruhe trinken
Und träumen seligen Traum.

Dann nach dem Verrath, als er im Traum die Geliebte erblickt, ruft er ihr zu:

Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Und ein anderes Mal:

Ich sah' die Schlang', die dir am Herzen frißt,
Ich sah, mein Lieb, wie sehr du elend bist.

Wohl schlüpft hier und da eine ironische Bemerkung durch, ein Hieb nach den „Philistern im Sonntagsröcklein," die mit langen Ohren den Spatzengesang einsaugen, aber überall und selbst unter der Ironie fühlt man den Strom der Leidenschaft. Manchmal läßt uns ein kaum skizzirter Traum in einen Abgrund von Elend blicken:

Mein süßes Lieb, wenn du im Grab,
Im dunklen Grab wirst liegen,
Dann steig' ich langsam zu dir hinab,
Und will mich an dich schmiegen.

Ich küss', ich umschlinge, ich presse dich wild,
Du Stille, du Kalte, du Bleiche!
Ich jauchze, ich zitt're, ich weine mild,
Ich werde selber zur Leiche.

Die Todten stehn auf, die Mitternacht ruft,
Sie tanzen im luftigen Schwarme:
Wir beide bleiben in der Gruft,
Ich liege in deinem Arme.

Die Todten stehn auf, der Tag des Gerichts
Ruft sie zu Qual und Vergnügen;
Wir beide bekümmern uns um nichts,
Und bleiben umschlungen liegen.

Das Bild des jüngsten Gerichts, das die getrennten Liebenden vereint, ist dem Volksliede entlehnt, und Heine wendet es öfter und stets mit gewaltiger Wirkung an; denn unter diesem erhabenen Gleichniß ist das deutsche Volk seit Jahrhunderten gewöhnt, sich die Ewigkeit vorzustellen. Wie Eichendorff ist auch Heine ein Schüler des Volksliedes, und ein noch viel glücklicherer. Denn er hat ihm die reizende Nachlässigkeit und jene halbausgesprochenen Naturlaute abgelernt, die uns wie die Stimme der Natur selbst rühren. Er unterscheidet sich von dem Volksliede durch die außergewöhnliche Feinheit der Empfindung und die künstlerische Vollendung der Form. Außerdem ist Heine ein Schüler Goethe's, dessen meisterhafte Sprache er gründlich studirt hat; aber er drängt den Gedanken noch mehr zusammen, als dieser, und verspart gewöhnlich den Haupteffekt für die letzte Strophe oder sogar die letzte Zeile. Seine Verse sind in ihrer gewandten Kürze wahre Meisterwerke. Zum Beispiel das kleine Frühlingslied, das wie Schalmeientöne über frühlingsgrüne Wiesen dahinzieht:

Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute,
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus in's Weite.

Zieh hinaus bis an das Haus,
Wo die Veilchen sprießen,
Wenn du eine Rose schaust,
Sag, ich lass' sie grüßen.

Heine scheint noch mehr als alle seine Vorgänger in das verborgene Leben der Natur eindringen zu wollen. Alles zittert, klingt und spricht bei ihm. Der Stern blinzelt ihn schelmisch an, die Veilchen kichern und kosen, der Wald hat ihm sein Geheimniß abgelauscht und die neugierigen Rehe verstehen das Geflüster der Liebenden. Seine Landschaftsbilder glühen vor Lust und Leben, oder erbeben vor Schmerz, und ein einziges Bild vermag uns in endlose Träume zu versenken:

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Wenn der Mensch sich so in der Pflanzenwelt wiederfindet, scheint es dann nicht, als ob die verborgenen Kräfte, die in der tausendfältigen Blumenwelt schlummern, sich in die Sprache der Poesie übersetzen und daß in ihr sich die Natur offenbart?

In einem anderen Landschaftsbilde schildert Heine den herzzerreißenden Schmerz eines Abschieds für das Leben:

Das gelbe Laub erzittert,
Es fallen die Blätter herab, —
Ach, Alles was hold und lieblich,
Verwelkt und sinkt in's Grab,

Die Wipfel der Bäume umflimmert
Ein schmerzlicher Sonnenschein;
Das mögen die letzten Küsse
Des scheidenden Sommers sein.

Mir ist, als müßt' ich weinen
Aus tiefstem Herzensgrund,
Dies Bild erinnert mich wieder
An uns're Abschiedsstund'.

Ich mußte dich verlassen
Und wußte, du stürbest bald!
Ich war der scheidende Sommer,
Und du der sterbende Wald!

Nun noch ein Lied, das über dem Grab irdischer und himmlischer Schönheit ertönt, wie die Stimme einer Sylphe, die in den hohen Sternenhimmel hinaufsteigt.

Es fällt ein Stern herunter
Aus seiner funkelnden Höh';
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh!

Es fallen vom Apfelbaume
Der Blüthen und Blätter viel;
Es kommen die neckenden Lüfte
Und treiben damit ihr Spiel.

Es singt der Schwan im Weiher
Und rudert auf und ab,
Und immer leiser singend,
Taucht er in's Fluthengrab.

Es ist so still und so dunkel!
Verweht ist Blatt und Blüth',
Der Stern ist knisternd zerstoben,
Verklungen das Schwanenlied.

Heine zeichnet sich nicht nur in dem eigentlichen lyrischen Liede aus; er behandelt auch die Ballade mit Meisterschaft, und mittelalterliche sowie moderne Themata gelingen ihm gleich gut. Die beiden Grenadiere, die Wallfahrt nach Kevlaar und die Harzidylle sind lauter tief ergreifende Meisterwerke.

Die bekannteste seiner Balladen ist die Lorelei, und es würde schwer sein, Jemand in Deutschland zu finden, der sie nicht auswendig weiß. Eine alte Rheinsage berichtet von einer Wassernixe, Lore oder Lorelei genannt, die sich manchmal auf einem steil aus dem Wasser ragenden Felsen bei Bacharach sehen läßt und ein bethörendes Lied singt. Ihre Stimme besitzt solche Zaubermacht, daß der Schiffer, der ihr zuhört, unrettbar verloren ist. Sein Schiff prallt an die Felsen und der Strudel zieht den Unglückseligen hinunter. Diese dem Volke lange bekannte Lorelei hat Heine besungen.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende noch Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

Du herrliche Nixe, du Lorelei mit dem Goldhaar, mit der sanften und gewaltigen Stimme wie Wellenrauschen, die du die Sterblichen verlockst und dich daran erfreust, die du mehr als ein Menschenkind in dem verderblichen Strudel hast versinken sehen und immer lächelst, immer nur schöner und strahlender wirst, wie gleichst du in deiner glänzenden Helle der unsterblichen Poesie, die auch im Azur thront und die in ihrer Schönheit singt, während mehr als ein kühner Bethörter die Augen zu dir erhebt und darüber an den Klippen der Wirklichkeit scheitert und im Strome der Vergessenheit versinkt.

Wenn Heinrich Heine einen Nebenbuhler unter seinen Zeitgenossen hatte, so war das Uhland, und doch kann man sich nicht zwei verschiedenere Naturen als diese Beiden denken. In Bezug darauf erzählt Vischer, der größte jetzt lebende deutsche Aesthetiker, eine seiner geistvollen Mythen. Die Musen sollen sich nämlich einmal entsetzlich auf dem Helikon gelangweilt haben und beschlossen deshalb, sich trunken zu machen. An jenem Tage wiederholte das Echo des heiligen Berges entsetzt laute, bacchantische Rufe und die wilden Melodien eines dithyrambischen Tanzes. Von den unsterblichen Schwestern empfand Euterpe, die Muse der lyrischen Poesie, am stärksten die Macht des Dionys. Wie wahnsinnig irrte sie auf dem heiligen Berge umher, schwang ihre Flöte in der Luft, wie die Mänaden den Kantharos schwan-

gen, und rief: Evoë! Evoë! Als die Nacht hereinbrach, kam ihr ein seltsamer Einfall in den Sinn: sie wollte zur Erde niedersteigen und den ersten Sterblichen küssen, dem sie begegnen würde. Gesagt, gethan. Mit flammenden Augen, wirren Locken flog sie nordwärts durch die Lüfte und ließ sich in einer großen Stadt an der Elbe zur Erde herab. Der erste Mensch, den sie sah, war ein junger, leichtsinniger Student, der aus einem Wirthshause kam und ein Trinklied sang. Es war Heinrich Heine. Sie warf sich in seine Arme, drückte ihm einen Kuß auf die Lippen und verschwand. Als die Muse am nächsten Morgen nach langem Schlummer erwachte, erinnerte sie sich des Geschehenen und ihr schauderte, denn sie erkannte sogleich die Folgen der That. Sie sah, daß der Dichter einen schlimmen Gebrauch von der hohen Gunst machen, sah, daß er seinen edelsten Gefühlen und leuchtendsten Gedanken alle Jämmerlichkeiten des Lebens beimischen würde, daß er keine Scheu davor trüge, in die Poesie selbst die Parodie der Poesie einzuführen. Dennoch würde er Dichter bleiben, Dichter von Genie, selbst im Schmutz, denn den Feuerkuß hatte er einmal empfangen. Der Gedanke bekümmerte sie tief, aber bald hob sie wieder freudestrahlend das Haupt, als sähe sie eine Möglichkeit, das geschehene Unheil wieder gut zu machen. Noch einmal flog sie nach Deutschland, diesmal etwas südlicher, stieg in einem lieblichen Thal Württembergs auf die Erde und blieb vor einem bescheidenen Häuschen mitten in einem Weinberge stehen. In dem Garten war ein junger Mann mit rauhen, biederen Zügen, der eben einen Weinstock gepflanzt hatte und in der Arbeit innehielt, um mit sinnenden Blicken nach den blauen Bergen in der Ferne zu schauen. Das war Ludwig Uhland. Sie nahte sich ihm, küßte ihn auf die Stirn und nachdem sie sich von ihm gewendet, blickte sie noch ein paar Mal zurück, um ihm zuzulächeln. Freilich war der Kuß viel

weniger glühend, als der andere, wenn auch von hohem Werth. Uhland wurde ein echter Dichter, ruhig, keusch und ernst.

Diese heitere Mythe charakterisirt trefflich das Talent des grundehrlichen Uhland im Gegensatz zu dem flammensprühenden, geistreichen, skeptischen Wesen Heine's. Uhland ist ein echt deutscher Charakter, fest bis zum Eigensinn, aufrichtig bis zur Naivetät, sehr rauh von Außen, sehr weich im Gemüth, wenig und gut sprechend, voll Verehrung für den König und die Religion, aber bereit, die Rechte des Volks bis zum Tode zu vertheidigen. Das hat er 1815 bewiesen, als der König von Württemberg eine neue Constitution einführen wollte, welche die Rechte der Stände und des Volkes verkürzt hätte. Er widersetzte sich mit aller Kraft und seine zornmüthigen Lieder trugen viel zur Erhaltung der alten Constitution bei.

Uhland besitzt den großen Vorzug, sein Volk zu lieben und es von Grund aus zu kennen. Niemand hat so wie er das Volkslied studirt und verstanden. Das zeigen alle seine Gedichte, die vom Volk inspirirt, auch wieder mächtig darauf zurückwirkten. Besonders in der Ballade war er schöpferisch und belebte von Neuem die ritterliche Welt in ihrem vollen Glanze. Seine Gegner haben nicht verfehlt, darin einen Rückschritt, eine leere Nachahmung zu sehen, ein ganz falscher und ungerechter Vorwurf. Denn Uhland ist ein durchaus moderner Mensch, der nur seine Helden meist der Vergangenheit entnimmt, weil sie ihm markigere Charaktere, kräftigere Leidenschaften und einen malerischen Hintergrund bietet. Mag er uns Karl den Großen, Barbarossa, deutsche oder skandinavische Helden, Ritter oder Schäfer, schöne Fürstinnen oder arme Mähderinnen zeigen, immer führt er einen modernen Gedanken aus oder schildert er ein rein menschliches Gefühl. Des Sängers Fluch ist ein großartiges Meisterwerk, das ganz allein in seiner Art

dasteht; in ihm vereint sich der hohe Ernst der Nibelungen mit der tiefen Innigkeit des modernen Empfindens zu einer neuen und herrlichen Kunstgattung. Die Mähderin ist eine rührende, tiefergreifende Idylle.

Die Mähderin.

„Guten Morgen, Marie! So frühe schon rüstig und rege?
Dich treuste der Mägde, dich machet die Liebe nicht träge.
Ja! mähst du die Wiese mir ab von jetzt in drei Tagen,
Nicht dürft' ich den Sohn dir, den einzigen, länger versagen."

Der Pächter, der stattlich begüterte, hat es gesprochen,
Marie, wie fühlt sie den liebenden Busen sich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder,
Wie schwingt sie die Sense, wie streckt sie die Mahden danieder!

Der Mittag glühet, die Mähder des Feldes ermatten,
Sie suchen zur Labe den Quell und zum Schlummer den Schatten;
Noch schaffen im heißen Gefilde die summenden Bienen,
Marie, sie ruht nicht, sie schafft in die Wette mit ihnen.

Die Sonne versinkt, es ertönet das Abendgeläute,
Wohl rufen die Nachbarn: „Marie, genug ist's für heute!"
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Heerde von hinnen,
Marie, sie dengelt die Sense zu neuem Beginnen.

Schon sinket der Thau, schon erglänzen der Mond und die Sterne,
Es duften die Mahden, die Nachtigall schlägt aus der Ferne;
Marie verlangt nicht zu rasten, verlangt nicht zu lauschen,
Stets läßt sie die Sense, die kräftig geschwungene, rauschen.

So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abend,
Mit Liebe sich nährend, mit seliger Hoffnung sich labend;
Zum drittenmal hebt sich die Sonne, da ist es geschehen,
Da seht ihr Marien, die wonniglich weinende, stehen.

„Guten Morgen, Marie! was seh ich! o fleißige Hände!
Gemäht ist die Wiese! das lohn' ich mit reichlicher Spende;
Allein mit der Heirath — du nahmest im Ernste mein Scherzen,
Leichtgläubig, man sieht es, und thöricht sind liebende Herzen!"

Er spricht es und gehet des Wegs, doch der armen Marie
Erstarret das Herz, ihr brechen die bebenden Knie.
Die Sprache verloren, Gefühl und Besinnung geschwunden,
So wird sie, die Mähderin, dort in den Mahden gefunden.

So lebt sie noch Jahre, so stummer, erstorbener Weise,
Und Honig ein Tropfen, das ist ihre einzige Speise,
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendsten Wiese!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer, wie diese.

Ist das nicht eine echte Idylle? Wenn Uhland uns das Volk vorführt, geschieht es stets mit dieser Anmuth und Naturwahrheit. Gerade in diesem Punkt scheint mir sein Talent am originellsten und Niemand hat es ihm darin gleich gethan; denn er versteht das Volk zu idealisiren und bleibt doch dem Volksgeist treu. Kann man zum Beispiel die sonntägliche Feierstimmung, die dem Landvolke so eigen ist, edler ausdrücken, als er es in dem folgenden Liede thut:

Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
Noch Eine Morgenglocke nur,
Sonst Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Ein anderer Schäfer, ein Sohn der Berge, ist wieder ganz dazu geschaffen, mit allen Elementen zu kämpfen:

Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab,
Seh' auf die Schlösser all herab,
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir;
Ich bin der Knab vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang ihn mit den Armen auf;
Ich bin der Knab vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum;
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab vom Berge.

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' in's Glied,
Und schwing' mein Schwert, und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!

Dieser kräftige Alpensohn, der sich hoch oben auf seinem Berge als König der Welt fühlt und bereit ist, herab zur Ebene zu steigen, sobald die erste Sturmglocke der Freiheit erschallt, ist er nicht das ideale Bild des Volks in seiner Kraft und seinem Stolze? Der Dichter entlehnt dem Volk seine Seele und giebt sie ihm nur um so schöner zurück.

Uhland ist der Gründer der schwäbischen Dichterschule; um ihn schaaren sich in Tübingen und Stuttgart zwischen den Jahren 1820 und 1830 eine Anzahl trefflicher Dichter, die, ohne ihn nachzuahmen, doch in seinem Geiste singen. Justinus Kerner, Gustav Schwab, Eduard Mörike, Nikolaus Lenau, Graf Alexander von Würtemberg, J. G. Fischer sin ddie glänzendsten Sterne dieses württembergischen Dichterhimmels. Kindliche Einfalt des religiösen Gefühls, inniges Verständniß der Natur, eine gewisse Zuneigung für die Zauber- und Ritterballade, warme Liebe für das Volk und verständnißvolle Verehrung der Volkspoesie, das haben sie alle von dem Meister gelernt und ein Jeder von ihnen nach besten Kräften fortentwickelt. Jedoch Uhland's originellster und glänzendster Schüler ist ein Sachse, der heitere Wilhelm Müller. In dem großen deutschen Dichterwalde ist er die Drossel mit ihren hellen Tönen und dem lustigen Schlag. Uhland ist der vollendete Typus deutschen Ernstes und deutscher Treue; hätte er im zwölften Jahrhundert gelebt, er wäre mit Barbarossa in das heilige Land gezogen und mit ihm gestorben. Wilhelm Müller kümmert sich gar nicht um die Vergangenheit und lebt nur in der Gegenwart. Er ist der Dichter des Waldlebens und man stellt ihn sich gern vor im Jägerkleid, mit dem Horn an der Seite über die Berge ziehend und sich vor jedem Wirthshaus durch fröhlichen Hörnerklang ankündigend. Sein Liebchen ist das braune Wirthstöchterlein mit den Rehaugen und dem Munde, der frisch wie eine Erdbeere leuchtet;

und lächelnd gießt sie ihm den kühlen Wein ein. Wohl hängt ihm das Gewehr treu an der Seite, aber er schießt lieber in die Luft, als auf das Wild mit den zutraulichen Augen. Denn alle Thiere des Waldes sind seine Freunde; er will einst mitten im grünen Holz begraben sein und freut sich, daß Hirsche und Rehe lustig über seine Ruhestätte springen werden. Den Wein besingt er wie ehemals die lustigen Zecher, aber aus dem Glase steigen Freundschaft, Liebe, Freiheitsgefühl und alle Herrlichkeiten der Welt auf. Wie die Gesellen preist auch er den Lenz, doch aus seinen Frühlingsliedern weht ein Hauch des ewigen Wesens, die Freude der ganzen Welt, das Vermählungsfest von Himmel und Erde. Er ist modern und bleibt volksthümlich. Wie Uhland, versteht auch er, das Volk sprechen zu lassen; wandernde Musikanten, Postillone, Müller, Jäger, Handwerker und Matrosen. Der Cyklus, „die schöne Müllerin" betitelt, ist ein lebenathmendes Drama in achtundzwanzig Liedern. Hier eins der Lieder des wandernden Müllers:

Wohin.

Ich hört' ein Bächlein rauschen
Wohl aus dem Felsenquell,
Hinab zum Thale rauschen,
So frisch und wunderhell.

Ich weiß nicht, wie mir wurde,
Nicht, wer den Rath mir gab,
Ich mußte auch hinunter
Mit meinem Wanderstab.

Hinunter und immer weiter,
Und immer dem Bache nach,
Und immer heller rauschte
Und immer heller der Bach.

Ist das denn meine Straße?
O Bächlein, sprich, wohin?
Du hast mit deinem Rauschen
Mir ganz berauscht den Sinn.

Was sag' ich denn vom Rauschen?
Das kann kein Rauschen sein;
Es singen wohl die Nixen
Tief unten ihren Reihn.

Laß singen, Gesell, laß rauschen,
Und wandre fröhlich nach,
Es gehn ja Mühlenräder
In jedem klaren Bach.

Der ganze Wilhelm Müller ist in dem Liede mit seiner Reiselust und seiner fröhlichen studentischen Laune. Leider starb dieser heitere Sänger schon im Alter von dreiunddreißig Jahren; wäre ihm ein längeres Leben vergönnt worden, so hätte er vielleicht Uhland übertroffen. In den „Griechenliedern," zu denen ihn die neugriechischen Nationallieder angeregt hatten, zeigt er sich als begeisterter Sänger der Freiheit der Völker. Sie wurden in das Neugriechische übersetzt und rissen das Volk, das sie angeregt hatte, zur Bewunderung hin.

Bald nahm die patriotische Poesie einen mehr nationalen, einen zeitgemäßeren und schärferen Charakter an. Von 1840 bis 1848 bildet sich die Schule der politischen Dichter, deren Gründer Hoffmann von Fallersleben, Robert Prutz und Herwegh waren. Diese Lyrik schließt sich an die von 1813 an; wie jene fordert sie ein großes, einiges Deutschland, aber sie unterscheidet sich durch ihren demokratischen und revolutionären Geist von der früheren. Jene war gegen den Fremden gerichtet, diese greift die herrschenden Fürsten und die Aristokratie an. Sie ist eine Vorläuferin der Re-

volution von 1848 in Wien, Berlin, Leipzig, Frankfurt und Karlsruhe. Hoffmann von Fallersleben ist indessen nicht nur politischer Dichter, in seinen Jugendliedern erinnert er an Uhland und Wilhelm Müller. Wie ersterer, hat er die altdeutsche Poesie gründlich studirt und sich ihren Geist und ihre Form zu eigen gemacht. Den Minnesängern, besonders Walter vou der Vogelweide, hat er neue Versmaße entlehnt, und das Volkslied hat ihm geholfen, auch dem Handwerker eine Stimme zu verleihen. Hoffmann von Fallersleben ist eine liebenswürdige, offene Natur, religiös ohne pietistisch, naiv ohne affectirt, kräftig ohne phrasenhaft zu sein. Aber er besitzt weder Uhland's plastische Gabe, noch die ursprüngliche Frische Wilhelm Müller's. Unter seinen politischen Gedichten, denen er hauptsächlich seinen Ruf verdankt, sind einige treffliche von durchaus volksthümlicher Empfindung, wie sein Lied an Deutschland; aber die Sammlung enthält wenig von allgemeinem Interesse, und in der Uebersetzung würden die meisten ihren Werth einbüßen.

Herwegh ist eine jugendliche, trotzige und enthusiastische Natur. Er trat glänzend in die Litteratur durch seine „Gedichte eines Lebendigen" ein, in denen er gegen die bedrückende Politik der deutschen Fürsten und die feige Trägheit des deutschen Volkes eiferte. Es sind Aufforderungen zu Krieg und Aufruhr; der Dichter sieht einen großen Kampf voraus, der sich gegen alle Tyrannen vorbereitet, und er entfaltet schon die Fahne der Republik. Unter seinen Liedern sind einige von hinreißender Gewalt, wie das Lied des Cavaliers, das auch populär geblieben ist. Herwegh ist die begeisterte Stimme einer Zeit des Erwachens und der Illusionen, aber um ein vollendeter Dichter wie Uhland oder Wilhelm Müller zu werden, fehlte ihm die Reife des Denkens und die plastische Kraft, welche Typen und Situationen zu erschaffen vermag. Indessen, wollen wir gerecht sein, so müssen wir bekennen, daß der liberale

und politische Dichter unserer Zeit überhaupt in einer schwierigen Lage ist. Das alte monarchische und aristokratische Ideal ist seinem völligen Untergang nahe; was davon noch übrig geblieben, sind zu enge Rahmen für die Gesellschaft, die sie umschließen wollen, und ernüchterte Menschen, die nicht mehr an die Ideen glauben, welche jene Begriffe einst verkörperten. Dagegen hat das neue Ideal der Demokratie noch keine feste Gestalt gewonnen; die französische Revolution hat es nur verkündet, ohne es zu verwirklichen, und die Poesie braucht feststehende Sitten, durchgebildete Traditionen und Heldengestalten. Das Alles entbehrt der demokratische Dichter. Wir in Frankreich haben wenigstens die Revolution, deren leuchtende und schreckeneinflößende Erscheinung ihr blutiges Licht über unser ganzes Jahrhundert wirft. Aber der deutsche Dichter hat nichts Entsprechendes und ihm bleibt daher nichts als die Satyre oder das Aufstellen eines ziemlich unbestimmten Ideals. Wenn aber die Satyre recht kräftig wirken soll, muß der Dichter der trüben Wirklichkeit ein glänzendes Ideal gegenüberstellen können. Allerdings genügt die Macht des Genie's, um in großen Zügen das Ideal der Zukunft zu zeichnen, aber es gehört eben Genie dazu. Den deutschen politischen Dichtern von 1840 — 1849 ist es nicht gelungen, diese schwere Aufgabe zu lösen; sie vermochten nur zur Empörung aufzurufen, und furchtsame oder gewaltthätige Fürsten, reactionäre Minister, servile Staatsbeamte und die gehorsame Heerde der Spießbürger lächerlich zu machen.

Nach 1849 tritt eine neue Wendung ein und die Poesie macht sich für kurze Zeit zum Echo der Reaction. Oscar von Redwitz gab seine „Amaranth" heraus, ein ritterliches Epos mit christlichen Liebesliedern gemischt. Dieses weichliche Gedicht, dem es an Phantasie, Charakteren und Handlung fehlt, hatte dennoch einen ungeheueren Erfolg. Nach dem Schrecken von 1848 wünschte die vornehme Welt mög-

lichst schnell das Gespenst der Revolution, die neuen Sansculotten, die Insurgenten, die Armen- und Arbeiterfrage zu vergessen und sich wieder den friedlichen Genüssen des aristokratischen Lebens hinzugeben. Darum fanden die Helden des Herrn von Redwitz, die fromme und fade Amaranth, so vielen Beifall bei sentimentalen Gräfinnen und jungen auf ihre Adelsvorrechte haltenden Baronen, sowie bei poetisch gestimmten Geheimrathstöchtern. Der Ritter Walter hat allerdings von seinem Jahrhundert einen leisen Anflug von Leichtsinn mitbekommen. Er reist nach Italien; auf diesem gottlosen Boden vergißt er sich, und ist nahe daran, in die Netze einer ungläubigen Gräfin zu gerathen, die natürlich ein Schreckbild von Sittenlosigkeit und Abscheulichkeit ist. Aber nach diesem dummen Streich kehrt er schleunig nach Deutschland zurück und findet den Glauben in den frommen Armen seiner blonden Braut wieder. Das mußte allen jungen Damen, die es auf einen gutgesinnten Walter abgesehen hatten, sehr wohl gefallen, konnte aber nicht verhindern, daß heute schon Amaranth und ihre zahlreichen Nachahmungen vollständig vergessen sind. Der Gedanke an sie erweckt nur noch ein spöttisches Lächeln und ihren flüchtigen Erfolg sieht der Historiker nur für ein krankhaftes Symptom einer Zeit der Reaction an.

Je mehr wir uns der Jetztzeit nähern, um so schwerer wird es, die zahlreichen Dichter in Gruppen zu ordnen; auch gehört der Zeitraum von 1848 bis 1868 noch nicht der Geschichte an. Fruchtbar für die Wissenschaft und den Roman, ist sie dagegen kärglich für die Lyrik gewesen. Auch haben die neu aufgetretenen Dichter ihre Augen viel mehr auf die Vergangenheit als auf die Zukunft gerichtet, und sind mehr Nachfolger und Epigonen als Neuerer. Indessen entzücken uns einige durch die Frische ihrer Empfindung, andere durch einen kühnen Aufschwung zu der allgemein menschlichen, cosmopolitischen Poesie, auf die wir

Alle hoffen. Ich werde mich begnügen, mit wenig Strichen vier Dichter zu charakterisiren, welche mir die hervorragendsten Talente dieser Epoche scheinen. Robert Reinick, Emanuel Geibel, August Kopisch und Gottfried Kinkel. Sie bilden eine natürliche Gruppe, in der Reinick das Kind, Geibel das junge Mädchen, Kopisch den übersprudelnd heiteren Jüngling und Kinkel den reifen Mann repräsentiren.

Robert Reinick (geboren 1805), war gleichzeitig Dichter und Maler, liebte von Jugend auf Natur und Poesie, den Wald und Theokrit, die Palette und das Lied. Noch jung, widmete er sich der Historienmalerei, arbeitete erst im Atelier von Begas in Berlin, dann bei Schadow in Düsseldorf. Die Malerei betrachtete er als Beruf, doch seine Lieder begründeten seinen Ruhm. Er selbst singt heiter:

So geh' ich lustig durch die Welt,
Wo jeder gern mich sieht,
Und wem mein Malen nicht gefällt,
Den freut mein lustig Lied.

Robert Reinick ist ein naiver Dichter im wahren Sinne des Wortes, und sein ganzes Leben hindurch sieht er die Natur mit Kinderaugen und Kindesherzen an. Wie liebenswürdig, wie entzückend ist er, wenn er das Kommen des Frühlings durch das Schneeglöckchen, seine Hochzeit mit der Erde durch das Maiglöckchen einläuten läßt. Wie nimmt er uns gefangen in seinem Zwiegespräch eines jungen Mädchens mit einem Vogel:

Im Fliederbusch ein Vöglein saß
In der stillen schönen Maiennacht,
Darunter ein Mägdlein im hohen Gras
In der stillen schönen Maiennacht.

Sang Mägdlein, hielt das Vöglein Ruh',
Sang Vöglein, hört das Mägdlein zu,
Und weithin klang
Der Zwiegesang
Das mondbeglänzte Thal entlang.

Welch ein Hauch von Unschuld liegt über den Versen an ein junges Mädchen, das im Schatten der Linden schläft, unter dem Schutz der Sterne, und das den weiten Himmel und alle Engel in seinem Herzen trägt. Reinick hat sein ganzes Leben lang sein Kindergemüth bewahrt, und wenn man seine frischen, unschuldsvollen Lieder liest, begreift man, daß die Künstler Dresdens den Zauber dieser liebenswürdigen Natur tief empfinden mußten und daß sie seinen Tod 1852 als einen unersetzlichen Verlust betrauerten. Eine so reine, kindliche Seele zu sehen, für die es keinen Mißton im Leben, keinen Widerspruch in der Menschheit giebt, ist ein erfreulicher und erhebender Anblick inmitten der Unnatur unserer Gesellschaft.

Emanuel Geibel (1815 zu Lübeck geboren), ist der berühmteste aller jetzt lebenden Dichter Deutschlands. Sein Ruf verbreitet sich gleichmäßig über den Norden und Süden seines Vaterlandes, und die Sammlung seiner Gedichte hat sechsunddreißig Auflagen erlebt. Fragt man nach der Ursache dieses ungewöhnlichen Erfolges, so muß man sagen, daß ihn Geibel vornehmlich der meisterhaften Form verdankt. Mit gleichem Eifer hat er die griechischen und lateinischen Lyriker, die französischen und spanischen Dichter, Goethe, Platen, Heine, sowie das Volkslied studirt. Er hat sich mit allen diesen Formen, allen diesen Rhythmen erfüllt und sie in seiner Sprache mit höchster Anmuth und vollendetem Wohlklang wiederzugeben gewußt. Außerdem zeichnet er sich durch lebhafte Phantasie aus, durch feines Gefühl, edle Gedanken und eine große Mannigfaltigkeit in

der Wahl seiner Stoffe. Das sind gewiß große Vorzüge. Aber fragt man nach dem tiefsten Wesen seiner Poesie, so findet man, daß er der Lyrik seines Volks nichts Neues hinzugefügt, sondern es nur verstanden hat, alle lieblichen Saiten der deutschen Lyra anklingen zu lassen; aber er hat nicht neue aufgezogen. Was ihm fehlt, ist die Kraft und Originalität des Temperaments, die aus dem Dichter eine mächtige Persönlichkeit machen. Sein Empfinden entspricht dem eines jungen Mädchens von fünfzehn bis achtzehn Jahren und in seinen Liedern spricht er oft entzückend das erste, schüchterne Erwachen der Seele aus, das unbestimmte, gegenstandlose Verlangen, welches das erwachende Frauenherz in der Jungfrau bezeichnet. Geibel weiß, von was die jungen deutschen Mädchen träumen, und das danken sie ihm und ziehen ihn bis zu achtzehn Jahren und manchmal auch länger jedem anderen Dichter vor. In der Geschichte des Liedes im neunzehnten Jahrhundert nimmt Geibel also eine ganz bestimmte Stelle ein; er ist der Dichter der jungen Mädchen; darin besteht seine Stärke und seine Schwäche. Fragt Kopisch nicht, was er ist; er weiß es selbst nicht und es kümmert ihn wenig. Als fröhlicher Gesell, heiterer Zecher, Sänger und unerschöpflicher Improvisator stellt er sich uns dar. Fröhlich sein und die Genossen fröhlich machen, Trinklieder singen und tolle Streiche erzählen, daß der dicke Wirth sich vor Lachen schüttelt und der Johannisberger im Keller ungeduldig wird, zwischen zwei hübschen Mädchen in der blühenden Laube zu sitzen und aus vollem Halse über pedantische Pastoren und Professoren zu lachen, heißt das nicht leben und auch für Andere wirken? Fragt man ihn nach seinem Glaubensbekenntniß, so sagt er wohl, daß er es mit dem würdigen Vater Noah, dem dreimal gesegneten Erfinder des Weinbaues halte. Er besingt ihn folgendermaßen:

Noah.

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar,
Der roch des Noah Opfer fein
Und sprach: ich will dir gnädig sein,
Und weil du ein so frommes Haus,
So bitt' dir selbst die Gnade aus.

Da sprach der Noah: „Lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nicht sehr,
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind;
Drum möcht' ich armer, alter Mann
Ein anderweit Getränke han."

Da griff der Herr in's Paradies,
Und gab ihm einen Weinstock süß,
Und gab ihm guten Rath und Lehr,
Und sprach: „Den sollst du pflegen sehr,"
Und wies ihm Alles, so und so;
Der Noah war ohn' Maßen froh.

Und rief zusammen Weib und Kind,
Dazu sein ganzes Hausgesind',
Pflanzt' Weinberg rings um sich herum,
Der Noah war fürwahr nicht dumm;
Baut Keller dann und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fässer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an
Und trank es aus zu Gottes Ehr',
Das macht ihm eben kein Beschwer!
Er trank, nachdem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Ein kluger Mann daraus ersicht,
Daß Weingenuß ihm schadet nicht,
Und item, daß ein kluger Christ
In Wein niemalen Wasser gießt,
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind.

Kopisch ist ebenso jovial und liebenswürdig, wie der brave Patriarch, sein Schutzpatron.

Neben dieses heitere, frische und lebensfrohe Dichtergemüth stellen wir den männlich ernsten Kinkel (geboren 1815), der im Leben wie im Dichten sich als Mann bewiesen hat. Zuerst studirte er Theologie in Bonn, entsagte aber wegen zu freisinniger Ansichten diesem Beruf und widmete sich ganz dem Studium der Kunst und Litteratur. Er heirathete eine Katholikin, eine hochbegabte Musikerin, nachdem er schwere Kämpfe gegen seine eigene Familie und die seiner Braut bestanden hatte. 1848 betheiligte er sich lebhaft bei der revolutionären Bewegung, wurde während der badischen Insurrection verwundet, nach Rastatt gebracht und zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt. Dem Muth und der Aufopferung eines Freundes* dankte er sein glückliches Entkommen aus Spandau; er floh nach England, dann nach Amerika, und ließ sich zuletzt als Lehrer in London nieder. Seine Lieder sind meist in einer Zeit entstanden, die jenen stürmischen Erlebnissen vorausging; sie preisen den Rhein und seine grünen Ufer, zeugen von der tiefen und edlen Liebe des Dichters und erzählen manch' schönen Zug aus der alten Zeit. Aus ihnen spricht tiefe, aber im Zaum gehaltene Empfindung, ein ernstes, festes Wesen und eine hohe Begeisterung für die Freiheit; stolz schwebt sie über der Welt und umfaßt sie mit klaren Blicken. Eins seiner schönsten Lieder ist an Auswanderer aus dem Aarthal gerichtet, arme Bauern, denen es zu eng ist auf der heimischen Erde und die jenseit des Meeres ihr Glück versuchen wollen. Ein Odem von der Freiheit jener freien, jungfräulichen Erde weht aus den herrlichen Versen. Der Schauplatz ist einfach und groß; die untergehende Sonne

* Schurz, der später General der Conföderirten im letzten ameri kanischen Kriege wurde.

röthet die hohen Felsen des Aarthals, das kleine Auswandererhäufchen setzt sich in Bewegung und bei dem herrlichen Naturschauspiel, das ihre Augen zum letzten Mal erblicken, treten ihnen die Thränen in die Augen. Doch der Dichter weint nicht und beklagt nicht die muthige Familie, die auszieht, eine neue Heimath zu erkämpfen, denn er sieht eine große Zukunft für sie voraus. Nachdem er den rüstigen Greis, den muthigen Jüngling und das braunäugige Mädchen gesegnet hat, ruft er ihnen mahnend zu:

O haftet an der mütterlichen Erde,
Die dort aus unerschöpftem Schooß euch speist.
Seid treu dem Pflug und der geliebten Heerde,
Seid treu der Heimath traulich stillem Geist.

— — — — — — — — — — — — — —

So zieht denn hin mit eurem kargen Gute,
Ein Einzelkorn in jener Völkersaat!
Und wenn in Zukunft aus gemischtem Blute
Ein einzig Volk wird, eins in Sinn und That,
Dann gebt hinzu die keusche deutsche Ehre,
Dann haltet fest den redlich deutschen Muth,
Mit frommem Sinne pflegt des Geist's Altäre
Und weckt im kalten Volk der Künste Gluth!

Wenn wir noch einen letzten Blick auf das gleichzeitige Deutschland werfen, so sieht man sogleich, daß es ihm an jungen lyrischen Talenten nicht fehlt. Otto Roquette, Julius Rodenberg, Theodor Storm, Albert Träger, Alfred Meißner, Friedrich Bodenstedt bringen von Wanderungen und Reisen manche duftige, poetische Blüthe, manche glänzende, voll erblühte Blume mit. Aber man kann trotzdem nicht leugnen, daß die lyrische Poesie seit 1849 in Deutschland wie in Frankreich gleich stark im Abnehmen begriffen ist und daß das große Publikum diesem Zustande ziemlich gleichgültig zuschaut. Die Dichter selbst wenden ihre besten Kräfte

dem Drama und Roman zu, und was das Volk angeht, so beschäftigt es sich ausschließlich mit der Wissenschaft, die populär geworden ist. Es liest, lernt, arbeitet; es interessirt sich für Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Physik Chemie, und es thut recht daran. Um ein neues Leben zu beginnen, muß man vor allen Dingen etwas wissen, und aus dem neuen Leben wird später eine neue Poesie hervorgehen. Wenn ein neuer Zuwachs an Freiheit, ein lebendiger Aufschwung der ganzen Nation kommt, dann werden auch neue Dichter auferstehen und unterdeß singt das Volk seine alten lieben Lieder, die gleichsam die ewige Stimme seines Geistes durch den Lauf der Zeiten darstellen. Ueberall sind Gesangvereine in Deutschland, sie blühen in den Städten, verpflanzen sich auf die Dörfer und in ihnen erhält sich die Tradition des Liedes.

Diese meine flüchtige Skizze erschöpft bei Weitem nicht die unermeßliche Reichhaltigkeit meines Gegenstandes. Die Geschichte des Liedes ist die innere Geschichte des deutschen Volks und man würde weit abschweifen müssen, wollte man jeder ihrer Wendungen folgen. Jedoch hoffe ich, eine sehr wichtige Thatsache bewiesen zu haben, die man in Frankreich wenig kennt und die sehr beherzigenswerth ist: daß bei unsern Nachbarn die größesten Lyriker sich durch das Volkslied begeistert haben, daß dort die hohe Poesie aus der naiven, volksthümlichen, wie eine Blüthe aus dem Stengel hervorgegangen, daß das heutige Lied nichts anderes als das wiedererstandene Lied des sechszehnten Jahrhunderts ist, erneut und vervollkommnet, wie es die vielseitigen Bestrebungen unsrer Zeit verlangen und wie es die unendliche Verschiedenheit der Individuen mit sich bringt.

Ist es nöthig, die Vorzüge einer solchen natürlich und unwillkürlich entsprossenen Poesie, die im Herzen der Nation wurzelt, gegenüber einer rein litterarischen gelehrten und akademischen Dichtungsart ausführlich zu entwickeln? Ihr

Vorzug springt in die Augen, und gestehen wir es nur offen ein, sie ist die allein wahre Poesie, weil sie die allein lebendige ist. Die gelehrte Poesie ist ein Luxus für Leute, die nichts zu thun haben, eine Liebhaberei der Gelehrten, die volksthümliche Poesie, (ich meine damit diejenige, die kräftig aus dem Geist und den Formen der einfachen Poesie geschöpft hat), ist ein Element des socialen Lebens, der freie Ausdruck der Seele der Nation. Die erstere ist tausend Gefahren ausgesetzt, denn nur zu leicht artet sie in handwerksmäßige Spielerei aus, verirrt sich in Modethorheit, metaphysische Abstractionen, in Unwahrheit und hohle Aufgeblasenheit; die andere schreitet auf dem festen Boden der Wirklichkeit fort und findet in ihren Vorbildern die drei Geheimnisse der höchsten Kunst verkörpert: Kraft, Einfachheit und Wahrheit. Die eine ist geschrieben und existirt nur auf dem Papier, die andere wird gesungen und lebt auf allen Lippen. Jene ist ein Salonvergnügen, ein Zeitvertreib für Kenner, der sich mit dem prunkenden und leeren Namen der „Kunst um ihrer selbst willen" schmückt, diese ein Werk für Alle, das in der Hütte des Armen wie im Fürstenschloß heimisch ist, die Freude eines ganzen Volks, die menschliche und für die ganze Menschheit bestimmte Kunst.

Diesem Ideal entspricht das deutsche Lied und ihm verdankt es seine wunderbare Lebenskraft. Man singt es am häuslichen Heerd, auf der Schulbank, der Universität, in Städten, auf den Bergen, bei Schützenfesten und selbst bei großen Volksversammlungen. Von dem einsamen Poetenstübchen fliegt es zum Tanzplatz im Dorf, von dem Gipfel der Alpen in den Salon der Weltdame, die sich Herz und Geist erfrischt, indem sie im Dialekt des Hochlands die einfachen Lieder der Sennerin singt. So ist das Lied gewissermaßen ein verknüpfendes Band zwischen allen Schichten der Gesellschaft geworden, eine glückbringende, fruchtbare Berührung! Denn wenn das Gemüth des Volkes immerdar

das der gebildeteren Klassen zu beleben und zu verjüngen vermag, so können diese wiederum die urkräftigen Regungen des Volks dem Ideal zuwenden. Ist es daher zu verwundern, daß in Deutschland die Beziehungen des Handwerkers zu dem Manne des Gedankens, zwischen dem Landmann und dem Städter, dank dem gemeinsamen Gesange, inniger und freundlicher als bei uns sind? Man gehe nur an einem Sonntage durch die Berggegenden Württembergs, Thüringens, Schwabens oder der Rheinlande, und man wird ein erfreuliches Schauspiel sehen. Die jungen Leute aus der Stadt, die Abends von den mit alten Ruinen und Wäldern bekränzten Höhen herabsteigen, singen oft die alten Liebeslieder des Volks und die Bäuerinnen antworten fern im Thal mit Hauff's Abschiedslied, Eichendorff's Mühle oder Heine's Lorelei. Ist das nicht ein freundlicher und zugleich schelmischer Gruß, mit dem sie sagen wollen: „Wenn ihr um unsre Liebe und unsre Lieder wißt, so kennen wir dafür die euern und wer weiß, ob unsre Söhne euch nicht einst noch übertreffen!"

Einige Uebersetzungen des Verfassers.

Haidenröslein.

(S. Seite 105.)

Un garçon vit un jour fleurir
  La rose des bruyères,
Dans sa fraîcheur belle à ravir.
Il s'arrêta fou de plaisir,
  Le coeur tout en prière.
Petite rose, ô rose rouge,
  O rose des bruyères!

Il lui dit: Je te cueillerai!
  O rose des bruyères!
Elle dit: Je te piquerai!
Et jamais ne le souffrirai,
  Je suis beaucoup trop fière!
Petite rose. ô rose rouge,
  O rose des bruyères!

Et le sauvage enfant cueillit
  La rose des bruyères.
La pauvre fleur se défendit,

Fallut bien qu'elle le souffrît;
Bientôt se laissa faire.
Petite rose, ô rose rouge,
O rose des bruyères!

So viel Stern' am Himmel stehen.

(S. Seite 173.)

Autant d'étoiles scintillantes
Brillent au grand pavillon bleu,
Autant de brebis bondissantes
Paissent sous le regard de Dieu,
Autant d'oiseaux sous la nuée
Se bercent, ô ma bien aimée!
Mon âme! autant de fois adieu!

Ne dois-je plus jamais t'entendre,
Te laisser pour l'éternité?
Non, je ne puis pas le comprendre
Que demain j'aurai tout quitté.
Que ne suis-je mort en silence
Sans avoir connu l'espérance,
Bien avant que d'avoir aimé!

Je ne sais si sur cette terre
Si pleine de maux, de douleur,
Après la lutte et la misère
Je reverrai mon seul bonheur.
Oh! quelles vagues, quelles flammes,
Jaillissent entre nos deux âmes,
Et submergent mes yeux en pleurs!

Mais je veux souffrir en silence
Pourvu que mon coeur pense à toi.
Tous les matins plein d'espérance
Je dirai: Vient-elle vers moi?
Et tous les soirs je veux me dire
En me noyant dans mon délire:
Mon seul amour, oh! songe à moi!

Non, ne crois pas que je t'oublie,
Jusqu'au tombeau va mon amour.
Dussé-je après ma triste vie
Mourir loin de toi quelque jour,
Je veux dormir au cimetière
Comme un enfant qu'endort sa mère,
Qui s'endort bercé par l'amour.

Das Mailüfterl.

(S. Seite 200.)

Quand souffle la brise
Sur les champs neigeux,
Violette s'avise
De rouvrir ses yeux bleus.

L'oiseau par tristesse
Resté, las! sans voix,
De folle allégresse,
De folle allégresse!
Rechante au vert bois!

Fleurissent les roses,
Adieu, sombres jours.
Est-ce vrai que les roses
Font fleurir les amours?

La rose gentille
Fleurit tous les mais,
L'amour, un jour brille,
L'amour, un jour brille.
Et puis — plus jamais!

La fleur printannière
Renaît tous les ans;
L'homme seul sur la terre,
L'homme n'a qu'un printemps.

L'oiseau revient vite
Au temps des amours,
Quand l'homme nous quitte,
Quand l'homme nous quitte,
Ah! c'est pour toujours!

Ein' feste Burg ist unser Gott.

(S. Seite 235.)

Le Dieu juste est ma forteresse,
Mon bouclier d'airain.
Je sens son bras dans ma détresse,
Je tiens sa forte main.
Satan rugit, se lève et s'arme
Avec ses légions.
Le faible pousse un cri d'alarme:
Tremblez, ô régions!

Fuirons-nous devant la tempête
De ces démons de feu?
Non, puisqu'il märche à notre tête,
Le vrai héros de Dieu.

Et quel est son nom sur la terre?
    C'est Jésus radieux.
C'est Sabaoth, Dieu de lumière,
    Il n'est point d'autre Dieu.

Que cent démons sortent de terre,
    Cent furieux dragons.
Dieu dans nos coeurs mit son tonnerre.
    Nous les écraserons!
En vain le prince des ténèbres
    Contre nous est sorti.
Qu'il rampe à ses antres funèbres,
    Un mot l'anéantit.

Vous laisserez debout le Verbe;
    Tuez ses serviteurs.
Son glaive tranchant et superbe
    Traversera les coeurs.
Prenez le corps, enfant et femme,
    Redoublez vos forfaits.
Mais vous ne prendrez pas cette âme
    Qui doit vaincre à jamais!

Luther.

Jägers Abendlied.

(S. Seite 299.)

Le fusil prêt au feu, d'un pas lent et sauvage
    Je rôde aux champs silencieux,
Et ton image alors, ta douce et chère image
    Flotte et resplendit à mes yeux.

Tu traverses sans doute et paisible et bénie
Des vallons riants et des bois,
Et mon image, hélas! si vite évanouie.
N'y songes-tu pas une fois?

Moi qui suis mon chemin sans repos et sans trève,
Sans jamais pouvoir m'arrêter,
Qui du nord au midi me traîne comme en rêve
Puisqu'il a fallu te quitter!

La lune en rayonnant vient rafraîchir le monde;
Ainsi tu calmes tous mes sens.
Je songe à toi: sitôt la douce paix m'inonde
Et je ne sais ce que je sens.

Wanderers Nachtlied.

(S. Seite 307.)

Sur les cimes imposantes
Paix et mort;
Dans les forêts frémissantes
Tout s'endort.
Plus un souffle, plus un soupir...
Petit oiseau se tait dans les feuillages,
O coeur! ô calme tes orages!...
Car bientôt ta paix va venir.

Goethe.

Dem aufgehenden Vollmonde.

(S. Seite 312.)

Veux-tu t'en aller si vite?
Tu brillais si près de moi!
Tu te caches, tu me quittes,
Me voilà bien loin de toi.

Mais tu sens que je suis triste;
Tu reviens, bel astre d'or!
Tu me dis: Ne sois pas triste,
Loin de toi je t'aime encor.

Monte donc! suis ta carrière,
Monte et brille fièrement!
Souffre, ô mon coeur solitaire;
Splendide est le firmament.

Goethe.

Gefunden.

(S. Seite 311.)

Dans la forêt profonde
J'allais tout à loisir,
Ne cherchant rien au monde,
Au gré de mon désir.

Je vis debout à l'ombre
Fleurette éclose au jour,
Ses beaux yeux d'un bleu sombre,
Deux étoiles d'amour.

J'étends la main vers elle;
La fleur dit à ravir:
Quoi! je suis jeune et belle
Et je devrais mourir!

Je sortis la fleurette
Du sol bien doucement,
Et portai la pauvrette
Dans mon jardin charmant.

J'y plantai la mignonne
Dans un endroit chéri;
Toujours elle bourgeonne,
Toujours elle fleurit.

Goethe.

Der Fischer.

(S. Seite 316,)

Le flot mugit, le flot murmure,
Au bord rêve un pêcheur,
Les yeux perdus dans l'onde pure;
Le frais lui monte au coeur.
Il guette, il guette; et l'onde chante,
Se gonfle, — et de ses flancs
Sort une femme ruisselante,
Aux blonds cheveux roulants.

Ce fut un chant, un doux murmure
De sa bouche à son coeur:
Pourquoi remplir mon onde pure
De mort et de douleur?
Chez moi la vie est plus heureuse,
Viens, descends dans mes bras,
Viens baiser mon onde amoureuse,
Viens et tu guériras.

Vois-tu, le chaud soleil se mire
Dans mon suave azur,
La lune à mon cristal aspire,
Y baigne son front pur.
C'est tout mon ciel bleu qui t'appelle
Dans son sein transparent,
Vois, dans ma rosée éternelle,
Sourit ton front charmant!

Le flot mugit, le flot s'élève,
Lui baise le pied nu,
Son coeur se gonfle et se soulève
Comme au plus doux salut.
Ce fut un chant, un long sourire . . .
Il tressaille éperdu! . . .
Il cède . . . il tombe . . . elle l'attire
Et nul ne l'a revu.

Goethe.

Was blasen die Trompeten.

(S. Seite 346.)

Beau clairon, que dis-tu? Francs hussards en avant!
Notre vieux général est plus prompt que le vent,
Son cheval intrépide a henni d'allégresse,
Et sa lame tranchante a brillé vengeresse.

Voyez-vous rayonner ses yeux clairs et perçants?
Voyez-vous ondoyer ses cheveux blanchissants,
Sa vieillesse fougueuse est un feu de colère,
Suivez-le, gais hussards, c'est le roi de la guerre.

Tout semblait s'écrouler dans l'abîme éternel;
Il leva hardiment son fer nu vers le ciel,
Et jura par l'acier flamboyant et sauvage
De prouver au tyran ce que peut un courage.

Et ce fer a vaincu! Aux clairons éclatants,
Ce vieillard est parti comme un coeur de vingt ans,
Il chassa le tyran, il était de sa taille,
Ah! sonnez la victoire, ô clairons de bataille!

E. M. Arndt.

Frühlingslied.

(S. Seite 367.)

Quelle suave sonnerie
Traverse mon âme en chantant?
Résonne au loin sur la prairie,
O jeune chanson de printemps!

Va voir la violette éclose,
Porte mes voeux à chaque fleur;
Et si tu rencontre une Rose,
Dis-lui le salut de mon coeur!

Heine.

Heimkehr.

(S. Seite 352.)

J'avais passé près du vieux hêtre,
Je vis la maison dans les bois,
Ma mie était à sa fenêtre,
Filant, filant comme autrefois.

J'étais soldat, j'étais en guerre,
Un autre, un autre est son époux,
Nous étions comme soeur et frère;
Aujourd'hui, quel gouffre entre nous!

Un enfant jouait sur la route,
Il ressemblait à mes amours:
„De t'embrasser, oui il m'en coûte,
Mais Dieu te bénisse à toujours!“

Ma mie était pâle, inquiète,
Dans ses yeux tristes, quel émoi!
Pensive elle inclina sa tête,
A-t-elle vu que c'était moi?

Là-haut, là-haut près du vieux hêtre,
Les feuilles faisaient un doux bruit,
J'ai fait chanter mon cor . . . peut-être
L'a-t-elle entendu dans la nuit.

Les oiseaux ont chanté l'aurore,
Elle a pleuré, pleuré, pleuré! . . .
Moi j'ai marché, je marche encore,
Et jamais je ne reviendrai!

Eichendorff.

Des Knaben Berglied.

(S. Seite 376.)

Je suis le pâtre, enfant des monts!
A mes pieds les plus fiers donjons;
Je vois du jour le premier feu,
Je reçois son dernier adieu.
Je suis le fils de la montagne!

Au berceau du torrent d'azur,
Dans le roc je bois son flot pur.
Il s'élance et mugit plus bas,
Je cours le saisir dans mes bras.
Je suis le fils da la montagne!

Ma maison forte est ce rocher.
L'orage ne peut l'arracher,
Qu'il hurle du nord au midi,
Plus haut ma chanson retentit.
Je suis le fils de la montagne!

Gronde à mes pieds, nuage en feu!
Je suis debout dans le ciel bleu.
Siffle ouragan! je te connais,
Passe et laisse mon trône en paix;
Je suis le fils de la montagne!

Quand pour la guerre le tocsin
Elèvera son cri d'airain,
Là-bas, je serai dans mon rang
Pour brandir mon glaive en chantant:
Je suis le fils de la montagne!

Uhland.

Inhalts-Verzeichniß.

Einige Uebersetzungen des Verfassers.